American University Library
101 067519239

POLENZ

REINHEIT

CAP

LIBRARY
OF
PRINCETON UNIVERSITY

427

Wilh. von Polenz

Reinheit

N. 10709

Berlin W
F. Fontane & Co.
1896

Reinheit

Von **Wilhelm von Polenz** erſchien im gleichen Verlag:

Verſuchung. Eine Studie
Der Pfarrer von Breitendorf. Roman
Karline. Novellen und Gedichte
Der Büttnerbauer. Roman

Reinheit

Novellen

von

Wilhelm von Polenz

Berlin W
F. Fontane & Co.
1896

Alle Rechte
besonders das der Übersetzung
vorbehalten

Reinheit

Wilhelm v. Polenz, Reinheit.

(RECAP)
3479
.97
375
548793

Klein Asta lebte bei ihrer Tante. Mutter sei bei den lieben Engeln im Himmel, hatte man dem Kinde versichert.

Asta ging seit zwei Jahren zur Schule. Die Lehrer waren recht zufrieden mit ihr, weil sie ein fleißiges und folgsames Kind war; nur in der Aufmerksamkeit ließ sie es manchmal fehlen. Sie träumte und hing gern ihren eigenen Gedanken nach, die mit dem, was sie gerade lernen sollte, oft gar nichts zu thun hatten.

Märchen anhören, das war Astas ganze Wonne. Wenn man dem Kinde etwas erzählte, ein Märchen, eine Geschichte, dann strahlten ihre blauen Augen in wunderbarem Lichte und gaben von viel selteneren Schätzen Kunde, als sie ein Märchendichter jemals gehoben hat.

Seitdem Asta lesen gelernt hatte, konnte sie sich auch mit all den wunderschönen Geschichten

vertraut machen, die in Büchern geſchrieben ſtanden: von Prinzen und Feeen, Hexen, Rieſen, Zwergen, guten und böſen Menſchen. Die Tante freilich, ein älteres Fräulein, mit Ringellocken — die Aſta ſo ſehr bewunderte, weil ſie des Nachts, jede einzeln, eingewickelt wurden — die Tante, überwachte die Lektüre des Kindes. Durchaus nicht alles und jedes durfte klein Aſta leſen. „Das iſt nichts für Kinder!“ hieß es. Und als Aſta eines Tages ein Buch von dem Schreibtiſch der Tante genommen, das ſie ſchon lange durch ſeinen blauen mit Gold verzierten Einband entzückt hatte, wurde ſie, als das alte Fräulein dazu kam, tüchtig ausgeſcholten und in die Ecke geſtellt. Warum — das ſah das Kind nicht ein. Denn ein Buch, das einen ſo ſchönen Einband hatte, war doch ſicherlich ſehr gut. Und wenn es gut war, warum ſollte ſie es dann nicht leſen dürfen?—

Die Tante las ſelbſt viel; doch waren es nicht immer Bücher mit ſchönen blau- und goldverzierten Einbänden. Im Gegenteil! Die Bücher, die ſie aus der Leihbibliothek mitbrachte, hatten meiſt dunkle, ſchmutzige, oft auch zerriſſene Deckel. Aſta konnte ſich gar nicht vorſtellen, daß

in Büchern, die so häßlich aussahen, etwas Hübsches stehen könne. Aber in diesen Büchern durfte sie niemals lesen; das war ihr streng verboten. Und da Asta ein gutes Kind war, widerstand sie auch der Versuchung, hineinzublicken, selbst wenn sie ganz allein im Zimmer war und völlig unbeobachtet; denn der liebe Gott war ja doch immer und überall gegenwärtig, und sah alles, was man that. —

Die Tante hatte eine Freundin, mit der sie oftmals zusammenkam. Dann wurde Kaffee getrunken, Handarbeiten angefertigt und viel dabei gesprochen. Manchmal aber wurde auch vorgelesen. Asta liebte das ganz besonders. Denn die Geschichten, die da zur Vorlesung kamen, waren sehr schwer zu verstehen. Da mußte man sich immer viel dazu denken. Gerade dieses Ergänzen und Nachschaffen aber hatte großen Reiz für das Kind. Denn so schön, wie sie sich die Geschichten selbst ausdenken konnte, wurden sie im Buche nur selten.

Wenn die beiden Fräuleins zusammen waren und sich gegenseitig vorlasen, wurde Asta meist an ihren Kindertisch geschickt zum Spielen: Flecht-

arbeit, Tapisserie, Topfmarkt oder Puppenstube. „Beschäftige Dich, Astachen!“ hieß es dann. Und das Kind beschäftigte sich; das heißt, seine Hände arbeiteten mechanisch mit den Sachen, seine Aufmerksamkeit aber war da drüben beim Vorlesen.

Eines Abends saßen die Damen wieder beisammen. Die Freundin hatte ein Buch mitgebracht, der Einband schien ziemlich neu, gelb, mit großen roten Buchstaben darauf. „Weite Herzen!“ hieß es. Es sei etwas „ganz Modernes und Hochpikantes“ habe der junge Mann in der Buchhandlung gesagt, berichtete die Überbringerin. — „Weite Herzen!“ Was das wohl heißen sollte? Selbst für Astas Phantasie war das zu schwer, auszudeuten.

Die Kaffeekanne stand auf dem Tische. Der Kanarienvogel war verhangen worden — das Tierchen hatte nämlich die Angewohnheit, wenn laut gelesen wurde, plötzlich die Andacht durch tolles Zwitschern zu stören — Asta saß an ihrem Tischchen, heute mit Kanevas-nähen beschäftigt, die Tante strickte an einem Strumpfe, die Freundin las vor.

Ein Mädchen mit Namen Roſabella ſpielte eine große Rolle in dem Buche. Das war ein ganz außergewöhnliches Weſen. Die kleine Aſta konnte ſie ſich gar nicht reizend genug vorſtellen. Wie ſie da geſchildert wurde: im kurzen, fliegenden Röckchen von duftiger Gaze mit roſa Tricot, auf einem weißen Zelter, lächelnd, nach allen Seiten Kußhändchen werfend, von hundertſtimmigen „Bravos“ begrüßt. Und dann das Springen durch die Reifen, das Spiel mit den Bällen; alles vom Pferde aus. Was mußte das für ein wunderbares Weſen ſein, das ſo etwas konnte! Klein Aſta ſtellte ſich unter Fräulein Roſabella eine Art von Fee oder Engel vor.

Ein neues Kapitel kam. Die Freundin las ohne Aufenthalt weiter; ſo intereſſant war es. „Roſabella bei der Toilette“ ... Ganz entzückend war das Zimmer geſchildert; man ſah alles vor ſich: das große Himmelbett mit den blauſeidenen Vorhängen, den Divan mit der roten Ampel darüber. Ein Spiegel, der von der Erde bis zu der goldſtrahlenden Decke reichte. Auf dem Friſiertiſch das ſilberne Toilettenſervice. In einem Käfig „Koko“ der Papagei, der „Süßes Herz-

chen“ ſagen konnte. Der Fußboden bedeckt mit Teppichen, in denen der Fuß verſank. Und inmitten dieſer Pracht: Roſabella, die von einer alten Frau friſiert wurde.

„In goldenen Wellen fiel ihr weiches, blondes Haar über den ſchlanken Alabaſterhals und die weißen Schultern zum Boden hinab.“ — Die alte Frau dagegen, welche dieſes herrliche Geſchöpf bediente, war ſehr häßlich geſchildert. Sie hatte einen „zahnloſen Mund und falſche grünſchillernde Augen“. Aſta faßte ſofort einen ſtarken Haß gegen dieſe Alte; das war gewiß eine Hexe. — Während die alte Dienerin Roſabellas Haar auskämmte und ein Brillantdiadem darin befeſtigte, klopfte es an die Thür. Ein Diener erſcheint: „Empfehlung von ſeiner Durchlaucht dem Prinzen, und er ſchickt dieſes Bouquet für Fräulein.“ — Die Alte nimmt dem Lakaien die Blumen ab, dann geht ſie von neuem an das Friſieren der Herrin.

„Ich kann das Diadem nicht ausſtehen!“ rief Roſabella und ſchürzte den reizenden Mund, „es drückt mich!“

„Aber, es iſt doch ein Geſchenk vom Herrn Kommerzienrat, und der Herr Kommerzienrat

kommt heute Abend!“ erwiderte die Alte mit vielsagendem Lächeln.

„Ach, laß mich mit dem Kommerzienrat!“ schmollte Rosabella und stampfte mit dem reizenden Füßchen heftig auf den Boden. „Das ist ein alter Ekel. Ich kann ihn nicht ersehen!“ —

„Aber er bezahlt Dir die Wohnung, Kindchen!“ sagte die Alte mit bedeutungsvollem Blicke. — In diesem Augenblicke klingelte es. „Das wird der Herr Kommerzienrat sein,“ rief die Dienerin, und eilte zur Thür. Ein kleiner, gebückter Alter trat ein, mit grauem Backenbart und vielen Runzeln im Gesicht. Er lächelte freundlich. In der Hand trug er eine Bonbonnière. „Bon soir, reizende Rosabella!“ rief er mit näselnder Stimme, öffnete die Bonbonnière und schritt auf Rosabella zu, der er die alte runzlige Hand auf die weiße Schulter legte. „Mein Schätzchen, hier“ .....

An dieser Stelle räusperte sich die Tante. Und da die Freundin, den warnenden Ruf überhörend, weiterlas, stand sie auf: „Antoinette! pour l'enfant!“ — Die Freundin sah auf ärgerlich, an der interessantesten Stelle unter-

brochen zu werden. „Sie verſteht ja doch nichts davon!“ — „O, man iſt ſehr klug!“ — „So ſchick' ſie doch zu Bette, wenn Du denkſt . . .“ . .

„Aſtachen, mein Kind!“ ſagte die Tante, „Du haſt nun genug gearbeitet. Du wirſt müde ſein. Geh zu Bett, gutes Kind!“

Dem Mädchen ſtanden die Thränen in den Augen. Gar zu gern hätte ſie gehört, wie die Geſchichte noch weiter gehen würde. Sie packte ihre Sachen zuſammen, ſagte „Gute Nacht“, küßte den Damen die Hand und ging.

Auf ihrem Zimmer zog ſie ſich ganz ſchnell aus, ſprach vor dem kleinen Bett niederkniend ihr Gebet und huſchte dann unter die Decke. Alles ſo flink wie möglich! Denn jetzt kam das Schönſte: jetzt konnte ſie ungeſtört nachdenken, und das Gehörte weiterſpinnen, wie ſie es ſchon ſo oft gethan, ohne daß irgend jemand eine Ahnung davon gehabt.

Denn klein Aſta war eine Dichterin, trotz ihrer ſieben Jahre. Ein viel reicheres Dichtergemüt, jedenfalls als der Mann, welcher die Erzählung geſchrieben, von der ſich die alten Mädchen neben= an die Ohren kitzeln ließen. Bald hatte die kind=

liche Phantaſie die Ergänzung zu dem Gehörten gefunden:

Roſabella war ein gutes Mädchen. Sie hatte eine Mutter. Als die ſtarb, ſagte ſie zu ihrem Kinde: „Roſabella, ich fühle, daß ich ſterben werde; bleibe fromm und gut, und vor allem naſche niemals! Süßigkeiten ſind nicht gut für Kinder! Wenn Du die ſchönſten Bonbons ſiehſt, Chokoladenplätzchen, Kandiszucker, Pfeffernüſſe, Pralinés, ſollſt Du an mich denken und nicht davon eſſen.“ Mit dieſen Worten ſtarb die gute Mutter und wurde begraben. Roſabella aber beweinte ſie ſehr und dachte immerfort an das Verſprechen, welches ſie der Mutter gegeben hatte. Die Stiefmutter aber, welche die kleine Roſabella bekam, das war eine böſe Frau mit grünſchillernden Augen. Die wollte das gute Mädchen immer zu allerhand Böſem verführen. Roſabella aber blieb fromm und gut und wurde ein großes, ſchönes Fräulein, mit goldblondem Haar und einem Schwanenhalſe. Die Schönſte war ſie im ganzen Lande, und der Prinz hatte geſagt, wenn er wüßte, daß ſie ebenſo tugendhaft wäre, wie ſie ſchön ſei, dann möchte er ſie wohl

zu seiner Frau machen. Eines Tages nun, als das gute Mädchen gerade vorm Spiegel saß, und sich von der bösen Stiefmutter das Haar machen ließ, da klopfte es, und ein altes Männchen trat herein, buckelig, mit einer krähenden Stimme, das sagte: „Grüß Dich Gott, mein liebes Mädchen! Ich habe gehört, daß Du so schön bist, und hier bringe ich Dir eine ganze Schachtel voll Bonbons. Sieh nur her! Da sind Chokoladenplätzchen, Kandiszucker, Pfeffernüsse, Pralinés. Alles was das Herz begehrt, so süß, wie Du noch niemals etwas gekostet. Ich weiß, Du liebst dergleichen. Nun lange zu und iß nach Herzensluſt. Und wenn Du willst, sollst Du jeden Tag eine solche Schachtel voll von mir geschenkt bekommen."

So sprach das alte Männchen. Die böse Stiefmutter aber, als sie die Pracht sah, schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und rief „O, Du glückliches Geschöpf! Solche schöne Sachen habe ich mein Lebtag noch nicht gesehen!" Das Männchen aber stellte die Schachtel mit den Bonbons vor Rosebella hin und forderte sie auf, zuzulangen.

Da ſagte das gute Mädchen: „Nimm Deine Bonbons nur wieder fort! Meine Mutter hat mir verboten, zu naſchen. Ich ſoll niemals Süßigkeiten eſſen und wenn es die ſchönſten Sachen wären: Chokoladenplätzchen, Kandiszucker, Pfeffernüſſe, Pralinés. Ich will halten, was ich meiner Mutter verſprochen habe.“

Als das alte Männchen das hörte, da ſchmunzelte es vor Vergnügen. „Roſabella!“ ſagte es, „Du biſt wahrlich ebenſo tugendhaft, wie Du ſchön biſt! Heil Dir! Nun habe ich die Braut gefunden.“ Während er ſo ſprach, wuchs er vor den Augen des Mädchens in die Höhe, ſein Buckel ſchwand und ſeine Falten glätteten ſich. Bald war es ein ſchöner, junger Mann in prächtigen Kleidern; auf dem Lockenhaar trug er ein goldenes Krönlein, und als ſie ihn ſich näher anſah, war es der Prinz in eigener Perſon. „Komm mit mir, Roſabella!“ ſagte der Prinz, „unten wartet mein Gefolge auf Dich. Ehe wir aber gehen, wollen wir erſt dieſer alten Hexe den Garaus machen.“ Damit wollte er der böſen Stiefmutter an den Leib. Die verwandelte ſich aber ſchnell in einen ſchwarzen Kater mit grünen

Augen, und ſprang in's Ofenloch, das gerade offen ſtand. Der Prinz machte die Ofenthür raſch hinter ihr zu. „So, nun muß ſie erſticken da drinnen!“ ſagte er, „Du aber, Roſabella, meine Braut, komm mit mir!“ —

So hatte ſich klein Aſta die Geſchichte weiter gedacht. —

Inzwiſchen laſen die beiden alten Fräuleins im anderen Zimmer die Novelle zu Ende. — Als die Tante dann an Aſtas Bett kam, fand ſie das Kind ſchlafend. Hinter dem kleinen Bette aber ſtand eine hohe, lichte Geſtalt im weißen Gewande, die einen Lilienſtengel in den gefalteten Händen hielt.

Die Augen der Tante ſahen nichts von dem Engel. Denn die Reinheit erkennt nicht, wer ſelbſt nicht reinen Herzens iſt.

Frühe Liebe

Märkiſche Ebene, am Himmelsrande dunkle Kiefern! Es war im zeitigen Frühjahr und die Flüſſe ausgetreten. Die Wieſen waren in ſeichte Teiche verwandelt, alle Gräben und Löcher, jede Bodenſenke, ſtand voll Waſſer. Überallhin konnte der Blick über das Flachland ſchweifen, ungehindert; keine begrenzenden Höhenzüge ſtellten ſich in den Weg, keine Schlucht entzog ihre Tiefe dem forſchenden Auge. Flach alles, und in der platten Ausdehnung doch keine Ferne. Dem Blicke, der ſich an nichts emporrichtet, der die Größe nicht an der Kleinheit meſſen kann, erſcheint ſelbſt der Himmel niedrig. Aber auch dieſe Landſchaft hat ihre Reize; ſie ſind karg, ſpröde, unaufdringlich, und ergreifen nur das Gemüt, das auf ſie geſtimmt iſt. Dort das Knie im Fluſſe, ein Kranz von Weiden darum. Eine hölzerne Brücke auf mächtigen Pfoſten, die wohl

ſchon manches Frühjahrswaſſer durchgelaſſen haben mochten. Dahinter ein Eichenkamp. Durch die Wipfel blickt ein Scheunendach, auf dem Giebel ein Storchneſt. Rote Ziegelwände, Eſſen, aus denen der Rauch langſam emporſchwebt. Zwiſchen ſtrohgedeckten Katen ein einzelnes, breites, weißgetünchtes Haus, mit hohem Pultdach. — Das war der Santehof, wo der Amtmann wohnte. Die Meierei lag in einer Krümmung der Sante, einem kleinen, ſchilfbekränzten Flüßchen, das man zur Sommerszeit an den breiteren Stellen durchwaten konnte; im Frühjahr aber gebärdete ſie ſich wie ein rechter Fluß, kam ſtrudelnd und wirbelnd daher, daß die Buhnen gänzlich unter den lehmigen Fluten verſchwanden.

Über die hölzerne Brücke kam jetzt ein Trupp Kinder, vier an der Zahl: ein Mädchen und drei Knaben, zum Schulgange ausgerüſtet. Die Kinder waren ärmlich gekleidet, bis auf den kleinſten Knaben, der in einem braunen Anzug, Schaftſtiefelchen, mit einem Schulranzen auf dem Rücken und einer Schirmmütze von dunkelblauem Tuch einherging wie ein Stadtkind. Das war Chriſtoph, der Sohn des Amtmanns, ein kleines, zartes

Bübchen. Seine Mutter, die vor einem halben Jahr etwa geſtorben war, hatte darauf gehalten, daß ihr Chriſtoph ſich von den Kindern, mit denen er zur Schule ging, ſchon durch ſeine Kleidung abhöbe. Denn die anderen drei ſtammten aus Arbeiterfamilien.

Da war erſtens das Mädchen, Ulrike hieß ſie. Ihr Vater war Pferdeknecht auf dem Santehofe. Dreizehn Jahre zählte ſie, aber man konnte ſie von fern, wenn man das kindliche Geſicht nicht genauer ſah, für eine Frau halten. Der Vater war auch ſo ein Rieſe. Ihm ſah Ulrike mit dem ſtrohgelben Haar, den weitauseinanderſtehenden blauen Augen, der ſchmalen Naſe und den ſchönen Zähnen ähnlich, wie aus dem Geſichte geſchnitten. Nur einer der Knaben reichte an Körpermaß an ſie heran, Ruprecht, ein hagerer, knochiger Junge mit gemeſſenen Bewegungen und ernſten, ausgearbeiteten Zügen. Ruprecht war der Sohn eines Koſſäten, der Vater ging in den Santehof auf Arbeit. Ein ganz beſonderer Menſch war der dritte Knabe, Florian. Er nahm ſich mit ſeinen ſchwarzen Borſten und ſeinen unruhigen Kohlenaugen unter dieſer blondhaarigen, helläugigen Ge-

ſellſchaft aus wie ein fremder Vogel. Sein Vater war vor Jahren von Oſten her gekommen mit anderen Arbeitern; die waren im Herbſt wieder abgezogen, Florians Vater aber war ſitzen geblieben. Er fand, weil er ein geſchickter Menſch war und von mancherlei Hantierung etwas verſtand, auch im Winter Beſchäftigung. Dann hatte er eine Magd vom Santehofe geheiratet. Eines Tages aber war dieſer Zugvogel auf und davon, wahrſcheinlich hatte er den Flug in ſeine öſtliche Heimat zurückgenommen. Der Knabe, den er ſeiner Frau als einzige Erinnerung zurückgelaſſen, glich ſeinem Erzeuger in vielen Stücken. Florian war geſchmeidig, wie eine Weidenrute, flink und zähe, wie eine Katze.

Nach Kruchow, wohin die Kinder täglich zur Schule gingen, war es eine gute Stunde Wegs vom Santehofe aus. Die drei Knaben waren Klaſſengenoſſen von früh auf geweſen. Ulrike war erſt kürzlich zu ihnen geſtoßen, ſeit ihr Vater Knecht beim Amtmann geworden war. Anfangs hatten ſich die Jungens geſträubt, gemeinſam mit dem Mädchen zur Schule zu gehen. Ruprecht beſonders war der Anſicht geweſen,

daß das unter ihrer Würde ſei, und Chriſtoph hatte ſich ihm darin angeſchloſſen. Sie ließen die „Göre“ allein gehen.

Ulrike ſchien ſich aus dieſer Mißachtung ſeitens der Männerwelt herzlich wenig zu machen. Mit dem gleichen vergnügten Geſichte, rotbäckig bei jeder Witterung, ſtiefelte ſie in ein Paar abgelegten Schuhen ihrer Mutter durch den tiefen Sand. Die Jungens bald vor ihr, bald hinter ihr, allerhand Streichen nachgehend.

Ulrikes Vereinſamung ſollte nicht lange dauern. Zuerſt knüpfte Florian mit ihr an. Dem Jungen ſtach das ſtrohgelbe Haar des Mädchens in die Augen; er zupfte ſie daran. Aber da zeigte es ſich, daß Ulrike ſchlagfertig war, mit Worten wie mit Händen. Sie blieb dem ſchwarzhaarigen Kobold nichts ſchuldig.

Auch der kleine Chriſtoph wurde bald auf ſie aufmerkſam. Er war ein Knabe von beweglichem Geiſte und lebhafter Phantaſie. Durch die verſtorbene Mutter hatte Chriſtoph eine Frühreife erlangt, wie ſie ſonſt nur Stadtkindern eigen zu ſein pflegt. Sie war eine feine, zarte Frau geweſen, aus der Stadt gebürtig, und hatte

ſich auf dem Santehofe niemals recht heimiſch gefühlt. Chriſtoph, ihr einziges Kind, war ganz nach ihr geraten, ſo recht nach dem Herzen der Mutter, ein zierliches, kluges, feinfühlendes und dabei etwas vorwitziges Knäbchen. Den Vater würde es mehr gefreut haben, wenn Chriſtoph ihm ähnlicher geweſen wäre in Kraft und derber Anlage. — Der Knabe beſuchte die Dorfſchule; ihn in die Stadt zu ſchicken, geſtatteten die Einnahmen des Amtmanns nicht. Für die Mutter war es freilich immer ein Stein des Anſtoßes geblieben, daß ihr Chriſtoph mit den Kindern der Knechte, Tagelöhner und Koſſäten auf derſelben Schulbank ſitzen ſollte. Sie hatte dem wißbegierigen Kinde zum Erſatz mancherlei mitgeteilt, was es in der Dorfſchule nimmermehr erlernt hätte.

Zwiſchen Chriſtoph und Florian beſtand eine natürliche Rivalität ſchon von früh auf. Florian war in allerhand Künſten bewandert, die ihm ſo leicht kein anderer nachmachte. Er verſtand es, mit einem Meſſer, das von ſeinem Vater ſtammte, kunſtvolle Gegenſtände zu ſchnitzen, er war von allen Jungens weit und breit der ſchnellſte Läufer,

auch im Baumklettern übertraf ihn keiner, auf den Händen konnte er gehen, und ganz erstaunlich war sein Spürsinn. Er legte Angeln im Fluß, fing Frösche und zog ihnen die Haut ab, damit ging er dann auf's Krebsen aus. Erwischen ließ er sich nicht, der Zigeuner. Aus dem Suchen von Kibitzeiern machte er ein Geschäft. Überhaupt war er ein Handelstalent. Obgleich das Kind der ärmsten Frau auf dem ganzen Hofe, klimperte er stets mit Geld, kaufte sich Näschereien und rauchte aus einer kurzen Pfeife manchmal wirklichen Tabak. Eine solche Persönlichkeit mußte den ehrgeizigen Christoph zur Eifersucht reizen.

Als Florian am eigenen Leibe verspürt hatte, daß mit dem großen Mädchen nicht ungestraft anzubinden sei, beschloß der Schlaukopf, sich mit ihr auf guten Fuß zu stellen; er widmete ihr fortan seine besondere Aufmerksamkeit. Dadurch wurde Christophs Interesse für das Mädchen rege. Bisher hatte er Ulriken kaum beachtet, jetzt sah er sie sich einmal genauer an. Was war denn diese Knechtstochter eigentlich für ein Wesen? Eine schnell aufgeschossene Gestalt in ein enges und viel zu kurzes Kleid gezwängt. Überall drängten

ihre Gliedmaßen aus der allzu knappen Hülle heraus. Ein ganzes Stück der mageren Waden ſah man, aus den Ärmeln ſtachen rote Hände mit ſtarken Knöcheln hervor. Die Geſtalt war eigentlich komiſch, und der ſpottluſtige Knabe empfand einen unwiderſtehlichen Reiz, über Ulrike zu lachen. Überhaupt, wie konnte man nur ein Mädchen ſein? — In der Klaſſe ſaßen ſie allerdings zuſammen, die Knaben auf der einen, die Mädchen auf der anderen Seite. Aber Chriſtoph hatte ſich daran gewöhnt, die Mädchen als eine tiefer ſtehende Menſchengattung anzuſehen.

Eines jedoch war an Ulrike, was ihm wirklich gefiel, das Geſicht; nicht einmal das ganze Geſicht! Auf der Naſe hatte ſie Sommerſproſſen, die er nicht liebte. Aber die Augen fand er ſchön, weil ſie ſo klar waren. Und dann der Mund. Dieſer Mund war wirklich das Reizendſte, was er je geſehen hatte. Er konnte ſich gar nicht ſatt daran ſehen. Während der Stunde blickte er jetzt oft nach der blonden Ulrike hinüber, die ſeitwärts von ihm bei den Mädchen ſaß. Sie wußte nicht viel in der Schule.

Der Lehrer hatte ihr wiederholt vorgeworfen,

ſie ſei die Größte und Dümmſte. Eine Bemerkung, die ſtets durch ein Gewieher der Klaſſe beantwortet wurde. Ulrike reagierte auf ſolchen Spott nur wenig. Sie war darin ein eigentümliches Weſen; jeder Vorwurf lief wie Waſſer an ihr ab. Sie zuckte nur mit den Achſeln und lächelte. Chriſtoph fand ſie in ſolchen Augenblicken entzückend. Sie wußte wirklich nicht viel. Der Knabe überlegte, ob er ihr nicht ſeine Hilfe beim Lernen anbieten ſolle. Er fühlte das Bedürfnis, ſich ihr angenehm zu machen, ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken, Einfluß auf ſie zu gewinnen. Worin konnte man dem Mädel nur beikommen?

Eines Tages ſah er, daß Florian dem Mädchen einen ſelbſtgeſchnitzten Kreiſel ſchenkte. Nun ſtand ſeine Eiferſucht in hellen Flammen. Von jetzt an ſann Chriſtoph nur noch darauf, den Nebenbuhler auszuſtechen. Das wirkſamſte Mittel, Eindruck zu machen, erſchien ihm ſchließlich immer noch, ihr ſein Frühſtück anzubieten. Er hatte es längſt ſchon bemerkt, daß ſie nur trockenes Brot mitbrachte. Eines Tages überreichte er ihr ſeine belegte Semmel. Von da ab war es eingeführt, daß Chriſtoph ſein Frühſtück an Ulrike

abtrat. Durch dieſes Opfer feſſelte er ſich ſelbſt mehr und mehr an das Mädchen; ſein Lohn war, daß ſie ihm ein freundliches Geſicht zeigte. — Ein geheimer Kummer für den Knaben blieb Ulrikens Körperlänge. Die eigene Kleinheit war ſtets ein wunder Punkt in ſeinem Empfinden geweſen. Daß nun gar ein Mädchen ihn an Größe ſo ſehr übertreffen mußte! Außerdem kränkte ſie ihn auch dadurch, daß ſie ſich mit Florian abgab. Sie lachte über die tollen Streiche des Schwarzhaarigen. Eines Tages mußte es Chriſtoph ſogar erleben, daß ſie ſeine Semmel an den Gegner weggab.

Die Schulgänge hatten einen ganz veränderten Charakter angenommen, ſeit Ulrike zu den drei Knaben gekommen war. Früher waren ſie, rechts und links vom Wege abweichend, in Wald und Gebüſch herumgekrochen, hatten allerhand Tieren nachgeſtellt und gelegentlich auch eine Rübe aus dem Acker, oder eine Frucht vom Baume ſtibitzt. Die Zeit, welche ſie durch ſolche Fahrten verſäumten, pflegten ſie dann durch Dauerlaufen einzuholen. Seit Ulrike unter ihnen war, ging das nicht mehr an. Die weibliche Nähe wirkte be-

ſänftigend auf dieſe Wildfänge. Sie hielten ſich fortan mehr auf der geebneten Landſtraße. Bald herrſchte Ulrike ganz unumſchränkt über die drei angehenden Jünglinge, mit denen ſie täglich zur Schule ging. Selbſt Ruprecht, der Spröde, hatte ſich wohl oder übel ihrer Macht ergeben müſſen.

Im Hauſe des Amtmanns war inzwiſchen eine große Veränderung vor ſich gegangen. Chriſtophs Vater hatte von neuem geheiratet. Die Frau war jung und man ſtaunte über die ſchöne Ausſteuer, die ſie mitbrachte. Jedermann ſchien ſie zu gefallen; Chriſtoph gefiel ſie nicht. Es war ſo etwas in ihrem hübſchen Geſicht, das ihn verdroß, etwas, das ſo grundverſchieden war von ſeiner verſtorbenen Mutter. Nein, die Leute mochten ſagen, was ſie wollten, die hier war nicht ſeine Mutter, obgleich ſie die Frau ſeines Vaters war. Nein! Er wollte ſie nicht lieb haben, trotz ihrer ſanften Stimme und der freundlichen Blicke und Worte, die ſie für ihn hatte. Sie war noch nicht vierzehn Tage im Hauſe, da hörte der Knabe, von ſeinem Zimmer aus, wie ſie die alte Martha ſchalt. Die alte Martha hatte das Gnadenbrot im Hauſe. Der Knabe vernahm Worte aus dem

Munde ſeiner Stiefmutter, die ihn in der Anſicht beſtärkten, ſie ſei keine gute Frau.

Die Roſen fingen an zu blühen im Garten. Die Stöcke hatte die Verſtorbene angepflanzt. Jetzt ſchnitt ſich die neue Herrin die Knospen und nahm ſie auf ihre Stube. Den Knaben reizte das zur Wut. Daß ſie das durfte! Die Roſen gehörten doch ſeiner Mutter. Wenn er das nur hätte hindern können! — Der Blumengarten war nur klein. Ein paar mit Chamotten eingefaßte Beete, ſchmale, kiesbeſtreute Wege zwiſchen den erhöhten Quartieren. Die Roſenſtöcke waren an Stäbe angebunden, die oben bunte Glaskugeln trugen. Um den Blumengarten lief ein Zaun von Weißdorn, der die Hühner und Kinder abhalten ſollte. Ein Pförtchen führte nach dem Fluſſe hinaus. Auf dem ſchmalen Streifen Raſen, der zwiſchen Fluß und Garten hinlief, war der Tummelplatz der Kinder. Hier ſaß auch Ulrike häufig mit einem oder dem anderen ihrer jüngeren Geſchwiſter.

Sie war die Älteſte von einer ganzen Schar. In jedem Jahre pflegte ihre Geſchwiſterzahl ſich zu vermehren. Die Mutter hatte mehr zu thun,

als die Kinder zu bewachen; die mußten ſich gegenſeitig weiter helfen. Ulrike ſaß heute mit dem jüngſtgeborenen im Schoße, ein zweijähriges kroch in ihrer Nähe im Graſe umher. Chriſtoph bemerkte ſie vom Blumengarten aus, ſie war leicht zu erkennen, auch von hinten, an ihrem Haar. Er ſchnitt einige von den ſchönſten Roſen ab, ſchlich ſich auf Zehen an das Mädchen heran und warf ihr die Blüten über die Schulter. Ulrike wollte ſich nach dem Roſenſpender umſehen; aber blitzſchnell hatte er ihr die Hände über beide Augen gelegt. Sie lachte und ſuchte ſich frei zu machen. Aber da ſie ſaß und er ſtand, hatte er die größere Gewalt. „Chriſtoph!“ rief ſie. An den kleinen Händen hatte ſie es geſpürt, daß er es ſei. „Geraten!“ — Er gab ſie frei. Sie lachte ohne Aufhören; der Spaß gefiel ihr ausnehmend. Er nahm die Roſen vom Boden auf und ließ ſie von ihr betrachten. Das Kind, das zu ſchreien angefangen, wiegte ſie wie eine rechte Mutter, bis es ſich beruhigt hatte. „Aus dem Blumengarten?“ fragte ſie und wurde auf einmal ganz ernſthaft; der eingezäunte Garten des Amtmanns war für ſie eine geheiligte Stätte.

Es wurde niemandem geſtattet, dort etwas abzupflücken. „Ja, rieche mal!“ und er hielt ihr die Blüten unter die Naſe. Sie fühlte nichts als Kitzeln, das ſie zum Nieſen reizte, meinte aber doch, daß es wundervoll rieche Halb mit Begier, halb mit ehrfurchtsvoller Scheu betrachtete das Mädchen die ſeltenen Blumen. „Wenn Du willſt, ſchenke ich ſie Dir!“ ſagte er. Ulrike ſchüttelte ungläubig den Kopf. „Ja, ich ſchenke ſie Dir alle — die anderen auch, die dort drinnen noch ſind. Das thue ich; paß mal auf!“ — Er machte den Verſuch, vor der Sitzenden ſtehend, ihr die Blüten in's Haar zu ſtecken; ſo wie er es neulich bei der Hochzeit ſeines Vaters bei einigen Damen geſehen hatte. Aber das ging gar nicht ſo leicht, bei Ulriken wollten die Blumen nicht haften. Das Mädchen hielt ruhig, obgleich er unſanft mit ihren Flechten umging. Er verlor zuerſt die Geduld. „Warte mal!“ ſagte ſie, nahm die Blumen in die Hand, drehte die Stiele zuſammen, neſtelte ihr Kleid auf, und ſteckte den Strauß da hinein. „So geht's auch!“ — Ihm gefiel die Wirkung der Blumen an ihrer Bruſt ausgezeichnet. „Du ſollſt jeden Tag Roſen haben,

von jetzt ab!“ ſagte er mit Gönnermiene. Sie machte die Einwendung, die Frau Amtmann werde das wohl nicht erlauben. „Pah!“ rief er und pflanzte ſich, die Hände in den Taſchen, vor Ulrike auf, „das geht die garnichts an! Die Roſen hat meine Mutter gepflanzt. Wenn ich ſie Dir ſchenken will, dann ſchenke ich ſie Dir eben!“ —

Aber der Amtmann und ſeine junge Frau waren anderer Anſicht. Die neue Herrin hatte bald gemerkt, daß ihr täglich die ſchönſten Knoſpen aus dem Garten wegkamen. Es dauerte nicht lange, da hatte man's heraus, daß ſich Ulrike, die Tochter des Pferdeknechts, mit den Roſen aus Amtmanns Blumengarten ſchmücke. Die Entrüſtung war groß. Ulrikes Mutter, eine ſtrenge Frau, die auf Ordnung und Zucht hielt, nahm ihre Älteſte vor, wobei es nicht gerade freundſchaftlich zuging. Der Amtmann hatte eine Unterredung unter vier Augen mit ſeinem Jungen, wobei es noch weniger ſanft abging. Der Knabe behauptete, er habe ein Recht dazu, die Roſen zu verſchenken. Daß jetzt alles hier der neuen Mutter gehöre, wollte er nicht einſehen, denn die

ſei ja gar nicht ſeine Mutter. Er konnte trotzig ſein, der kleine Kerl, ſo zart er auch ausſah. Und des Vaters Hand erlahmte, ehe ſie das Eingeſtändnis ſeiner Schuld von dem Kinde erzwungen hatte.

Chriſtoph fühlte ſich nicht mehr wohl daheim. Dreizehn Jahr war er jetzt geworden; zu Oſtern ſollte er konfirmiert werden. Er hatte ſeine eigenen Gedanken über die Zukunft. Der Vater meinte, es würde nie etwas Geſcheites aus ihm werden, weil er ſo ſchwächlich war und für die Landwirtſchaft ſo wenig Intereſſe zeigte. Aber Chriſtoph wollte auch gar nicht Landwirt werden. Der Lehrer hatte einmal die Bemerkung fallen laſſen, er paſſe zum Kaufmann, weil er ſo gut rechnen könne. Das Wort hatte gezündet. Kaufmann! Das war etwas für ihn. Mit ausländiſchen Früchten wollte er handeln. Der Verkehr mit überſeeiſchen Ländern, da lag ſo etwas Großes, Außergewöhnliches drin. Chriſtoph malte ſich das in den glühendſten Farben aus. Mit niemandem ſprach er darüber, nicht einmal mit Ruprecht, der bis dahin ſein Vertrauter geweſen war. Nur Ulriken eröffnete er ſeinen Plan, denn

die mußte es ja doch erfahren, daß er ſie heiraten wollte. Er flunkerte in unſchuldiger Weiſe, überbot ſich in glänzenden Schilderungen der zukünftigen Herrlichkeit. Als Kröſus ſtellte er ſich dem Mädchen dar, der über alle Schätze Indiens gebot.

Nur in ihrer Nähe war ihm jetzt noch wohl zu Mute. Während des Schulweges wich er nicht von ihrer Seite. Das Schönſte aber war, wenn Ulrike in den freien Nachmittagsſtunden, mit einem oder dem anderen ihrer jüngeren Geſchwiſter draußen auf dem Raſenabhang am Fluße ſich aufhielt. Am Waſſer lief ein Gürtel von Schilf und Weidengeſtrüpp hin. Chriſtoph hatte in den Buhnen einen wundervollen Platz ausfindig gemacht. Zwei alte Weidenſträucher bildeten da eine Art von Laube, die nur nach der Flußſeite hin offen war; nach dem Santehofe zu war man durch einen natürlichen Schirm von Laub und Zweigen gedeckt. Das war ſein und Ulrikens Haus. Den Untergrund bildete feiner weißer Flußſand. Mücken gab es gerade genug, aber das ſtörte die Kinder wenig. Hier konnten ſie ungeniert „Ehepaar ſpielen“, wie Chriſtoph das nannte. Da ſaßen ſie in aller Unſchuld bei

einander. Ulrike gewöhnlich mit einer Näharbeit oder einem Strumpfe beſchäftigt; denn ſie durfte nicht müßig gehen, darauf hielt die ſtrenge Mutter. Chriſtoph erzählte ihr, oder er las ihr auch vor aus Büchern, die von ſeiner Mutter ſtammend jetzt verachtet auf dem Boden ſtanden. Der Knabe war auf „Tauſend-und-eine-Nacht“ geſtoßen. Da ging den Kindern die Wunderwelt des Orients auf. In ihren Köpfen ſpukte es fortan von Kalifen, Entführungen, Wunderlampen, Edelgeſtein und Goldpaläſten. Nachdem ſie mit atemloſer Spannung dieſes Buch zu Ende geleſen, kam ein anderes daran, das Chriſtoph durch ſeinen Titel verlockt hatte, der von „Liebe“ ſprach. Die beiden Menſchenkinder, die ſich in dem Buche liebten, waren ſehr unglücklich. Und ſchließlich endete es auch ſehr traurig damit, daß die beiden gemeinſam in ſelbſtgewählten Tod gingen. — Chriſtoph ſtockte die Stimme häufig vor Thränen beim Vorleſen. Merkwürdig, das Mädchen weinte garnicht! Sie fand die Geſchichte ſehr ſchön; aber deshalb weinen! — das war ihr nicht gegeben. Chriſtoph fragte ſie, ob ſie mit ihm ſterben würde, wenn er ſie darum bäte. Da

lachte ihn Ulrike tüchtig aus. Zum Sterben habe ſie gar keine Luſt. Er erklärte, daß er gleich für ſie in den Tod gehen würde, wenn ſie es verlange. Da lachte ſie noch unbändiger als vorher. Nun war er beleidigt und ſprach zwei Tage lang nicht mit ihr. Aber länger hielt er das nicht aus. Er bat ſie, wieder in ihr gemeinſames Haus zu kommen. Dort hielt er ihr eine Rede, von der ſie nicht viel verſtand; aber ſie merkte doch eines heraus, daß er es gut meine. Und darum unterdrückte ſie diesmal das Lachen, ja ſie gab ihm die Hand, als er ihr Verſöhnung vorſchlug. Er ſchwur ihr ewige Liebe und Treue und ſprach dann von der Zukunft, wo ſie zuſammen leben würden als ganz reiche Leute. — Chriſtoph nannte das die „Verlobung“.

Äußerlich waren ſie von jetzt ab ſehr einig, wie echte Verlobte. Aber Chriſtoph war nicht zufrieden; ihm fehlte noch etwas zum vollen Glücke. Das Mädchen zu küſſen, hatte er noch niemals gewagt. Seine Mutter hatte er doch oftmals umarmt, da war er niemals blöde geweſen; aber Ulriken gegenüber fühlte er ſich verlegen.

In den Büchern, die er geleſen, küßten ſich die Liebenden ſehr häufig, ja, das ſchien das Hauptmittel zu ſein, um dem anderen Teile ſeine Liebe zu beweiſen. Sein Verhältnis zu Ulrike war ein eigenes Ding. Wie er ſie liebte, das wußte nur er allein; aber, ob ſie etwas für ihn fühlte? — — Wenn ſie ihn manchmal ſo kühl anſah, oder gar wenn ſie über ihn lachte, dann erſchien ſie ihm ſo fremd, da hätte er ſich vor ihr fürchten mögen. Und dann wieder, wenn ſie ſo ganz ſtill daſaß — beſonders wenn er ſie von der Seite betrachtete, — da ſah ſie ſo ſanft und gut aus. Wenn der Atem ſo regelmäßig ihre Bruſt hob und ſenkte, dann hätte er . . . . . Ja, wenn er nur eben gewußt hätte, was man da macht, in ſolch einem Falle. — Vor ihr niederknieen und ſie ganz ſchnell küſſen! Das war wohl das Richtige.

Eines Tages führte er dieſen Plan aus. Aber er mißlang kläglich. Ulrike ſtieß ihn von ſich. Und als er ſie daran erinnerte, daß ſie ſich ewige Liebe geſchworen hätten, da wurde ſie ärgerlich, gab ihm häßliche Namen und meinte, er ſolle ſie in Ruhe laſſen.

Das war eine trübe Erfahrung für den jungen Liebenden. Sie wollte nichts von ihm wiſſen. Und er konnte doch nicht mehr ohne ſie leben, das war ihm jetzt ganz klar geworden. Er mußte ihre Liebe gewinnen! Wenn er nur irgend etwas Großes hätte thun können, etwas Außerordentliches für ſie, um ſie von ſeiner Liebe zu überzeugen und die Spröde mit fortzureißen!

Schon ſeit vielen Tagen hatten die Kinder nicht mehr in ihrem Weidenhäuschen am Fluſſe ſitzen können. Es waren ſtarke Gewitterregen niedergegangen, und die Sante ſtieg mitten im Sommer hoch. Jetzt, da das Waſſer gefallen war, fanden ſie ihre Behauſung gänzlich verſchlämmt und verwüſtet. Das war traurig! Aber Chriſtoph wußte ſchon eine Auskunft. Ein Stück weiter oben am Fluſſe, unter der Brücke, war auch ein ſchöner, ſchattiger Platz, und man war noch unbeobachteter als in den Weiden. Mit Hilfe einer Planke erbaute er dort einen trockenen Sitz. Als alles zurecht gemacht war, lud er Ulrike in aller Form ein, das neue Heim zu betreten, von dem er ihr bereits Wunderdinge

berichtet hatte. Sie nahm das jüngſte ihrer Geſchwiſter mit dorthin.

Unter dem Holzwerk der Brücke war es dämmerig und kühl. Viel Raum gab es nicht, die Böſchung, auf der ſie ſaßen, fiel ſteil ab in's Waſſer, des Gebälkes wegen mußte man ſich gebückt halten. Aber zu ſehen gab es hier mancherlei: das Waſſer, wie es pfeilſchnell neben den Pfeilern vorbeiſchoß. Im Tiefen ſtanden auch meiſtens Fiſche, mit dem Kopf gegen die Strömung. Auf dem Grunde dehnten ſich Waſſerpflanzen in grünen, langgezogenen Flechten.

Chriſtoph hatte einen großartigen Plan. Allerhand Eßware wollte er hierher ſchaffen, dann würden ſie in dieſer Klauſe leben, fern von den Menſchen, bis ſie ganz vergeſſen wären da draußen. Dann eines Tages würden ſie als erwachſene Menſchen herauskommen, und niemand ſollte ſie dann erkennen.

So ſaßen ſie im Halbdunkel, dicht an einander gedrängt. Draußen lag die ſonnige Auguſtlandſchaft in greller Helligkeit. Durch den Brückenbogen hindurch ſahen ſie den Santehof, wie ein Bild im Rahmen: Die roten Ziegelwände, die

Strohdächer zwiſchen Baumkronen. Ein blitzendes Band, zog der Fluß in die Ebene hinaus. Zu ihren Füßen, unten im Waſſer, ſtand ein Hecht, regungslos, auf Beute wartend.

Chriſtoph hatte den Arm um ihre Hüften gelegt, ſie ließ es ſich gefallen. Das Kind ſpielte in ihrem Schoße. Er drückte und ſchmiegte ſich noch dichter an ſie an. Wie warm und weich ſie war; er konnte ihren mageren Mädchenkörper durch das dünne Kleid hindurchfühlen. „Nun ſind wir Mann und Frau!“ ſagte er und ſuchte ihr in die Augen zu blicken. Sie kicherte, nickte dann zuſtimmend mit dem Kopfe. „Weißt Du, dann darf ich Dich auch küſſen,“ meinte er. Sie wollte ſich erſt ein wenig ſträuben, aber er war entſchloſſen, diesmal ſeinen Willen durchzuſetzen. Er zog ihr mit beiden Armen, die er um ihren Nacken geſchlungen hatte, den Kopf herab, bis er ihre Lippen mit den ſeinen erreichte; dann küßte er ſie. Sie wich vor der Berührung ſeines Mundes zurück, machte einen Arm frei und wollte ſeinem Drängen Einhalt ſetzen. Er hielt ihr die Hände mit ſeinen zarten Fingern feſt. „Ulrike!“ bat er flehend. Sie hielt inne. In ſeinen Augen

lag ein Ausdruck, den ſie noch nie geſehen hatte. Schon wieder fühlte ſie ſich umſchlungen und ſeinen Mund auf dem ihren. „Ulrike — liebe Ulrike!“ ſtammelte er. Sie fühlte unter ſeiner Umarmung, wie er am ganzen Leibe bebte.

Auf einmal merkte Ulrike, wie ihr Schoß leichter wurde. „Herr Gott, das Kind!“ — Ein Kreiſchen und Fallen! Das Kind kollerte die Uferböſchung hinab. Ein plantſchender Schlag! Mit erweiterten Augen, ſchreckensbleich, ſahen ſich die beiden oben auf der Planke an, „Herrmännchen Herrmännchen!“ jammerte ſie und rang die Hände.

Chriſtoph war behände die Böſchung hinab. Gleich darauf ein abermaliges Klatſchen im Waſſer. Ulrike ſah einen Wirbel, eine Hand kam zum Vorſchein, nur für einen Augenblick, dann lange Zeit gar nichts. Der Fluß floß ruhig dahin wie vorher, als ſei gar nichts geſchehen. Das Mädchen ſaß da, wie vom Schreck gelähmt. Dort unten trieb ein Hut, von der Strömung im Kreiſe gedreht. — Sie riß ſich empor, kroch unter der Brücke vor, lief am Ufer entlang, blickte in's Waſſer. Nirgends eine Spur von den beiden. Jetzt erſt kam ihr der Gedanke, um Hilfe zu rufen.

Leute kamen aus den Santehofe herbeigeeilt. Bald war es ein ganzer Schwarm, die das heulende Mädchen umſtanden. Dann wurde ein Kahn losgemacht. Man ſuchte zuerſt an der Brücke. Dann beſann man ſich, daß die Körper längſt weiter hinabgetrieben ſein mußten. Der Amtmann war herbeigerufen worden. Er raſte wie ein Verzweifelter am Ufer hin und her, die Leute zum Suchen anſpornend. Die Hoffnung, die Kinder lebend aus dem Waſſer zu ziehen, war längſt aufgegeben, und doch wollte niemand das Wort ausſprechen, das alles vergeblich ſei.

Am nächſten Tage wurden die Leichen aufgefunden. Unten am Malichower Wehr waren ſie angetrieben worden. Chriſtoph hielt ein Büſchel Waſſerpflanzen in der kleinen Hand, das er vom Grunde gerauft haben mochte. Dem Geſichte des Dreizehnjährigen hatte der Tod etwas männlich Ernſtes gegeben. Er ſah aus wie einer, der gewußt, wofür er ſterben wollte.

In der Fülle des erſten Liebesglückes, wie es ſo rein und ſelig nie wiederkehren konnte, war er dahingefahren.

Der Geiſt des „Seligen“

Mit dem Streitmüller ging es zu Ende. Schon an zwei Jahre war er krank. Niemand wußte genau zu ſagen, was ihm fehlte. Der eine Doktor ſchob's auf's Herz, ein zweiter klagte die Leber an, der dritte erklärte die Nieren für ſchuldig und ſo weiter. Jeder mißhandelte den Körperteil, den er für den Störenfried hielt, bis ſchließlich der arme Körper die Sache ſatt bekam und ſo zu ſagen freiwillig abdankte.

Alle Welt rechnete bereits mit dem Tode dieſes Mannes. Ja, in der Art, wie man ſich bei der Frau des Kranken ſcheinbar teilnahmsvoll nach ſeinem Befinden erkundigte, lag etwas wie eine verſteckte Entrüſtung, daß er noch immer am Leben ſei; die Sache fing doch nachgerade an langweilig zu werden. Wenn der Neffe aus der Stadt kam, und in die Krankenſtube trat, ſchien ſein Blick Verwunderung auszudrücken, den Onkel

noch immer in ſeinem Stuhle zu finden, mit heißem Kopf und glänzenden Augen, ſtatt lang ausgeſtreckt und ſteif auf dem Bette. —

Auch die Müllerin, obgleich ſie eine treue Gattin war, empfand im tiefſten verborgenen Untergrunde ihres Gemütes manchmal etwas wie Gleichgültigkeit, ja beinahe wie Ungeduld. — Dieſe Krankheit! das lief ins Geld. Und immer dieſe Krankenſtubenluft einatmen zu müſſen, wenn man ſelbſt geſund war und jung! — —

Der Kranke wurde ſchwieriger und ſchwieriger; nichts konnte man ihm mehr recht machen. Ein „Guter“ war er nie geweſen, die Frau hatte oft vor ihm gezittert, als er noch den vollen Gebrauch ſeiner Gliedmaßen hatte; aber jetzt war er launiſch wie ein Kind und zänkiſch wie ein altes Weib.

Kurz, die Müllersfrau ſah ſchwere Tage.

Glücklicherweiſe ging die Wirtſchaft wenigſtens nicht zurück; im Gegenteil! Das Geſchäft blühte eigentlich beſſer als zu den guten Zeiten des Streitmüllers. Das lag daran, daß Florian der Mühlknecht, jetzt freie Hand hatte und ſchalten und walten durfte, wie er wollte.

Dieſer Florian war ſchon manches Jahr in der Streitmühle; er verſah die Dienſte eines Mühlknappen und Wirtſchaftsknechtes in einer Perſon. Florian war recht eigentlich die Seele des ganzen Betriebes.

Der Müller aber konnte den Knecht nicht leiden; er war wie ſeine Vorfahren — die Mühle hatte von dieſer Eigenſchaft ihren Namen — ſtreitſüchtig, gallig und mißtrauiſch. Florian war ſeinem Herrn viel zu hell und geriſſen. Dem könne man nicht über den Weg trauen, meinte der Streitmüller, und was ihn am meiſten von allem ärgerte: ertappen bei irgend etwas Unrechten hatte er den Florian noch niemals können.

Jetzt, wo der Müller krank darniederlag, war Florian natürlich nur noch ſelbſtändiger und wichtiger geworden. Er war Hans in allen Ecken, er zog den Teich, er ſchüttete auf, er nahm ab, und verwog. Das Korn kaufte er ein, das Mehl fuhr er zur Stadt. Selbſt das Rechnungsweſen ging allmählich in Florians Hände über.

Für den kranken Streitmüller bedeutete dieſer Zuſtand bittere Qual. Anſtatt Gott zu danken, daß er einen ſo tüchtigen Vertreter im Hauſe

hatte, erboßte er ſich, daß der Knecht es ſo gu
mache. In ſeinem Innern ſchwor es, jenem d
Laufpaß zu geben, ſobald er erſt wieder ſo we
ſein würde, die Zügel ſelbſt in die Hand zu
nehmen.

Aber dazu ſollte es nicht kommen. Man fing bereits in Gegenwart des Kranken an, offen und offener von ſeinem Tode zu ſprechen. Der Neffe aus der Stadt erkundigte ſich in nicht allzu verblümter Weiſe, wie der Onkel über ſein Vermögen beſtimmt habe. Kinder beſaß der Streitmüller nicht, der Neffe war ein Sohn ſeines frühverſtorbenen jüngeren Bruders. Die Müllerin war ein armes Mädchen geweſen, das nichts in die Ehe eingebracht hatte, und deshalb, meinte der Neffe ganz harmlos, ſei es auch nur gerecht, wenn ſie nicht alles erbe, die Mühle zum mindeſten müſſe in der Familie bleiben. Aber der Streitmüller, der vom Sterben nichts wiſſen wollte, und der ſich über die vordringliche Neugier ſeines Neffen ärgerte, ließ den jungen Menſchen abziehen, ohne ihm mitzuteilen, wie er verfügt habe.

Mit der Laune des Kranken wurde es immer ſchlimmer. Er hatte ſich in den Kopf geſetzt, vom

Krankenzimmer aus zu beſtimmen, was der Knecht draußen vornehmen ſolle. Die Müllerin mußte in einem fort auf dem Trabe ſein, ſeine Befehle zu überbringen und ihm Bericht zu erſtatten. Und da der Alte dann nörgelte und zeterte, war es nur zu natürlich, daß die Frau, die von Natur keineswegs verlogen war, mit der Zeit ſich angewöhnte, dieſes oder jenes zu verſchweigen, dies oder das zu erfinden, um nicht geſcholten zu werden. Und erklärlich war es auch, daß ſie bei anderen darin Unterſtützung fand; die Welt ſtellte ſich auf Seiten der jungen Frau gegen den unwirſchen Sterbegreis von einem Müller.

So lagen die Dinge in der Streitmühle, unerquicklich, verworren und verzwickt, als ein Ereignis eintrat, das den verſchürzten Knoten mit einem Male löſte.

In Florians, des getreuen Knechtes, Seele nämlich war ein Wunſch aufgetaucht. Seitdem Florian bei dem Streitmüller im Dienſte war, — und das konnte jetzt ſchon an die acht Jahre ſein — hatte er mit einem Paare Schaftſtiefeln gewirtſchaftet; kein Wunder alſo, daß ſein Schuhwerk in traurigem Zuſtande war. Nun

hätte Florian ſich ja ein Paar neue Stiefeln anſchaffen können, dazu war er jedoch ein viel zu guter Wirt. Er wußte nämlich, daß der Müller in ſeiner Kammer ein Paar Schaftſtiefel ſtehen hatte, die ſo gut wie neu waren. Anziehen würde der Alte die doch nicht mehr, und in den Sarg würde man ſie ihm wohl auch nicht mitgeben; war es da nicht ſchade, ſich durch Neuanſchaffung erſt in Unkoſten zu ſtürzen? —

So dachte der kluge Florian, und eines Tages, als die große Zehe gerade neugierig zum Oberleder herausgucken wollte — Strümpfe trug Florian nur des Sonntags — entſchloß er ſich, der Müllerin ſein kühnes Begehren zu offenbaren.

Die Frau gab im allgemeinen viel auf Florians Meinung, aber hier wollte ſie doch nicht recht heran. Der Knecht möge doch warten, bis eine „Änderung“ eintrete — was ſie damit meinte, war jenem ſofort verſtändlich — vorläufig müßten's noch die alten verſehen. Aber Florian bewies ihr, daß dies unmöglich ſei, indem er mit dem Zeigefinger durch die Sohle, wie in weiche Butter, fuhr. Und da auch der Frau die Wirtſchaft-

lichkeit des Vorſchlages einleuchtete, übernahm ſie es, dem Müller die Sache vorzutragen.

Der kranke Mann geriet außer ſich, als er merkte, daß ihm bei warmem Leibe die Fußbekleidung weggenommen und einem anderen gegeben werden ſollte. Er tobte, ſchrie und fluchte, bis er Blut zu ſpucken begann. Man legte ihn auf's Bett. Verwandte und Bekannte kamen herbei. Man fragte, was dem Manne zugeſtoßen ſei. Die Müllerin ſchwieg, aus Florian war nichts herauszubekommen, und der Sterbende vermochte nichts mehr zu ſagen. Der Neffe aus der Stadt hätte gern in Erfahrung gebracht, wie der Onkel über ſeinen Nachlaß verfügt habe, aber der hatte auf alle Fragen nur noch ein Röcheln, bis auch dieſes erſtarb und der Streitmüller ausgelitten hatte.

Wenn es die Müllerin bei Lebzeiten ihres Gatten ſchon nicht leicht gehabt hatte, ſo wurde ihre Lage jetzt eigentlich noch ſchwieriger. Nicht daß es ihr äußerlich an etwas gefehlt hätte! — Im Gegenteil: ſie war in vielbeneidete Lage gekommen. Der Verſtorbene hatte kein Teſtament

hinterlaſſen, und ſo fiel die Mühle nebſt allen Vorräten an die Witwe. Andere Dinge machten der Frau den Kopf warm. Sie war mit einem Male eine begehrte Perſönlichkeit geworden. Kein Wunder! Denn zu ihrem hübſchen Vermögen beſaß ſie auch noch einen geſunden, drallen Leib und ein freundlich rotbäckiges Apfelgeſicht.

Eine ſolche Frau reizte die Heiratsluſt der Witwer und Junggeſellen weit und breit. Die Streitmüllerin bekam Anträge in jeder Form, mündlich, brieflich, durch Prokuration. Ja, der Neffe des Verſtorbenen, dem die Mühle entgangen war, machte jetzt einen Verſuch, auf anderem Wege hinein zu gelangen, indem er ſich der Tante als Freier vorſtellte. Die Müllerin lachte das geſchniegelte und gebügelte Stadtherrchen aus mit ſeinem Milchbarte. Sie nahm keinen dieſer Anträge ernſt. Die Witwe hatte die Plage mit dem erſten noch in zu friſchem Gedächtnis; der Rechte war noch nicht gekommen, der ihre Eheſcheu hätte beſiegen können. —

Der Mühlenbetrieb ging flott. Jetzt wo die Frau keinen kranken Mann mehr zu pflegen hatte, griff ſie ſelbſt mit zu, und es ſchien ihr

eine Wonne zu ſein, die kräftigen Arme zu regen. Das Rückgrat der Wirtſchaft aber war Florian. Es ſtellte ſich mehr und mehr heraus, daß ſeine Gaben früher nur nicht zur Geltung gekommen waren. Die Müllerin überließ ihm die Leitung, und fuhr gut dabei.

Den Verwandten, vor allem dem Neffen, der die Hoffnung auf die Mühle noch immer nicht aufgeben mochte, war der ſelbſtändige Knecht natürlich ein Dorn im Auge. Man ſuchte Florian Fallen zu ſtellen, zum Trunke wollte man ihn verführen, ihn in Liebeshändel verflechten; aber alle dieſe Ränke ſcheiterten an dem vorſichtig nüchternen Sinne Florians; dieſer Schlaukopf von einem Knecht war dem geriſſenſten Städter über.

Das Verhältnis zwiſchen der Müllerin und Florian hätte ein vorzügliches genannt werden können, wäre nicht eines geweſen: die Stiefelgeſchichte. Keines von ihnen hatte wieder davon geſprochen; es ſtand wie etwas Unſichtbares zwiſchen ihnen: das Bewußtſein, das Ende des kranken Mannes beſchleunigt zu haben. — Die Müllerin mußte oft daran denken. Dann drückte es ſie und zwickte es ſie, in der unbehaglichſten

Weiſe. In ſolchem Augenblicke hätte ſie einem Phyſiologen, der ſie etwa danach gefragt hätte, ganz genau zeigen können, wo im menſchlichen Körper das Gewiſſen ſeinen Sitz hat. — Florian freilich, der härter geſotten war, machte ſich nicht allzuviel Skrupel. An die Stiefel dachte er zwar auch noch, aber mehr mit dem Gefühle des Bedauerns, daß er ſie damals nicht bekommen hatte.

Die bewußten Stiefel waren mit anderen Kleidungsſtücken des Verſtorbenen in eine Lade gewandert, welche die Müllerin in ihrem Schlafzimmer ſtehen hatte. Es war etwas wie Aberglauben darum. Wenn ſie des Nachts aufwachte und ihr Blick fiel auf die große, altertümliche Lade, da war es ihr, als ſei der Verſtorbene nicht weit von ihr. Es verurſachte der guten Frau jedesmal eine Art unheimlichen Schauers, aber es gab ihr auch wieder Beruhigung; ſie fühlte ſich gewiſſermaßen bewacht. Ein Teil, ſo ſchien es ihr, ſchlummerte in jener Truhe von ihrem „Seligen“, wie ſie ihn jetzt nannte; ohne doch über die Thatſache ſeines Seligſeins irgend eine verbürgte Kunde zu haben. —

Florians Wünſche hatten ſich inzwiſchen von

dem Stiefelpaare zu Höherem verſtiegen. Wozu lagen die Kleider des Verſtorbenen, die Röcke und Hoſen, und mancher andere nützliche Gegenſtand, unbenutzt in der alten Lade? Florians eigener alter Sonntagsrock, den er noch von der Konfirmation her beſaß, war nun ſchon recht abgeſchabt, und einen Cylinder, wie ihn jetzt jeder halbwüchſige Burſche Feiertags trug, hatte er nie ſein eigen genannt. Ihn würde die Garderobe des Müllers gewiß ausgezeichnet gekleidet haben, denn er hatte ungefähr dieſelbe Statur, wie ſein verſtorbener Brotherr, ſein Geſicht war freilich ganz anders. Während der Alte einen ſtrubbeligen grauen Bart getragen, raſierte ſich Florian, wodurch er immer ein friſches und roſiges Ausſehen hatte.

Aber die Müllerin zeigte ſich taub und blind Florians Wünſchen gegenüber, die Garderobe des „Seligen“ betreffend. Sie wahrte überhaupt, bei aller Hochſchätzung ſeiner Leiſtungen, dem Knechte gegenüber eine Zurückhaltung, die garnicht nach deſſen Sinne war. Wenn man dachte: ſolch eine Frau — hübſch, kräftig, in den beſten Jahren!... Florian ſpuckte aus; was bei ihm eine Ableitung

ſeeliſcher Emotion war. Dann verſank er in Nachdenken, wobei ſeine Äuglein leuchteten wie Weihnachtskerzen. —

Die Witwe wohnte und ſchlief in einem geräumigen Zimmer des erſten Stockes. Gerade unter ihr hauſte Florian in einem kleinen Gelaſſe neben der Radſtube. Über ſeinem Lager ſtand das ſeiner Herrin; ſo ſchlief er von ihr nur getrennt durch ein paar Meter Luft und eine dünne Stubendecke. Er konnte, des Abends wenn alles ſtill war, unterſcheiden, ob ſie mit bloßen Füßen oder in Pantoffeln da oben einherging. Und wenn ſie in's Bett hüpfte, fiel ihm meiſtens ein wenig von dem Anſtrich der Decke auf die Naſe. Florian ſtörte das keineswegs, im Gegenteil! es fehlte ihm etwas, wenn es mal abends keinen Kalk regnete. —

Die Müllerin erfreute ſich, als kerngeſunde Frau, eines ausgezeichneten Schlafes. Sie konnte ja auch ruhig ſchlummern, wußte ſie doch, daß unten ihr Florian lag, der Haus und Hof bewachte, wie ein treuer Wächterhund.

Eines Nachts nun erwachte ſie von einem merkwürdigen Geräuſche. Es raſchelte, und brauſte,

ſchlürfte, klapperte und rumpelte. Im erſten Augenblicke erſchrak die Müllerin heftig, ſie dachte an Diebe, aber dann beruhigte ſie ſich: es waren wohl nur Mäuſe! — Florian mußte morgen Fallen aufſtellen. Das Geräuſch dauerte fort, wurde ſtärker. Dann auf einmal ein Klopfen, dreimal, laut und vernehmlich. Der Frau blieb das Herz ſtehen — das waren keine Mäuſe! das war etwas Schreckliches, Unheimliches, Überirdiſches — das waren Geſpenſter! — — Sie wagte nicht, ſich zu rühren, ſchweißgebadet lag ſie im Bette, hörte das eigene Herz pochen, wie einen Hammer, jeden Augenblick erwartete ſie, etwas Furchtbares zu ſehen. — Dort von der Ecke kam er her, wo die Lade ſtand. Jetzt ein hohler, dumpfer Ton, als ob jemand in ein leeres Faß ſpräche. Die Lade! in dieſem Augenblicke erſchien ſie ihr wie ein Sarg. Von dort her kam es, eine Stimme aus dem Jenſeits. Wenn der Deckel ſich aufthat, und der Tote trat hervor! —

Wahnſinniges Entſetzen packte die Frau. Mit beiden Füßen gleichzeitig ſprang ſie aus dem Bette. Zeit, in die Pantoffeln zu fahren, gab's nicht. Gehetzt von bleichem Schrecken ſtürzte ſie

aus dem Zimmer. Die Treppe hinunter, in der Dunkelheit ſtolpernd; nur einen Gedanken hatte ſie: Florian!

Als ſie in die Kammer des Knechtes kam, ſah ſie erſt nichts; es war ſtockdunkel. Dann vernahm ſie tiefe, langezogene Töne; Florian ſchnarchte. Sie taſtete ſich an der Wand entlang, bis ſie an ſeinem Bette angelangt war, nun ſuchte ſie zaghaft nach ihm, fand ſeine Schulter: „Florian — lieber Florian!“

Es bedurfte einiger Anſtrengung, bis ſie ihn munter bekam. Hatte der Menſch einen Schlaf! — Was es gäbe, fragte er ſchlaftrunken. Sie erzählte ihm von den unheimlichen Tönen, und daß ſie glaubte, der „Selige“ gehe um.

Florian wollte Licht anzünden. Aber die Frau hatte inzwiſchen ſoviel Beſinnung wiedergefunden, daß ſie das nicht zuließ; der Knecht ſollte ſie nicht in dieſem Aufzuge ſehen. Sie wußte wirklich nicht, was beginnen. Sie fror. Wieder hinauf, getraute ſie ſich nicht. Ratlos ſetzte ſie ſich auf die Bettkante und begann zu weinen. Da ſchob ſich etwas an ſie heran, ein Arm legte ſich um ſie. Eine Stimme, die ganz

anders klang als Florians ſonſt, raunte ihr zu: das Bett ſei klein, aber doch Raum für zweie, und er werde ſie ſchon vor dem „Seligen“ beſchützen.

Die Frau ſtieß einen Schrei aus, ſprang auf, ſtürzte zur Thür, die Treppe hinauf, riegelte hinter ſich zu und wühlte ſich in ihr Bett, als wolle ſie ſich vor einem Fleiſch und Bein gewordenen Geſpenſt verkriechen.

— — — — — — — — — — — — —

Von da ab war das gute Einvernehm geſtört zwiſchen der Müllerin und ihrem Knecht. Florian blieb im Dienſt, aber es war ganz anders geworden zwiſchen ihm und der Herrin; jetzt ſtand erſt recht etwas zwiſchen den beiden. —

Eines Tages wurde die Diele im Zimmer der Müllerin erneuert, ohne daß Florian darum gefragt worden wäre. Die alte ſei morſch und ſchadhaft geweſen, an einer Stelle habe ſich ſogar ein Aſtloch gezeigt, hieß es. — Nun konnte Florian des Abends nicht mehr unterſcheiden, ob ſie mit bloßen Füßen oder in Pantoffeln über ihm einhergehe, und kein Kalk fiel ihm mehr auf die Naſe. — Florian ſchlich düſter und verſchloſſen

umher, und ſchien verzweifelte Entſchlüſſe in ſeinem Hirn zu wälzen.

Die Verwandten mußten etwas gewittert haben von dieſen Vorgängen, auf einmal waren ſie wieder zur Stelle. Der Neffe aus der Stadt machte ſich von neuem an die Witwe heran und diesmal, wie es ſchien, mit beſſerem Erfolge. Zwar heiraten wollte die Müllerin den jungen Menſchen auch jetzt noch nicht. Denn wenn die Frau auch nicht ſonderlich lebensklug war, ſo ſagte ihr doch das Gefühl, daß es nicht gut ſei, einen Mann zu ehelichen, der um zehn Jahre jünger war als ſie, mochte er auch ein noch ſo flottes und ſchneidiges Herrchen ſein.

Aber, wenn ſie auch auf die Werbung des Neffen nicht einging, ſo kam ſie ihm doch in anderer Richtung entgegen. Sie wollte ihm die Mühle ablaſſen, er ſollte ſich dafür nur verpflichten, ihr eine Rente abzuzahlen bis an ihr Lebensende; ſo hatte es der Neffe ſelbſt vorgeſchlagen. Die Müllerin hatte eingeſehen, daß es für eine einzelne Frau doch allzu ſchwierig ſei, einem ſo großen Betriebe vorzuſtehen.

Ja, wenn Florian der geblieben wäre, der

er früher geweſen! aber neuerdings hatte er oft ſolch eigentümliche Anwandlungen von Trotz und Verſtocktheit. Es war kein Verlaß mehr auf ihn. Neulich war er ſogar ſchwer betrunken im Straßengraben gefunden worden. —

Der Neffe hatte einen Tag feſtgeſetzt, an welchem die Tante zur Stadt kommen ſollte, um den Kontrakt beim Advokaten zu unterſchreiben. Er wollte ſelbſt alles vorbereiten; die Witwe ſollte nur ihren Namen darunter zu ſetzen haben.

Die Müllerin wollte mit eigenem Geſchirr zur Stadt fahren, aber Florian behauptete, den Fuchs nicht hergeben zu können, da er eine Mehlfuhre habe. Der Knecht ſetzte ſeinen Dickkopf durch. Schon ganz früh am Morgen fuhr er auf und davon. So mußte die Witwe denn zu Fuß nach der Stadt wandern. Sie war wütend auf Florian — aber ſchließlich, lange würde 's mit dem ja nicht mehr dauern. —

Es war ein feuchter Herbſtmorgen, dichte Nebelſchleier verhüllten die Landſchaft; kaum von einem Straßenbaum bis zum andern konnte man ſehen. Der Weg führte über einen Höhenzug,

der mit Wald beſtanden war. Wenn man jenſeits aus dem Walde heraustrat, konnte man bei klarem Wetter die Türme der Stadt ſehen.

Als die Müllerin an die Bäume herangekommen war, die ſich heute wie eine dunkle Mauer ausnahmen hinter den wogenden Nebeltüchern, hörte ſie zu ihrer Rechten ein Geräuſch. Sie ging ſchneller; ihr war ängſtlich zu Mute. Warum war ſie nur allein gegangen! — Das verdächtige Geräuſch hörte nicht auf; es ging neben ihr her. Wenn ſie lief, lief es mit, wenn ſie Halt machte, machte es Halt. Jetzt klang es faſt, als werde ihr Name gerufen — ein Ton ſo jämmerlich klagend, wie ſie nie in ihrem Leben etwas gehört hatte. Vor Entſetzen wollte ſie in die Kniee ſinken, aber ſie riß ſich empor, lief was ſie konnte, um den Ausgang aus dem Walde zu gewinnen.

Jetzt verſtummten die Töne. Die Müllerin wollte ſchon aufatmen, da ſtand auf einmal eine Geſtalt vor ihr, mitten in der Straße; es ragte aus dem Nebel mit hoch erhobenen Armen, ein zottiges Weſen, halb wie eine Rieſen-Fledermaus halb wie ein Bär, ſchrecklich anzuſehen, mit

flatterndem, grauen Haar und Bart — ſo ſtand es da und verſperrte ihr den Weg.

Das war der Streitmüller; ſie erkannte ihn jetzt. Das war er, aus dem Grabe auferſtanden! Die Augen, die Naſe, jedes Haar, genau wie im Leben — ſogar der Mehlſtaub lag auf ihm.

Die Frau wagte keinen Schritt weiter, ſtand wie angewurzelt, ſtarrte auf das Geſpenſt. Das ließ langſam die Arme ſinken, ſchüttelte mit dem Kopfe — dreimal, und verſchwand im Nebel.

Die Müllerin vermochte keinen Gedanken zu faſſen, aber eines verſtand ſie, fühlte ſie, wie man eben ſo etwas fühlt, mit Naturnotwendigkeit: der Geiſt des „Seligen“ war ihr erſchienen, er hatte ihr abgewinkt; der Verſtorbene wollte nicht, daß ſie die Mühle weggebe. —

Sie kehrte um, lief nach Haus zurück. Unterwegs blickte ſie nicht rechts, nichts links, nur nach Haus, nach Haus! . . . .

Als ſie in ihren Hof kam, ſtand Florian da und ſchirrte den Fuchs aus. Das Mehl habe er abgeliefert, ſagte er in ſeiner trockenen Weiſe.

Natürlich kam der Neffe ſehr bald heraus, um zu erforſchen, weshalb die Tante nicht zur ver-

abredeten Zeit beim Advokaten erſchienen ſei. Er konnte aber nichts aus der Frau herausbekommen; die ſchien auf einmal anderen Sinnes geworden zu ſein, aber was ſie dazu bewogen hatte, wollte ſie nicht ſagen. — Der junge Menſch kochte vor Wut; ob da nicht der Kerl, der Florian, dahinter ſteckte? der Menſch hatte ſolch ein ſchadenfrohes Geſicht gemacht! — — Der Neffe verlangte von der Tante, daß ſie dem Knechte kündige, aber die wollte davon nichts wiſſen. Florian ſtand ihrem Herzen doch immer noch am nächſten — trotz allem!

Es gingen einige Monate ins Land. Die Witwe ſprach mit niemandem von ihrem Erlebnis. Allmählich verblaßte ihr Schrecken. Der Neffe fand wieder Gehör mit ſeinem Plane, und eines Tages hatte er die Frau glücklich wieder ſoweit, daß ſie verſprach, am nächſten Morgen den Kontrakt zu unterſchreiben.

Die Müllerin beſtellte ſich alſo den Schlitten bei Florian; er ſolle ſie am nächſten Morgen nach der Stadt fahren. Der Knecht brummte etwas, das nicht zu verſtehen war.

Doch als der Tag graute, war kein Florian

zu finden, und von Pferd und Schlitten war auf dem ganzen Hofe keine Spur zu entdecken.

In dieſer Not traf es ſich äußerſt glücklich, daß der Neffe mit einem Schlitten aus der Stadt ankam, einen feinen Kutſcher mit Pelzkragen auf dem Bocke. Es war dem jungen Manne nach der letzten Erfahrung doch ſicherer erſchienen, die Tante diesmal ſelbſt abzuholen.

Galant half er der Müllerin in den Schlitten und tröſtete ſie über den Ungehorſam ihres Knechtes. Es war ein klarer Wintermorgen. Die Pferde gingen flott, und die Müllerin mußte unwillkürlich an jenes erſte Mal denken, wo ſie zum nämlichen Zwecke zu Fuß und allein nach der Stadt gegangen war. Ihr Erlebnis damals kam ihr faſt lächerlich vor. Heute konnte ſie gar nicht an Geſpenſter glauben. Es mußte damals wohl Einbildung geweſen ſein' — oder hatte ſich jemand einen ſchlechten Scherz mit ihr erlaubt? — —

Schon war man dem Walde nahe, wo ihr die Erſcheinung begegnet war; der Kutſcher ließ die Pferde in Schritt fallen, weil es etwas bergan ging. Da auf einmal in den Büſchen am Wege

ein wiehernder Ton. Die Müllerin ſtieß einen Ruf des Schreckens aus — ging es ſchon wieder los mit dem Spuken? — Da abermals, ganz deutlich, ein Wiehern!

Der Neffe ließ halten, ſtieg aus und folgte dem Geräuſch. Wie kam denn hier ein Pferd in den Wald? —

Ja, war denn das nicht Pferd und Schlitten aus der Streitmühle? — Wo war denn aber der Kutſcher dazu — wo war Florian?

Die Sache ſchien verdächtig! Man ſuchte. Im Schnee war die Spur eines Männerſtiefels zu erkennen, ſie führte in eine Fichtendickung. Dort fand ſich eine merkwürdige Geſtalt: ein Kerl mit einem leeren Mehlſack über Arme und Rücken gebunden, ein Büſchel grauer Pferdehaare um's Geſicht — wie ein Rübezahl hockte er da.

Der junge Mann riß jenem das graue Zeug vom Kopfe und ſiehe da, es entpuppte ſich Florians rotes Geſicht darunter. Grinſend bat er um Gnade. Aber der Stadtherr hielt die Gelegenheit für gekommen, endlich mal mit dem längſt Verhaßten, Abrechnung zu halten. Florian, deſſen Arme durch den Sack verſchnürt waren, konnte

ſich nicht wehren; erbarmungslos tanzte der Peitſchenſtock auf ſeinem Rücken und Kopfe.

Heulend ſtürzte der Knecht in ſeiner Verkleidung auf die Straße hinaus, ſein Verfolger mit der Peitſche hinter ihm drein. Bei der Müllerin ſuchte der Verfolgte Schutz.

Die Frau begriff mit einemmale alles: ihre Täuſchung und Florians Betrügerei. Sie wollte ſich entrüſten, aber, im nächſten Augenblicke, als Florian zu ihren Füßen lag, um Verzeihung bettelnd, verzieh ſie auch ſchon. Und als ſie nun gar ſah, daß er blutete, da gab es für ſie keinen Gedanken an Strafe mehr. Florian — ihr Florian!

Sie trat für den Knecht ein gegen den Neffen, welcher Luſt hatte, die Gunſt des Augenblickes noch weiter auszunutzen. Florian wimmerte, und hielt ſich den Kopf mit jämmerlicher Gebärde. Die Müllerin band ſich ihr eigenes Halstuch ab und verband ihren Schützling damit. Der Neffe meinte, man möge den Burſchen ruhig hier draußen laſſen, er werde ſeine Glieder ſchon zuſammenſuchen. Aber davon wollte die Müllerin nichts wiſſen. Das Mitleid war einmal in dieſem

Frauenherzen rege geworden. Sie werde mit Florian nach Hauſe fahren, erklärte ſie; die Stadt ſollte für heute aufgegeben ſein.

Der Neffe verlor alle Haltung, drohte und ſchimpfte, und zeigte ſich nicht gerade in günſtigſtem Lichte. Was half ihm das alles! Die Müllerin fuhr mit dem Zerprügelten nach der Mühle zurück. —

Florian ſchien keine ſchwereren inneren Schäden davongetragen zu haben. Ein Doktor wurde nicht gerufen; die Müllerin war der beſte Arzt.

Man ſah nicht viel von den beiden während der nächſten Zeit. Das Mühlrad ſtand ſtill. Die Kunden mußten unverrichteter Sache abziehen.

Die Leute ſchüttelten den Kopf. Die Geſcheiteren erklärten: das ſei am Ende ganz natürlich; eine Witfrau halte es bekanntlich niemals lange allein aus. —

Der Neffe kam öfters nach dem Dorfe heraus; aber in der Streitmühle fand er keinen Einlaß. Eines Tages — es war ſchon Frühjahr, und der große Kirſchbaum im Müllergarten blühte — trat der junge Herr wieder vor die Mühle, diesmal

entſchloſſen, bis zur Eigentümerin vorzudringen. Da that ſich die Thür auf. Der Neffe ſtand da mit offenem Munde — eine Erſcheinung!

Ein Mann trat über die Schwelle in braunem Vollbart, angethan mit ſchwarzem Kirchenrock und Cylinder, genau wie der verſtorbene Streitmüller, nur jünger, kräftiger, glücklicher.

Florian im Sonntagsſtaate des „Seligen“!

An ſeinem Arme die Müllerin ſtrahlte von verſchämtem Glück.

Sie wollten eben zum Standesbeamten und auf das Pfarramt gehen, das Aufgebot anzumelden.

Wie die Ehrenwolmsdorfer zu ihrem Paſtor gekommen ſind

In Ehrenwolmsdorf war Pfarrvakanz eingetreten. Der alte Paſtor Riehle war einem Schlaganfall erlegen. Nun galt es, einen neuen Geiſtlichen für die erledigte Stelle zu wählen. Drei Probepredigten waren bereits gehalten worden, aber die Kirchenväter hatten ſich bisher noch für keinen der Kandidaten entſcheiden können. Die Wahl war keine kleine Sache! Es konnte doch niemandem in der Gemeinde gleichgültig ſein, welcher Art der Mann ſei, der künftighin Predigt und Sakrament zu verwalten hatte. Es durfte doch auch keinen guten Chriſten kalt laſſen, wie der neue Paſtor ausſah, wie er ſich benahm, wie er ſprach und ſang, ob er verheiratet war oder ledig — kurz, aus welchem Holze der Mann geſchnitzt ſei, der von der Gemeinde ein jährliches Gehalt von achthundert Thalern bezog und überdies noch den Ertrag des Pfarr-Ackers.

Die Ehrenwolmsdorfer bildeten ſich etwas auf ihr großes, erſt kürzlich mit nicht unbeträchtlichen Koſten reſtauriertes Gotteshaus ein und thaten ſich etwas auf den regen Kirchenbeſuch, der in ihrer Gemeinde von alters her üblich war, zu gute. Seit Menſchengedenken aber war die Kirche nicht ſo voll geweſen wie zu den Probepredigten, die an drei aufeinanderfolgenden Sonntagen im Monat Juli ſtattgefunden hatten. Niemand wollte da gerne fehlen. Denn wenn auch nur wenige Auserleſene berechtigt waren, den neuen Pfarrer zu wählen, ſo wollte doch ein jeder gern ſein Wörtlein ſagen, zu dieſer allgemein intereſſierenden Angelegenheit. Auf dem Heimweg vom Gottesdienſte wurde denn auch eifrig hin und her geredet, Männer und Frauen teilten einander ihre Anſicht mit über die Predigt und welchen Eindruck der „Heutge“ auf ſie gemacht habe.

Am erſten Sonntage war einer dageweſen, ein hagerer Mann, mit hohlen Wangen und dunklen, tiefliegenden Augen, nicht mehr ganz jung, — ſein Scheitel begann ſich zu lichten. Er war als erſter Geiſtlicher bereits anderwärts

in Amt und Würden; aber, wie es hieß, hatte er ſich mit ſeiner jetzigen Gemeinde veruneinigt, und ſich darum weggemeldet. Seine Predigt war eindringlich. Er mahnte mit tiefer Grabesſtimme zur Buße, Einkehr und Fleiſchabtötung. Er heizte der armen Seele tüchtig die Hölle. Seine Worte machten unverkennbaren Eindruck. Sich einmal als Sünder 'runtermachen zu laſſen, das hatten die Ehrenwolmsdorfer gar nicht ungern. Wenn der Prediger ſo recht donnerte und wetterte auf der Kanzel, und bei den Kraftſtellen auf das Bruſtbrett ſchlug, da lief ihnen ein angenehmer Schauer über den Rücken. Und nun gar erſt, wenn einer es verſtand, die ewigen Strafen auszumalen, wie dieſer hier! — „Der Pfarr verſtieht's!“ ſagten die Väter des Ortes zu einander, als ſie ſich vor der Kirche trafen. Dann holte einer nach dem anderen ſeine Schnupftabaksdoſe aus dem langſchößigen Kirchenrocke und nahm ſeine Priſe zu Stärkung, nach ſo angenehmer Aufregung. — Auch auf die Frauen hatte der Paſtor den beſten Eindruck gemacht. Die hatten bei dieſer Bußpredigt, noch ihre beſonderen Hintergedanken gehabt — wie ſie Frauen

wohl immer haben. Sie dachten bei ſich, daß es ganz gut ſein möchte, wenn mal einer käme, der ihren Männern die Leviten tüchtig läſe. Denn es muß geſagt werden, in letzter Zeit hatten ſich die Sitten in Ehrenwolmsdorf recht gelockert. Der ſelige Pfarrer war mit dem Alter etwas bequem geworden, er war nur noch ſelten gegen Trunk, Spiel, Schlägerei und ſonſtige Laſter von der Kanzel aus zu Felde gezogen. Aber der Mann hier mit ſeinen durchbohrenden Augen, die einem von weitem ſchon Angſt machen konnten, würde alten und jungen Sündern in der Gemeinde ſchon den Kopf zu waſchen verſtehen. So kam es, daß jener Bußprediger den weiblichen Teil der Bevölkerung ganz auf ſeiner Seite hatte.

Aber die Frauen, obgleich ſie in Ehrenwolmsdorf, wie anderwärts, ihr Teil mit darein zu reden hatten, durften doch nicht mit wählen. Unter den Kirchenvätern aber waren einige räudige Schafe, die ſich durch die Bußpredigt dieſes Paſtors doch allzu unſanft aus ihrer Gewiſſensruhe aufgeſchreckt gefühlt hatten; kurz, ſie wußten dieſes und jenes an ihm zu be-

mängeln. Man beſchloß, die Wahl vorläufig noch auszuſetzen und ſich den nächſten anzuhören, der ſich zu der Stelle gemeldet hatte.

Der nun war ein Mann von ganz anderem Kaliber: ein kleines, bewegliches Männchen mit einem Milchgeſichtchen. Er war noch nicht allzu lange ordiniert und als Vikar in einem Nachbardorfe zur Aushilfe. Er ſprach haſtig und mit vielen Geſten, bald warf er ſich gegen die Kanzelbruſt, bald riß er ſich empor, bald wies er mit den kurzen Ärmchen gen Himmel, bald nach unten — als wolle er den alten Frauen dort etwas anhaben, die ganz harmlos unter der Kanzel ſaßen. Dabei hatte er eine hohe, krähende Stimme. Und als er am Altare ſtand, die Liturgie zu ſingen und dabei ſeine kleine Perſon reckte und ſtreckte, da machte er ganz den Eindruck eines jungen Hähnchens, das ſich im Krähen übt.

Das war nichts für die Ehrenwolmsdorfer. Schon auf dem Rückwege von der Kirche wurde ſein Urteil geſprochen. Die queckſilbrige Unruhe dieſes Männchens war nicht nach dem Geſchmacke der Bauern. Außerdem erſchien er ihnen viel

zu klein. Für ſo viel Geld, wie ſie ihrem Paſtor gaben, konnte man doch wenigſtens eine Perſönlichkeit verlangen, die etwas Platz einnahm und nicht vollſtändig in der großen Kirche verſchwand.

Nun wartete man erſt recht die dritte Probepredigt ab, und die Spannung der Gemüter war groß, wie dieſer letzte Bewerber ſeine Sache wohl machen werde. — Das war ein mittelgroßer, vierſchrötiger Mann mit breiter Bruſt, ſtarkem Genick und braunroten Wangen, ein Bild der Kraft und Geſundheit. „Die reine Proſtemahlzeit“ hatte ſchon der Küſter verkündet, der ihn zuerſt von allen geſehen. Er war Diakonus von ziemlich weit her zugereiſt, um ſich um die renommierte Ehrenwolmsdorfer Stelle zu bewerben. Er hatte ein volltönendes, weithin vernehmliches Organ, das auf der oberſten Empore und in den entfernteſten Winkeln des Schiffes verſtanden wurde. Die Abkündigung der Geburts- und Sterbefälle, der Taufen, Verlobungen und Trauungen, verlas er langſam und mit der Bedeutung, die einer ſo wichtigen Sache zukommt. Das gewann ihm ſo-

fort alle Herzen. Denn die Abkündigungen waren für manchen doch das Wichtigſte am ganzen Gottesdienſte. Seine Predigt hatte drei Teile, war nicht zu kurz und auch nicht zu lang, und es war alles darin, was in eine richtige Predigt hineingehört: etwas vom Wetter und vom Ackerbau, über den Himmel 'was und auch über die Hölle, einige Sprüche und Verſe. Strafendes ſowohl wie Tröſtendes und Erweckendes, für jedermann das, was er ſeiner Lage und ſeiner Seelenſtimmung nach gerade nötig hatte. Und am Altare ſang der Mann den Segen mit einer Stimme, die aus kräftiger und geſchulter Kehle kam und der Gemeinde zu Herzen ſprach.

„Das is a Pfarr fir uns!“ war die Loſung, die man nach beendigtem Gottesdienſte vor allen Kirchenthüren hören konnte. Selbſt der Ruhm des erſten Predigers war durch dieſe Leiſtung in Schatten geſtellt worden. Die Meinung in der Gemeinde drängte allgemein darauf, den dritten — Hegewald war ſein Name — zum Pfarrer zu küren.

Als es aber ſchließlich zur Wahl kam, konnten ſich die Kirchenväter doch nicht einigen. Eine

ſtürmiſchere Sitzung hatte wohl noch nicht im Gemeindekirchenrat von Ehrenwolmsdorf ſtattgefunden als dieſe. Es fehlte nicht viel und aus der Pfarrerwahl wäre die ſchönſte Prügelei entſtanden. Es hatten ſich nämlich zwei Parteien gebildet, die einander ziemlich die Wage hielten. Die einen waren für den Paſtor eingenommen, der als erſter ſeine Probepredigt gehalten hatte; an der Spitze dieſer Partei ſtand der reiche und einflußreiche Fiedlerbauer. Leute, welche die Familienverhältniſſe dieſes Mannes näher kannten, wollten behaupten, daß hinter dem Eifer, mit welchem Fiedler für ſeinen Kandidaten eintrat, niemand anderes ſtecke als die Bäuerin, der es der bleiche Bußprediger mit ſeinen Schilderungen von der Höllenpein angethan hatte. — Wie dem auch ſei! Jedenfalls hielt der Fiedlerbauer mit Hartnäckigkeit an ſeinem Manne feſt, und da er nicht ohne Anhang war in der Gemeinde, erſchien dieſer Umſtand gefährlich für das Durchkommen Hegewalds. Der Fiedlerbauer wußte allerhand Gründe wider den Gegenkandidaten vorzubringen. Hegewald ſei ein Trinker und Schlemmer, hieß es. Dieſe Anklage wurde damit begründet, daß

der Diakonus am Nachmittage nach seiner Probepredigt, nachdem er noch einige Taufen und die Katechismusunterredung mit der weiblichen Jugend erledigt, in der Kirchschenke gesehen worden sei. Man wollte ihn da etwelche Glas Bier haben trinken sehen.

Über die Zahl der von dem Diakonus geleerten Schoppen entbrannte also der Streit. Der Fiedlerbauer und seine Partei übertrieben wohl, wenn sie von einer Mandel und mehr sprachen. Feststellen ließ sich der Sachverhalt übrigens schwer, denn der Wirt der Kirchschenke — bei dem man tagte — konnte sich, als Zeuge angerufen, der vertilgten Biermenge nicht mehr genau entsinnen. Übrigens war er höchstwahrscheinlich Partei in der Sache, und jedenfalls auf Seite des Diakonus, in dem er einen guten Kunden für die Zukunft wittern mochte. — Der Fiedlerbauer und sein Anhang blieben darauf bestehen, daß in der Trinklust des Diakonus Hegewald eine große Gefahr für das Seelenheil der Gemeinde zu erblicken sei. Es wurde zur Entschuldigung Hegewalds vorgebracht, daß er mehrere Stunden lang hintereinander habe sprechen müssen,

und daß es ein heißer Tag gewesen sei. Der Fiedlerbauer wandte dagegen ein, von einem Geistlichen könne man verlangen, daß er auch am heißesten Tage nüchtern bleibe. Die Gegner warfen ihm vor, er tränke manchmal auch über den Durst, und kümmere sich nicht darum, ob es heiß oder kalt sei. Darüber erboste sich nun der Bauer, wie begreiflich, und der Krakel war fertig. Eine Einigung schien nicht mehr möglich, denn nunmehr war es gleichsam zur Ehrensache für die Parteien geworden, ihren Mann durchzubringen, den Bußprediger oder den Biertrinker. —

Aber zu einem Entschluß mußte es kommen, das sagten sich alle. In der Ferne drohte nämlich ein hohes Konsistorium. Man wußte, daß das nicht lange zu fackeln pflegte; wenn sich ein Gemeindekirchenrat nicht einigen konnte in der Pfarrerwahl, dann setzte die Behörde den ersten besten hin, der stellenlos war und untergebracht werden sollte. So war es schon einmal einer Nachbargemeinde ergangen. Das wollten die Ehrenwolmsdorfer auf keinen Fall. Dagegen bäumte sich ihr Selbstgefühl auf, das nicht gering

war. Sie wollten ſich ihren Paſtor ſelbſt wählen, und wenn's ihnen hätte blutige Köpfe koſten ſollen. — Und ſo wogte der Kampf denn unentſchieden weiter.

Endlich blitzte in einem erleuchteteren Kopfe ein Gedanke auf, der in der ſo verfahrenen Angelegenheit einen Ausweg zu bieten ſchien. Der Gemeindevorſtand nämlich meinte, man ſolle einen Vertrauensmann in das Dorf entſenden, wo der fragliche Diakonus amtiere; der Abgeſandte möge dort erkunden, wie es um Geſinnung und Lebenswandel dieſes Mannes eigentlich beſtellt ſei. Dann erſt, wenn man ſichere Kunde über dieſen Punkt habe, ſolle man ſich entſcheiden. Der Vorſchlag gefiel allgemein und wurde von beiden Parteien gutgeheißen. Als es aber dazu kam, eine Perſon auszuwählen für dieſe Miſſion, fand es ſich, daß niemand ſich der Mühe dieſer Reiſe unterziehen wollte. In der Erntezeit von Haus und Hof weggehen, und dann in der wildfremden Gemeinde die heikle Erkundigung — danach ſehnte ſich keiner. Aber auch hier wurde Rat geſchafft. Einem der Kirchenväter fiel es zur rechten Zeit ein, daß ſich ein Ehrenwolms-

dorfer Kind gar nicht weit von dem Orte, wo Diakonus Hegewald angestellt war, gerade jetzt aufhalte. Es war dies ein gewisser Anton Schniebs, im ganzen Orte unter dem Namen Papp-Anton bekannt, weil er sein Haus, das ihm der Sturmwind abgedeckt, mit einem Pappdach versehen hatte. Dieses Pappdach war das einzige in seiner Art in Ehrenwolmsdorf, — Grund genug, den Besitzer danach zu benennen. — Papp-Anton war seines Zeichens ein Viehhändler, und eben zum Einkaufe von Jungvieh auf Reisen. Daß Papp-Anton ein geriebener Bursche war, davon wußte mancher, den er beim Viehhandel über's Ohr gehauen hatte, ein Lied zu singen. Zwar besaß Anton nur das rechte Auge, das linke hatte er schon als Knabe durch einen Steinwurf eingebüßt, aber mit dem einen Auge blickte er verschmitzter drein, als mancher andere mit zweien. — Man war allgemein der Ansicht, Papp-Anton sei wie auserlesen für diesen Zweck. Er verstand es, kannte vom Viehhandel her seine Geschäftskniffe. Wenn man ihm eine entsprechende Entschädigung versprach, würde er die Sache gewiß gern besorgen.

Man beriet sofort ein Schreiben an Papp-Anton, das der schriftführende Schulmeister aufsetzen mußte; darin wurde der Viehhändler beauftragt, unverweilt nach Nickelsgrün zu fahren und sich nach dem dortigen Diakonus zu erkundigen. Aber um keinen Preis solle er sich etwas anmerken lassen von dem, was er wissen wolle, fügte man dem Briefe noch vorsichtshalber hinzu.

Anton war zunächst etwas verblüfft, als er diesen Brief aus der Heimat erhielt. Er kratzte sich hinter den Ohren. Junge Ferkel besorgen, Vieh zur Mast ankaufen, einen Zuchtbullen aussuchen, das hätte er zur Zufriedenheit ausführen wollen; aber einen Pastor . . . Doch beschloß er, nach einigem Überlegen, die Sache zu machen.

Gegen Abend kam er bei schlechtem Wetter in Nickelsgrün an. Der Ort war langgedehnt und die einzelnen Häuser und Gehöfte unregelmäßig im Thale hin verstreut. Da war nun guter Rat teuer. Was sollte er hier eigentlich anfangen? In das erste beste Haus gehen und anfragen, was der hiesige Diakonus für ein Mann sei? Die Leute würden ihn schön ange-

guckt haben! Außerdem war ihm ja auf die Seele gebunden, er dürfe ſich nichts anmerken laſſen von dem, was er wiſſen wolle. Das war eine ſchwierige Sache! Er ſah ſich die Häuſer und Gehöfte von außen an. Beſonders die Stallungen beſchäftigten ihn; was mochten ſie da wohl für Vieh drin haben? Er konnte der diplomatiſchen Miſſion, in der er hier war, zum Trotze, doch ſeinen Beruf nicht vergeſſen. Wenn ſich's doch nur um ein Geſpann Ochſen gehandelt hätte! Selbſt ein Kalb zum Anbinden würde er lieber beſorgt haben, obgleich dabei nicht viel zu verdienen war.

So ſchritt denn Anton bei ſtrömendem Regen durch das lange Dorf, grüßte die wenigen Menſchen, die ihm begegneten, und wurde wiedergegrüßt. Dann bat er jemanden um Feuer für ſeine Pfeife, fragte dabei nach dem Wege, hauptſächlich, um eine Unterhaltung anzuknüpfen; aber der Befragte ging nach kurzem Beſcheid, des ſchlechten Wetters wegen, in ein Haus. Des Viehhändlers Laune verſchlechterte ſich mehr und mehr. Auf dieſe Weiſe wurde nichts, das war klar! Er beſchloß, in den Gaſthof zu gehen;

dort würde man vielleicht jemanden treffen. Beim Glase pflegten die Leute ja auch meist gesprächig zu sein. Es sollte ihm nicht darauf ankommen, die Zungen durch einen Freitrunk geläufiger zu machen; die Heimatgemeinde bezahlte ja! —

Es gab verschiedene Gasthöfe im Orte. Anton ging in den größten, ein stattliches, viereckiges Gebäude, mit vielen Fenstern, dessen sich eine Stadt nicht hätte zu schämen brauchen. Er begab sich in das bessere Zimmer. Der Auftrag, in dem er hier war — der ihn im Grunde doch mit Stolz erfüllte — erforderte, so meinte Anton, daß er sich als feiner Mann geriere. Darum bestellte er ein Glas Bayrisch, während er sich auf seinen gewöhnlichen Handelsreisen mit Einfach-Bier und Schnaps zu begnügen pflegte. Dann erkundigte er sich, was es in der Küche gebe; er wollte sogar warm essen. Das Fräulein nahm seine Bestellung mit zweifelnder Miene entgegen. Der kleine, häßliche, einäugige Mensch, mit struppigem Bart und wenig sauberer Kleidung imponierte ihr nicht besonders; sie mochte wohl bei sich denken, daß der füglich hätte im großen Zimmer Platz nehmen können. Anton versuchte

es, ſich mit der vermeintlichen Kellnerin auf vertraulichen Fuß zu ſetzen; aber da kam er an die Falſche. Sie gab ihm zu verſtehen, daß ſie die Tochter des Hauſes ſei, und daß ſie ſich nur aus Gefälligkeit um ihn bekümmere. Anton bat um Entſchuldignng; er ſah das Mädchen nun mit anderen Augen an. Sie war eine große, blonde Perſon, mit friſchem, hübſchem Geſichte, dunkel gekleidet, das Haar aufgeſteckt, wie eine Dame. Dem Viehhändler gefiel das Mädchen, je länger er ſie anſah, je beſſer. Ihm blitzte bald der Gedanke auf, von dieſem Mädchen könne man am Ende etwas erfahren. Er beſchloß, recht ſchlau von hinten herum zu kommen. Es fiel ihm nicht ein, ohne weiteres nach dem Diakonus zu fragen, bewahre! So wollte er nicht mit der Thür ins Haus fallen. Erſt ſprach er von der Feldwirtſchaft, erkundigte ſich nach den Brot- und Butterpreiſen, nach den Vereinen des Ortes, nach Luſtbarkeiten, Schützenfeſt und wie oft hier Tanz ſei. Auch nach den Verhältniſſen des Gaſthofes fragte er, und erfuhr, daß der Vater des Mädchens außerdem noch ein Bauerngut beſitze mit zehn Kühen und zwei Paar

Pferden. Nachdem man vom letzten Schweineſchlachten geſprochen hatte, faßte ſich Anton ein Herz, um mit kühnem Gedankenſprunge vom Wurſtfeſt auf den Diakonus überzugehen. Die Jungfrau dabei mit ſeinem einen Auge vertraulich anzwinkernd, fragte er im beſten Hochdeutſch, deſſen er fähig war: „Kennen Sie am Ende den Diakonus Hegewald, Freilein?“ Das Mädchen erhob ſich, purpurrot, und raffte ſeine Näherei zuſammen. Anton fügte noch ſchnell hinzu: „Ich bin nämlich ganz fremd hier; und da fragt man eben ſo nach dieſem und jenem, Freilein! —“ Sie ging aus dem Zimmer, ohne ihn einer Antwort zu würdigen.

Anton war ratlos. Was war denn mit dem Frauenzimmer? Er hatte die Sache ſeiner Meinung nach doch ſo ſchlau eingefädelt. Irgendwas hatte ſie ihm übelgenommen! Das mußte er wieder gut machen. Er beſchloß bei ſich, eine halbe Flaſche Wein zu beſtellen und rief deshalb: „Wirtſchaft!“ — Aber diesmal kam nicht die Dame, ſondern ein halbwüchſiger Junge zu ſeiner Bedienung herbei. Anton überlegte, ob er nicht doch in die vordere Stube gehen ſolle. Dort

waren Leute, er hörte das Lachen und Durcheinander der Stimmen. Dort konnte er seine Aushorcheversuche vielleicht mit besserem Erfolge erneuern. Da that sich die Thür von der anderen Seite des Zimmers auf, und ein Mann trat ein.

Der neue Gast wünschte „guten Abend!“ und meinte, es sei schlechtes Wetter draußen. Gleichsam zur Bekräftigung seiner Behauptung ließ er das Wasser von seinem Schlapphut auf die Zimmerdiele laufen. Unter dem Überzieher blickten ein Paar starke Schaftstiefel vor; der Fremde hatte nämlich die Beinkleider in die Stulpen gesteckt. Nachdem er den Mantel abgelegt und aufgehängt hatte, vertrat er sich die Füße und rieb sich die Hände. — Anton betrachtete den Fremden mit Interesse. Er machte ihm mit seinem blühenden Gesicht, seiner breiten kräftigen Gestalt einen vertrauenerweckenden Eindruck. Was der Mann auch immer sein mochte in seinem Berufe, der konnte zugreifen, das sah man. Seinem Benehmen nach schien er hier gut bekannt zu sein; durch die halbgeöffnete Thür rief er in das vordere Zimmer: „Minchen!“ Auf diesen Ruf erschien die Tochter des Hauses. Anton horchte scharf

auf die halblaut geführte Unterhaltung. Er konnte nur ſo viel verſtehen, daß der fremde Herr ſich ein Abendeſſen beſtellte, dann verſchwand das Fräulein wieder. Ein Glas Bayriſch war inzwiſchen für den neuen Gaſt hereingebracht worden, das auf einen Abſatz bis zur Hälfte geleert wurde. Der Herr meinte ſcherzend, daß Feuchtigkeit von außen auch Feuchtigkeit von innen verlange. Anton ſtimmte dem bei. Der Fremde gefiel ihm; er war ſo recht, was man bei uns einen „gemeinen Mann“ nennt. Der ſieht nicht danach aus, als ob er mir Auskunft verweigern werde, dachte der Viehhändler im ſtillen. Der Herr fragte, ob es erlaubt ſei, an dem gedeckten Tiſche Platz zu nehmen; auch er wolle nämlich warm eſſen, fügte er erläuternd hinzu. Anton war es natürlich recht. Nun ſaß man einander gegenüber, und ein Geſpräch war ſchnell im Gange. Mit dem Manne unterhielt es ſich mal gut! Er war, wie Anton vermutet hatte, hier vom Orte. Ein grundgeſcheiter Mann mußte er ſein, das merkte man aus allem, was er ſagte. Übrigens ſchien er kein Bauer zu ſein, wie man ſeinen Händen anſah. Dem Biere ſprach er tüchtig zu,

das mußte man ſagen! Anton ſah ſein blaues Wunder. Die Art und Weiſe, wie dieſer Menſch das volle Glas erſt gegen das Licht hielt, mit liebevollem Blicke betrachtete, dann mit einer gewiſſen Weihe zum Munde führte, anſetzte, kippte und nun mit langſamen, gleichmäßigen, tiefausholenden Zügen den Inhalt leerte, dann das Glas kräftig auf den Filz niederſetzte — das war doch noch einer, dem es ſchmeckte! — „Das Echte habe ich hier eingeführt," ſagte der Herr nach dem dritten Glaſe, „früher gab es nämlich bloß Einfaches und Lager hier." Seine Art zu trinken hatte etwas Anſteckendes. Anton vertilgte auch ſein Teil. Er wollte dieſe Gelegenheit ausnutzen; die Gemeinde mußte ihm ja alle notwendigen Auslagen wiedererſtatten. Ja, ſein Auftrag! Er zerbrach ſich den Kopf. Wie ſollte er's nur anfangen! Die ſoeben mit dem Mädchen gemachte Erfahrung hatte er nicht vergeſſen. Inzwiſchen kam auch das Eſſen. Während der andere mit vollen Backen kaute, überlegte Anton. Das beſte Mittel blieb am Ende immer noch, er fragte ganz ohne alle Umſchweife. So platzte er denn auf einmal los: Der Herr wiſſe ja über alles ſo gut

Beſcheid, ob er ihm nicht ſagen könne, was für ein Mann der hieſige Diakonus eigentlich ſei. Der andere hatte gerade ein Schweinsrippchen vor, das Knochenende guckte ihm aus den Mundwinkel. Bei Antons Frage blieb ſein Geſicht für einige Augenblicke in dieſer Verfaſſung ſtehen. Dann kaute er das Stück zu Ende, entfernte den Knochen, nahm einen kräftigen Schluck, wiſchte ſich den Mund und fragte, wieſo der Herr dazu käme, ſich um den hieſigen Diakonus zu bekümmern? — Anton meinte verlegen: „Nur ſo!“ weil er gerade auf der Durchreiſe hier wäre; er intereſſiere ſich für die Geiſtlichkeit. Im übrigen hätte er nur gefragt, weil's ihm gerade ſo in den Kopf gekommen. — Aber ſo ſehr er ſich auch bemühte, die Sache harmlos hinzuſtellen, man merkte ihm die Verwirrung doch allzu deutlich an. Er hatte ſich da richtig verhettert und verhaſpelt. Der andere meinte: „Ach ſo — hm!“ und betrachtete ſich ſein Gegenüber etwas ſchärfer. Gleich darauf trat das Fräulein wieder in's Zimmer. Der Herr rief ihr entgegen: „Minchen, denke Dir mal, hier iſt jemand, der will mich über unſeren Diakonus aushorchen!“ —

Das Mädchen antwortete: „Ja, mich hat er vorhin auch schon gefragt!“ Darauf der Herr: „Da sind Sie ja gerade an die rechte Quelle gekommen! Hier das Fräulein kennt nämlich unseren Diakonus gut — recht gut sogar — nicht wahr? Da lassen Sie sich mal von der was erzählen, was für ein schrecklicher Mensch das ist.“ — Das Mädchen lachte und kicherte, aber mit der Sprache wollte sie nicht heraus, sie lief schließlich unter Gelächter von dannen.

„Na, dann will ich Ihnen was über unseren Diakonus erzählen!“ sagte der Herr zu Anton. „Ich kenne ihn nämlich auch; ja, ich kann sagen, er ist mein intimster Freund!“ — Dabei zündete der Mann sich eine Cigarre an und bot auch seinem Gegenüber eine aus seiner Tasche an. Der Viehhändler meinte, lange kein so gutes Kraut geschmeckt zu haben.

„Na, also unser Diakonus Hegewald!“ — begann jener, lehnte sich in seinen Stuhl zurück und blies den Cigarrenrauch in schönen gleichmäßigen Ringen zur Decke empor. „Der ist mein Kamerad gewesen von früher Jugend auf. Ich kann sagen, ich habe ihn gekannt von dem Augen-

blicke an, da ich zum Selbſtbewußtſein erwacht bin. Tadeln möchte ich ihn nicht gern, denn ſeine dummen Streiche ſind auch die meinen geweſen. Ihn zu loben, geniere ich mich eigentlich, denn was er etwa Gutes vollbracht hat in ſeinem Leben, daran habe ich Anteil gehabt. Sie müſſen nämlich wiſſen, guter Mann, daß wir dieſelbe Schulbank gedrückt haben, Hegewald und ich. Wir haben auch gemeinſam die Univerſität bezogen, dieſelben Kollegien beſucht, und manchmal auch nicht beſucht. Und ſchließlich ſind wir auch gemeinſam ins Examen gegangen nnd haben es mit Gottes Hilfe ſchlecht und recht beſtanden.“ — Hier ſtärkte ſich der Sprecher durch einen tiefen Schluck, ließ eine Pauſe eintreten und blickte nach der Decke; dabei lächelte er, als gedenke er in Freuden der mit dem Freunde durchlebten Jugendzeit. Dann fuhr er, immer lächelnd, fort: „Wenn Sie nun etwas Näheres über den Charakter meines Freundes Hegewald wiſſen wollen, dann muß ich Ihnen im voraus ſagen, daß ich einen mir ſo naheſtehenden Mann nur mit größter Nachſicht beurteilen kann. Ich ſtehe für Hegewald ein wie für mich ſelbſt. Aber ſo viel will ich Ihnen

ſagen: es iſt ein Kerl, an dem etwas iſt, im wirklichen und bildlichen Sinne geſprochen. Zwar ‚wir ſind allzumal Sünder und mangeln des Ruhmes‘ . . . Sie wiſſen — das gilt ja auch von ihm. Aber ‚Gott der Herr iſt in dem Schwachen mächtig!‘ Guten Willen hat mein Freund Hegewald, er liebt ſein Amt, iſt voll Eifer, und wird die Herde, die ihm der liebe Gott einmal anvertrauen will, am Herzen tragen. Seine Gottesfurcht und ſein Glaube ſind feſtgegründet, wie Fels. Er arbeitet an ſich und kämpft gegen die Sünde, die in ihm mächtig iſt. Dabei iſt er aber durchaus kein Duckmäuſer. Er meint nicht, daß wir, weil dieſes Leben eine Vorbereitung iſt für ein beſſeres Jenſeits, die Köpfe hängen laſſen und traurig ſein ſollen — nein! Der liebe Gott hat ſeine Gaben wachſen laſſen für die Menſchenkinder, daß ſie ſich daran erfreuen und laben mögen. Hegewald liebt einen guten Trunk, gerade wie ich; aber nie werden Sie es erleben, daß er mehr tränke, als er vertragen kann — allerdings will ich nicht in Abrede ſtellen, daß das ein erkleckliches Quantum iſt. Mein Freund und ich, wir vertragen unge-

fähr dasſelbe. Wer dem anderen über iſt, das iſt überhaupt noch nicht entſchieden worden. Und noch eins, um das Bild meines Freundes vollſtändig zu machen: Sie kennen Doktor Martin Luthers Wort: ‚Ein Prieſter ſoll unſträflich ſein, eines Weibes Mann!‘ — Nun, ſo denkt Hegewald auch! Darum hat er ſich eine Braut auserleſen — und was für eine! — Ein Mädel . . . na! — In vierzehn Tagen ſoll Hochzeit ſein.“ . . . Bei den letzten Worten war der Redner aufgeſtanden; er ſchien es auf dem Stuhle nicht mehr auszuhalten. „Jawohl, in vierzehn Tagen, lieber Mann!“ Dann griff er nach dem Schoppen, es war nur noch eine kleine Neige darin. Faſt bedauernd betrachtete er ſich den ſchäbigen Reſt, ſpülte ihn aber doch hinunter. „Für heute Abend iſt's genug! Nun, mein Lieber, iſt hoffentlich Ihre Wißbegier befriedigt. Noch eines wird Sie vielleicht intereſſieren: Hegewald hat eine alte Mutter von ſiebzig Jahren, deren ganzer Stolz er iſt. Die alte Frau hat keinen ſehnlicheren Wunſch, als den Sohn, vor ihrem Ende, das in Gottes Hand ſteht, noch als ſelbſtändigen Pfarrer im Amte zu

ſehen. Und nun guten Abend und Gott befohlen!“ —

Papp-Anton war nicht mehr ganz nüchtern, als der Herr ging, und er wurde es auch nicht an dieſem Abende. Am nächſten Morgen aber reiſte er in die Heimat zurück. Vor den Ehrenwolmsdorfern that er ſich nicht wenig darauf zu gute, wie ſchnell und geſchickt er ſeinen Auftrag ausgeführt habe. Von Diakonus Hegewald wußte er Wunderdinge zu berichten. Der ſei der beliebteſte Mann in ganz Nickelsgrün. Alle, die er geſprochen habe, alt und jung, vornehm und gering, Frauen und Männer, waren ſeines Ruhmes voll geweſen. Er konnte ſich gar nicht genug thun im Erzählen. Vor Papp-Antons Bericht mußten nun freilich die Verdächtigungen der Gegner, des Fiedler-Bauern und ſeiner Sippe, ſchweigen. Mit Majorität wurde Diakonus Hegewald aus Nickelsgrün zum Pfarrer in Ehrenwolmsdorf gewählt.

Sechs Wochen ſpäter ſollte der neue Pfarrer ſein Amt antreten. Der Gemeindekirchenrat, die Gemeindeälteſten, Vereine, Schulen, die Jugend beiderlei Geſchlechts zogen ihm mit Muſik ent-

gegen bis zur Grenze des Kirchſpiels. Papp-Anton marſchierte mit den Honoratioren vorn an. Er war heute eine wichtige Perſon; denn er hatte ja der Gemeinde den neuen Paſtor verſchafft. Es war ein Ehrentag auch für ihn. Aber im geheimen bedrängte ihn ſo etwas, wie Gewiſſensbiſſe. Wenn der neue Paſtor nun ganz anders war, als er ihn dargeſtellt, wenn er nun ſchlecht einſchlug — würde dann nicht alle Schuld auf ſein Haupt kommen? Er hatte doch eigentlich nur das Zeugnis eines einzigen Menſchen über den Geiſtlichen gehört, und ganz nüchtern war er dabei auch nicht geweſen; wenn ihm der Herr, deſſen Namen er nicht einmal wußte, nun etwas vorgeflunkert hatte! — Die Sache war nicht unbedenklich. Papp-Anton war ja gerade kein Fanatiker der Wahrhaftigkeit — im Viehhandel jedenfalls hatte er ſeine Moral für ſich —, aber ſchließlich eine ganze Gemeinde hinter's Licht führen und noch dazu in geiſtlicher Angelegenheit, dazu langte ſein Mut doch nicht aus. Niemand ſah dem neuen Paſtor mit ſo ängſtlicher Spannung entgegen als der Einäugige.

Endlich zeigte ſich der Wagen in der Ferne.

Man ſah ihn ſchon eine ganze Strecke von Krumm-Bartelsdorf her durch die Felder heraufkommen. Der Kantor verteilte die Zettel unter die Schulkinder; denn es ſollte ein Lied zum Willkommen geſungen werden. Der Gemeindevorſtand blickte noch einmal in ſeinen Cylinder, ob auch die Rede die er halten wollte, an ihrem Platze, nämlich am Hutfutter, ſei. Ein Böllerſchuß fiel, und darauf begannen in Ehrenwolmsdorf die Glocken zu läuten. Pfarrer Hegewald hatte ſeine Parochie erreicht.

Papp-Antons eines Auge vergrößerte ſich vor Schreck und Staunen, als er den neuen Paſtor dem Wagen entſteigen ſah. Während der Gemeindevorſtand ſeine Anſprache hielt — wobei er nicht den Pfarrer, ſondern den Hut anſah, — hatte Anton Zeit, ſich etwas von ſeiner Beſtürzung zu erholen. Das war alſo der Diakonus ſelber geweſen! Der Halunke! Ihn ſo auf's Eis zu locken. Jetzt aber nur nichts merken laſſen den Anderen gegenüber; das war die Hauptſache! Der Paſtor da würde ſchon auch ſo ſchlau ſein und den Mund halten — der Halunke, der! . . .

Nachdem der Gemeindevorſtand ſeinen Hut wieder aufgeſetzt, ertönte Geſang aus Kindermund. Der Paſtor hörte zu, mit freundlich-ernſter Miene, ſichtlich ergriffen von der Bedeutung des Augenblickes. Er hatte einem kleinen Mädchen, das gerade vor ihm ſtand und kaum bis an den unterſten Knopf ſeines langen Rockes reichte, die Hand auf den blonden Scheitel gelegt. Einen Blumenſtrauß, der ihm von einer Weißgekleideten überreicht wurde, gab er lächelnd in den Wagen hinein. „Für meine Frau!“ Papp-Antons eines Auge folgte ſeiner Bewegung und muſterte die weibliche Geſtalt im Wagen. „Dunnerwetter!“ In dieſem einen Worte ſtauten ſich alle ſeine Gefühle. Das war die neue Paſtorin! Wie hatte er ſie dort doch gleich rufen hören? „Minchen!“ Die Tochter aus dem großen Gaſthofe. Außerdem das Bauerngut des Vaters mit zehn Kühen und zwei Paar Pferden. Na ja! dieſe Paſtoren wußten ſchon, wo ſie blieben. Das war auch ſo ein ausgefeimter, der neue! Einen Dummen wenigſtens hatte er der Gemeinde nicht verſchafft. —

Als Anſprachen und Geſänge vorüber waren,

miſchte ſich der Paſtor unter die Leute. Er ſah ſich um, als ſuche er jemanden. Endlich hatte er den gefunden, den er ſuchte. Er ging auf Papp-Anton zu: „Grüß Sie Gott, lieber Freund! Wir kennen einander ja ſchon! Nun, Pfarrer Hegewald wird halten, was Ihnen Diakonus Hegewald von ſich berichtet hat. — Mit Gottes Hilfe!“

Die Beichte

Pater Vincenz war erſt ſeit kurzem ordiniert. Seine Tonſur ſchimmerte, ein lichter, kreisrunder Fleck, aus dunklem Borſtenhaar hervor. Der junge Prieſter hatte große, träumeriſche Augen, die freundlich und voll Phantaſie in die Welt blickten. Vincenz errötete leicht, er hatte überhaupt, obgleich er ſich täglich raſieren laſſen mußte, viel von einem jungen Mädchen an ſich. Im Seminar hatten ſie ihn auch virgo genannt, ſeiner verſchämten Gemütsart wegen.

Der Pater verſah den Altardienſt im Nonnenkloſter porta coeli. Die geiſtlichen Jungfrauen, die dort hauſten, erteilten Unterricht an Waiſenkinder, und pflegten die Kranken, Siechen und Epileptiſchen, die von nahe und fern in das Krankenhaus des Kloſters gebracht wurden.

Außer Vincenz waren noch zwei ältere Prieſter da. Hochehrwürden der Herr Probſt war kränklich

und häufig an's Bett gefeſſelt. Der Prior war fünfziger, lang, hager und fleiſchlos. Seine Tonſur hatte längſt einer Platte weichen müſſen, die von der Stirn bis in's Genick reichte. Nicht von übertriebener Askeſe ſtammte Prior Urbans Magerkeit. Speiſe und Trank, die er reichlich genoß, ſchienen bei dieſem Manne nicht anſchlagen zu wollen. Auch Vigilien und Nocturnen waren es nicht geweſen, die ſeine Wangen ausgehöhlt und ſeiner Haut die Farbe des Pergaments gegeben hatten. Nur zu bereitwillig überließ er es dem jüngeren eifrigeren Pater, die Früh- und Abendandachten zu halten. Des Abends ſaß er gern im Refektorium lange auf, bei Cigarre und Bier, las die Zeitungen und unterhielt ſich mit den Kloſtergäſten.

Vincenz ließ ſich durch ſolches Beiſpiel nicht verführen. Er wußte, warum er die Faſten ſtrenge beobachtete, niemals ſich Dispens erteilen ließ, vielmehr über das Vorgeſchriebene hinaus Enthaltung hielt. Es hatte ſeine guten Gründe, warum er ſo ſtrenge Selbſtzucht übte. Das prieſterliche Cingulum umgürtete bei ihm einen geſunden Leib von kräftigen Bedürfniſſen. Er

war ein Bauernsohn. Die fromme Mutter hatte ihn zum Dank für die wunderbare Genesung des Vaters aus schwerer Krankheit schon in frühen Jahren der Kirche dargebracht. Des Paters weiße Hände verrieten nur noch in ihrer derbknochigen Anlage, daß seine Vorfahren durch Jahrhunderte den Pflug geführt hatten. Schwere Kämpfe lagen hinter ihm. Seine kraftstrotzende Natur rebellierte oft und gewaltsam gegen die Innehaltung des Priestergelübdes. Aber durch Gebetsübung und strenge Observanz war es ihm gelungen, die Gelüste des Fleisches zu ertöten. Er hatte gesiegt, Dank der Fürbitte der Jungfrau und der Heiligen. Selten und seltener stiegen ihm sündhafte Gedanken und verführerische Gesichte auf. Und nun gar, seit er in die Weltabgeschiedenheit des Klosters gekommen war, wo sein Auge nichts Arges erblickte, nur die grauen Mauern der Klausur und die geheiligte Pracht der Kirche und Sakristei, da waren dem Versucher gewissermaßen alle die Pforten versperrt; die Lust zum Bösen fand hier keinerlei Nahrung.

Zum Kloster porta coeli gehörte eine nicht unbedeutende Landwirtschaft. Da waren Stallungen

für Pferde und Rindvieh, Schweine und Schafe, in den Gärten wurden Früchte und Gemüse für den Bedarf des Klosters gezogen, eine Brauerei lieferte weitberühmtes Klosterbräu. Pater Vincenz kümmerte sich nicht um diese Dinge. Obgleich er als kleiner Knabe, ehe er in geistliche Zucht kam, mit dem lieben Vieh den vertrautesten Umgang gehabt hatte, mied er jetzt die Ställe, deren würzige lebensschwangere Atmosphäre ihm in seiner jetzigen Seelenstimmung zuwider war. Alles das erinnerte an die Tierheit, die auch in der Menschennatur steckte; die Sorge um Speise und Trank appellierte an menschliche Bedürfnisse, die er am liebsten verleugnet hätte. Alles Profane war ihm verhaßt. Er verabscheute die Derbheit in jeder Gestalt. Das Schimpfen der Knechte, das rohe Wesen in der Gesindestube war ihm ein Gräul. Und nun gar die hochaufgeschürzten Mägde mit bloßen Armen und drallen Waden — unwillkürlich schlug er die Augen nieder, wenn sich ihm dergleichen aufdrängte. Er wußte es nur zu gut, daß die Nacktheit das gefährlichste Gewand des Verführers ist.

Da war Prior Urban ein ganz anderer, der

verließ nur zu gern die Klauſur. Er war auch mit dem Inſpektor befreundet, mit dem man ihn nicht ſelten einen Probetrunk in der Brauerei thun ſah. Der Inſpektor war noch jung, ein ſtattlicher Mann, mit langem, blondem Schnurrbart, dem er offenbar ſorgſame Pflege angedeihen ließ. Pater Vincenz hatte von Anfang an eine ſtarke Abneigung gegen dieſes Weltkind gefaßt. In ſeinem Klerikerſtolz fühlte er ſich hoch über dieſen Laien erhoben, aber etwas wie Neid bohrte doch im tiefſten Grunde der Seele, daß jener ſo ſkrupellos das ſüße Leben genießen durfte, von dem er durch eine Scheidewand getrennt war. Ein Mann, wie der Inſpektor, wußte es ſchließlich nicht beſſer; aber, wie ein Prieſter ſo ganz ſeines auserwählten Berufes vergeſſen konnte, wie dieſer Prior — das erſchien dem auf Askeſe gewandten Sinne des jungen Paters ein arger Frevel. Der erfahrene Prior wieder hatte für den jugendlichen Eiferer nur ein überlegenes Lächeln. Das Zwinkern ſeiner ſchlauen Äugelchen ſchien ſagen zu wollen: Warte nur, Brüderchen, wenn du erſt dreißig Jahre in der Stola hinter dir haben wirſt, wollen wir uns wieder ſprechen!

So befand ſich Vincenz ganz in der Vereinſamung. Keine Seele, die mit ihm gefühlt hätte, niemand, der dem Suchenden auf ſteinigem Pfad zur Seite geſchritten wäre. Und dabei beſaß der Prieſter ein warmes, nach Menſchenliebe dürſtendes Herz. —

Tauchte da eines Tages ein neues Geſicht innerhalb der Kloſtermauern auf, und zwar ein recht niedliches. Eine Jungfrau war der Ankömmling, Renate mit Namen. Für ſie bedeutete die porta coeli nicht die Pforte zu einem durch entſagende Weltflucht gewonnenem beſſeren Leben. Renate war nicht als Novize eingetreten. Sie war die Nichte des Sakriſtans und ſollte der Wirtſchafterin im Haushalt zur Hand gehen.

Das Mädchen war ſiebzehnjährig, ſchlank und weiß wie eine Lilie, das ovale Geſicht von taubenſanftem Ausdruck, flachshaarig, mit Wangen wie zarte Roſenblätter, die Pſychebüſte eben aufknospend.

Als ſich Renate dem jungen Pater zum erſten Male mit dem: „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!“ nahte, vergaß er beinahe die Antwort auf den Gruß. Wie lähmender Schreck hatte es ihn be-

rührt, als er in dieſes Geſicht blickte. Notdürftig faßte er ſich und murmelte: „In Ewigkeit, Amen!“

Von da ab ſah Vincenz Renaten oft. Sie ging in der Probſtei aus und ein. Sie trug die Speiſen von der Küche in das Refektorium, ſie war in den Kreuzgängen, im Garten, kurz überall, zu treffen. — Einer weißen Taube glich ſie, ſanft, freundlich und vertraulich. Wie ein wohlig erwärmendes Rieſeln übergoß es den jungen Mann, wenn er dieſer Mädchengeſtalt mit ihren runden Formen und anſchmiegenden Bewegungen auf ſeinen Wegen begegnete.

Anzureden wagte er ſie nicht, obgleich er oft Gelegenheit dazu gehabt hätte; denn ſobald ſie des Paters anſichtig wurde, eilte ſie auf ihn zu und ſprach den frommen Gruß. Die großen, leuchtenden Rehaugen, mit denen ſie ihn dabei anblickte, verſetzten ihn ſtets in wonnige Verwirrung. Mehr, als ihm lieb war, drängte ſich Renate in ſeine Gedanken. In Stunden der Kontemplation, ja ſelbſt an geweihter Stätte, mitten im Gebet, überraſchte ihm jählings die Viſion dieſes Frauenbildes. Er ahnte eine neue Tücke Satans, der ihm in dieſer Verkleidung bei-

kommen wollte. In ihren Blicken, mochten ſie noch ſo unſchuldig ſcheinen, lauerte am Ende die Verführung. Weib blieb Weib! Auch dieſes ſüße Geſchöpf mit den Reizen eines Engels, war doch eine Tochter jener Erſten, welche die Sünde in die Welt gebracht hatte. Ihre Schönheit war die Brücke, über die der Verſucher von neuem bei ihm eindringen wollte.

Am Tage zwar bezwang er ſich durch ſtrenge Überwachung ſeiner Gedanken und Gefühle, aber er konnte es nicht hindern, daß die Zurückgedrängten ſich des Nachts im Traume an ihm rächten. Dieſe Heimſuchungen ſeiner Sinne erſchreckte ihn, ſtürzte ihn in große Unruhe. Im tiefſten Grunde ſeines Ichs mußte alſo doch eine ungeheiligte Stätte geblieben ſein, aus der ſolch unreine Dünſte aufſtiegen. Aber auch dieſem Krankheitsherde wollte er beikommen. Alles wollte er in ſich austilgen bis auf den letzten Keim der Sinnenluſt. Unbarmherziger noch als zuvor ging er gegen den eigenen Leib vor mit ſeeliſcher und körperlicher Marter. Er magerte ab bis zum Schemen und ſeine Augen lagen in tiefen, düſter umſchatteten Höhlen. In

der Selbſtpeinigung fand er verzweifelte Befriedigung. Dem Mädchen zu begegnen vermied er. Wenn er ihren blonden Zopf erblickte, ſah er in die entgegengeſetzte Richtung. Ihren Gruß erwiderte er ſtreng, mit bewußter Härte, beinahe finſter.

Darüber verging eine Spanne Zeit. Allmählich wurde es ruhiger in dem Blute des jungen Prieſters. Renatens verführeriſches Bild blieb ſeinen Träumen fern, ja ſelbſt ihr Begegnen verurſachte ihm keine Beklemmungen mehr. Diesmal ſchien es ihm geglückt zu ſein mit ſeiner Taktik. So wurde er ſicherer. Er lächelte jetzt ſelbſt über ſeine anfängliche Beunruhigung, ja eine Art von Triumphgefühl begann ihn zu erfüllen, über den errungenen Sieg.

Renate war eine beliebte Perſönlichkeit auf Kloſtergrund, bei Geiſtlichen wie Profanen. Des Priors lüſterne Äugelchen leuchteten auf, ſobald ihre knospende Mädchenfülle in ſeinem Geſichtskreiſe auftauchte, und der Inſpektor ſtrich ſich ſchnell noch einmal über den Schnurrbart, wenn die blonde Renate ſich von weitem zeigte. Pater Vincenz allein hatte ſich ihr bisher in düſterer Strenge ferngehalten.

Eines Tages aber redete er sie doch an. Er erkundigte sich im würdevoll ernsten Tone des Seelsorgers — und ach, mit wie klopfendem Herzen! — nach ihren Familienverhältnissen: wo sie zur Schule gegangen und von wem sie gefirmt sei. Sie antwortete ihm ehrfurchtsvoll und bescheiden, wie es sich dem geistlichen Herrn gegenüber geziemt. Er erfuhr zu seiner freudigen Überraschung, daß sie von geistlichen Jungfrauen unterrichtet worden. Aus ihren Worten, aus ihrem ganzen Gebahren, merkte er sehr bald, daß sie eine geförderte Christin sei, und frommer Anhänglichkeit für die Kirche voll. Mit Handkuß verabschiedete sie sich von ihm.

Er sah das Mädchen fortan in ganz verändertem Lichte. Nichts hatte sie jetzt mehr für ihn von jener Schönheit der verbotenen Frucht, vor deren unheiligen Reizen man die Seele bewahren muß; als etwas Hohes, Geweihtes erschien sie ihm. Sie war jung, rein und unberührt. Hatte nicht Gott der Herr selbst den Leib eines solchen Wesens begnadet, um durch ihn das größte Wunder zu wirken! Er vermeinte, das Mysterium der jungfräulichen Geburt mit einemmale zu ver-

ſtehen; bisher hatte er das Wunder im Glauben umfaßt, als ein heiliges Geheimnis. Ganz anders betete er jetzt das **Ave Maria**, das er, wie viel tauſend Mal ſchon, gedankenlos über ſeine Lippen hatte ziehen laſſen. Jetzt, da er in dieſem Mädchen das Göttliche weiblicher Keuſchheit erkannt hatte, konnte er dem Bilde der Gottesmutter, die ihm bisher die unnahbare Himmelsfürſtin, die Heilige der Heiligen, geweſen war, ein anderes Bild unterſchieben, das der reinen Jungfrau, der menſchlichen Mutter.

Er überreichte dem Mädchen ein Brevier mit bunten Abbildungen, die ſieben Freuden und die ſieben Schmerzen Mariä darſtellend. Lange hatte er gezaudert, ob er ihr dieſes Geſchenk machen dürfe. Aber die züchtige Art, wie ſie es entgegennahm, die Demut und Innigkeit, die in ihren großen Augen ausgeſprochen lag, überzeugten ihn, daß er ſeine Gabe an keine Unwürdige verſchwendet habe.

Der junge Prieſter benutzte jede Gelegenheit, um mit Renaten zu ſprechen. Ein ganz beſtimmter Plan war in ihm herangereift. Wie, wenn man verſuchte, dieſe Seele der ſchnöden Weltlichkeit zu

entreißen! Wenn man ſie dem Zuſtande jener Auserwählten gewann, in welchem das Irdiſche geläutert wird durch gottgefällige Entſagung. Dann war ſie die Braut des himmliſchen Bräutigams, dann diente ſie der Jungfrau der Jungfrauen in ewiger Reinheit. Dann war ſie, gleich jener, eine aus Dornen unverletzt gewachſene Lilie, ein verſchloſſener, ewig ungetrübter Brunnen, der verſiegelte Garten Eden. — Sein verzückter Sinn weilte gern bei ſolchen Bildern. Dann würden ſie beide in erlaubter Weiſe vereinigt ſein, in ewiger Liebe, die ein Gottesdienſt war der reinen Geiſter. — Er betete inbrünſtig für das Mädchen. Etwas, wie eine Verbindung der Seelen glaubte er zwiſchen ſich und ihr hergeſtellt. Die Art, wie ſie ihm antwortete, ihre Blicke, ihr ſchamhaftes Erröten, ließen ihn darauf ſchließen, daß Großes in ihr vorgehe, daß die frommen Gedanken, die er in ſie geſenkt, Wurzel geſchlagen hatten.

Freilich konnte er ſich in nüchterneren Augenblicken nicht verleugnen, daß Renate noch ſehr am Weltlichen hänge. Es klebten ihr noch mancherlei Mängel des Irdiſchen an. Sie hatte

noch ſoviel mit unheiligen Dingen und Menſchen zu ſchaffen.

So fand er ſie eines Abends in vertraulicher Unterhaltung mit dem blondbärtigen Inſpektor dieſem Manne, der ihm ſeines leichten Sinnes wegen ſo zuwider war. Die beiden merkten gar nicht im Eifer des Geſpräches, daß der Pater nahte. Der Inſpektor lehnte nachläſſig an einem Thorflügel, geſtiefelt und geſpornt, eine Reitgerte in der Hand. Renate ſtand vor ihm — viel zu nahe, dünkte es dem Prieſter. Für das Mädchen errötend, mit klopfendem Herzen, ging er ſchnell vorüber. Sie ſcherzten und lachten da zuſammen. Daß Renate ſo lachen konnte! Dieſes Lachen wollte nicht aus ſeinen Ohren. O, es war hohe Zeit, daß er dieſe Seele aus den Gefahren rettete, die ihre Reinheit rings bedrohten. Noch konnte ſie nicht verloren ſein! Sie war ja ſo jung. Der Ausdruck ihrer engelhaften Züge durfte nicht trügen! Der Hauch der Sündhaftigkeit hatte den Spiegel ihrer Seele nicht getrübt.

Immer koſtbarer wurde ihm dieſes Kleinod, immer heißer ſehnte er ſich danach, ſeinen Schatz in die ewigen Scheuern zu bergen. Schon

hatte er mit der Frau Äbtiſſin von ſeinem Plane geſprochen. Wenn das Mädchen ſelbſt den Wunſch ausſprach, Profeß zu thun, konnte ſie als Novize eintreten; es war alles vorbereitet.

Pater Vincenz wurde deutlicher und deutlicher in ſeinen Winken Renate gegenüber. Ob ſie ihn wohl verſtand, wenn er von der Seligkeit derer ſprach, die für vergänglich irdiſches Glück die Liebe des himmliſchen Bräutigams eintauſchten? Sie ſagte nicht ja und nicht nein, ſeinem Werben gegenüber. Den blonden Scheitel geſenkt, mit niedergeſchlagenen Augen, ſtand ſie vor ihm. Wie er ſie liebte in ſolchen Augenblicken! — mit einer Seelen-Inbrunſt, die mit fleiſchlicher Brünſtigkeit nichts zu thun hatte. War ihr ſchamhaftes Erzittern unter ſeinen Worten nicht verwandt jenen heiligen Schauern, in denen die Jungfrau der Jungfrauen einſt die Befruchtung des Geiſtes empfangen hatte! —

Der kränkelnde Probſt mußte von ſeinen Amtspflichten mancherlei abgeben. Prior Urban und Pater Vincenz vertraten ihn im Beichtſtuhle. Das Beichtregiſter belehrte den Pater, daß Jungfrau

Renate an der Reihe ſei, ihr Sündenbekenntnis abzulegen. Wie erbebte der junge Prieſter, als er durch das Gitter das Angeſicht der Knieenden erkannte! Bald drang die wohlbekannte, weiche Stimme flüſternd an ſein Ohr.

Lieblich wie immer, mit taubenhaftem Angeſicht, erhob ſich Renate nach einiger Zeit von den Knieen. Ihre Wangen mochten ein wenig gerröteter ſein, als gewöhnlich; ſonſt merkte man dem Mädchen nichts an, welches Geſtändnis ſoeben von ihren Lippen gekommen.

Der Prieſter ſaß wie gelähmt im Stuhle. Bleich ſchlich er von dannen, ein gebrochener Mann; wie einer dem ſein Liebſtes geſchändet worden iſt.

Das Beichtſiegel verſchließt dem Prieſter den Mund. Renate hat niemals den Schleier genommen.

Der Widerchriſt

(Matth. 5, 11.)

Karl Lucke war einer von jenen unglücklichen Knaben, die von Natur dazu beſtimmt ſcheinen, den Sündenbock abzugeben für ihresgleichen. Der Fanatismus und die angeborene Grauſamkeit der Jugend brauchten Opfer. Wie die Indianer um einen Kriegsgefangenen tanzen, ſo umzingeln die jugendlichen Quälgeiſter, einen ſolchen Märtyrer und ſchleudern giftige Pfeile und verwundende Äxte gegen den nackten Leib des Verfehmten.

Lucke war häßlich, und zwar von jener Häßlichkeit, die ſich nicht auswächſt. Sein Geſicht war eines von den vorzeitig fertigen, welche in ihrer Starrheit wie aus Holz geſchnitzt erſcheinen, ungeſund, ohne Friſche und Farbe, vergrämt, der Kopf groß, der übrige Körper ſchwach entwickelt. Der Knabe machte den Eindruck eines Buckeligen, ohne doch eigentlich verwachſen zu ſein.

Warum dieſer Knabe, der doch eher das Mitleid verdiente, ſeinesgleichen ſo zur Wut reizte, iſt ſchwer zu ſagen. Seine Nähe wirkte auf die andern, wie die Witterung des Uhus auf Krähen und Raubvögel. Karl Lucke that niemandem etwas zuleide. Eine gewiſſe Verſchloſſenheit und Heimlichkeit an ihm kam wohl nicht von angeborener Tücke her, war vielmehr nur die natürliche Folge der Behandlung, welche der Knabe durch Jahre von ſeiten ſeiner Schulkameraden erfahren hatte. Daß ein derartig Mißhandelter ſich allmälich eine Kruſte anſchafft, zum Schutz gegen raffinierte Quälerei, iſt wohl nicht zu verwundern.

Auch bei den Lehrern war dieſer Zögling nicht beliebt. Man hielt Karl Lucke allgemein für einen „ſchwierigen Charakter“. Zu den Dutzendnaturen gehörte der Junge nicht, das iſt gewiß! In dieſem großen Schädel wohnten mancherlei Gedanken, die man bei einem Sechzehnjährigen nicht vermutet hätte. Seine kleinen, tiefliegenden Augen verrieten davon nichts. Er war ſchweigſam und beobachtend, und gerade darum den Lehrern nicht angenehm, weil ſeine Nähe ihnen das Gefühl gab, von einem frühreifen

Beobachter kritiſiert zu werden. Karl Lucke war zweifellos ſcharfſinnig; in ſeinen Antworten und Arbeiten kam ein Zug von ſelbſtgerechter Überlegenheit zum Ausdruck, der nicht geeignet war, ihm Freunde zu machen.

Lucke lernte gut und ſaß, ſeiner Leiſtungen halber, ziemlich hoch in der Klaſſe. Er beteiligte ſich niemals an den Streichen der anderen. Seine Führungszeugniſſe waren immer die beſten. Schon lange herrſchte eine ſtumme Wut gegen ihn, ein ſchwelender Neid. Man mißgönnte ihm ſeine Vorzüglichkeit. Vor allem aber fürchtete man im ſtillen, daß er noch einmal Klaſſen-Erſter werden könnte. „Das Scheuſal Lucke“ Klaſſen-Erſter! — Das wäre eine Schmach geweſen, die unerträglich ſchien.

Ereignete ſich da in den letzten Wochen vor Oſtern — die Verſetzung war nicht mehr weit — etwas ganz Außerordentliches, eine „große Klaſſengeſchichte“. Es war nach der Religionsſtunde. Kandidat Molpitz, der als Hilfslehrer angeſtellt war und auf eine ordentliche Lehrerſtelle wartete, hatte über die Perſon Jeſu Chriſti vorgetragen. Der Kandidat hatte auf der Univerſität die Kollegien

mit Fleiß beſucht, und eifrig nachgeſchrieben. Jetzt kam ihm das zu ſtatten; unter zu Grundelegung des eigenen Kollegheftes konnte er den Knaben über Chriſtologie, nach dem neueſten Stande der Dogmatik, vortragen. Am Schluſſe der Stunde diktierte der Kandidat, wie gewöhnlich, und die Klaſſe ſchrieb nach. Der Kandidat war als ſtreng bekannt, und wer in der nächſten Stunde etwa die zwei Naturen, zwei Stände und drei Ämter des Heilands nicht hätte am Schnürchen aufſagen können, wäre ſicherlich beſtraft worden. — Der Lehrer hatte kaum das Klaſſenzimmer verlaſſen, da ſagte Karl Lucke zu ſeinem Nachbar, dem dicken Faber, der ſich von ihm das Löſchblatt geborgt hatte, „glaubſt Du das alles wirklich?“ auf das Nachgeſchriebene weiſend. Und da ihn Faber ob dieſer Frage verwundert anblickte und „natürlich!“ ſagte, erwiderte Lucke ſpöttiſch lächelnd: „Ich nicht! Ich glaube, daß Jeſus Chriſtus ein Menſch geweſen iſt.“

Der dicke Faber, harmlos von Natur, wie er war, hielt das für einen „gelungenen Ulk“ und hatte nichts eiligeres zu thun, als Luckes Äußerung während der Pauſe zu kolportieren. Bald lief

es von Mund zu Munde, was Lucke behauptet hatte. Je nach Temperament und Verſtand nahmen die Einzelnen den Ausſpruch ſehr verſchieden auf. Einige lachten, einer meinte, Lucke könne ſchon recht haben, er habe das auch ſchon mal wo geleſen. Der große Patzig benutzte die Gelegenheit, um Lucke ein paar Püffe in die Rippen zu verſetzen, für die „Frechheit“. Karl Lucke ſelbſt ſchwieg; aus ſeinen kopfverſteckten Augen blitzte überlegene Verachtung auf die feindliche Schar um ihn her.

Bei den meiſten war dieſer Vorfall ſchnell vergeſſen; ein paar Köpfe jedoch in der Klaſſe ließ er nicht zur Ruhe kommen. Otto Bartuch, der Sohn des Pastor Primarius und Fritz Kampmeier, der Sohn eines Brauereibeſitzers, tuſchelten während der ganzen nächſten Stunde mit einander. Das durfte man ſich entſchieden nicht gefallen laſſen. Was Lucke da geſagt hatte, war vielleicht eine Handhabe, um dem „eklichen Kerl“ mal was am Zeuge zu flicken. Noch in der nämlichen Stunde ging ein Zettel von Hand zu Hand, von Otto Bartuchs Hand geſchrieben, der die Erklärung enthielt, Lucke müſſe für die

Frechheit, ſo was zu behaupten, geſtraft werden. Es folgte die Frage, was mit ihm zu geſchehen habe.

Die Antworten lauteten verſchieden. Einige waren für Lynchjuſtiz, andere ſchlugen den „großen Klaſſenverſchiß“ vor. Eine Anzahl Knaben, darunter die Verſender der Liſte, ſtimmten für Anzeige beim Lehrer. Andere meinten dagegen, man ſolle nicht „petzen“.

In der Freiviertelſtunde kam die Frage zur mündlichen Verhandlung, vor das Forum der Klaſſe. Man hatte ſich zur geheimen Beratung in einen Winkel des Schulgartens zurückgezogen. Wie ein Bienenſtock, der ſchwärmen will, klebten ſie dort an einander. Otto Bartuch führte das große Wort. Man war moraliſch entrüſtet. Längſt war Lucke reif. Von allen Seiten hagelten die Verdächtigungen. Seine Herkunft, ſeine Familienverhältniſſe, wurden bekrittelt. Fritz Kampmeier erzählte, daß ſein Alter geſagt habe, Lucke's Vater ſei ein „völlig geſinnungsloſer Menſch“. Andere wußten noch Schlimmeres zu berichten. Die ganze Familie war niederträchtig. Jemand wollte Luckes Schweſter kennen, die ſei

triefäugig und habe eine Naſe — ſo! . .
Ein anderer Knabe, der als Sohn des Bürgermeiſters immer die neueſten Nachrichten über Alles hatte, wußte etwas ganz beſonders Gravierendes vorzubringen: Neulich hatte im „Poſtillon“ ein Artikel geſtanden, ein „Brandartikel“ — ſo meinte der Sohn des Bürgermeiſters, — und man habe Grund, anzunehmen, daß Luckes Vater der Verfaſſer ſei. Er war überhaupt ein Roter! Kurz, von allen Seiten häufte ſich das Belaſtungsmaterial gegen Karl Lucke.

Schließlich wurde Otto Bartuch in aller Form von der Verſammlung beauftragt, Luckes Äußerung dem Kandidaten zu melden. Nach Schluß der letzten Vormittagsſtunde begab er ſich vor die Lehreraula und trat dem Kandidaten mit bedeutungsvoller, dem Zwecke ſeiner Miſſion entſprechender Miene, entgegen. Ob er den Herrn Kandidaten Molpitz in einer Angelegenheit ſprechen dürfe? Der Lehrer war gern bereit, dem Sohne des Pastor Primarius Gehör zu ſchenken, und forderte den Schüler auf, mit ihm nach ſeiner Wohnung zu kommen. Als er erſt begriffen, um was es ſich handle, meinte der Kandidat mit hoch empor-

gezogenen Brauen, dieſe Sache ſei allerdings von höchſter Wichtigkeit. Er erkundigte ſich eingehend nach allen Nebenumſtänden. Er ſprach von der „ſymptomatiſchen Bedeutung“, die der Fall habe, das dürfe man auf keinen Fall durchlaſſen! Schließlich entließ er den Angeber unter Dank und Lob für ſein Verhalten, daß er eine ſolche „bodenloſe Verworfenheit“ zur Anzeige gebracht habe.

Kandidat Molpitz, der erſt ſeit kurzem im Lehramte war, machte das Sprichwort wahr: neue Beſen kehren gut! Mit düſterer Miene und einer Stimme, in der Entrüſtung zitterte, trug er dem Direktor der Anſtalt den Fall vor.

Der Direktor war ein Mann, der wegen ſeiner kühlen Ruhe bekannt war; heute fiel er ganz aus der Rolle. Sichtlich erregt, unterbrach er den jungen Lehrer. Kandidat Molpitz traute ſeinen Ohren kaum, als er das Wort: „Ketzerriecherei“ aus dem Munde ſeines Vorgeſetzten vernahm. Der Kandidat wies dem gegenüber auf die Verwerflichkeit der Geſinnung hin, welche Lucke an den Tag gelegt, er ſprach von der Gefahr für die Gemüter der anderen Schüler, welche durch die

Blasphemie des Einen leicht vergiftet werden könnten. „Ach was!“ rief der Direktor ärgerlich. „Bauschen Sie die Sache nicht unnötig auf, Herr Kandidat! Der Junge ist sich der Bedeutung seiner Worte schwerlich bewußt gewesen.“ — „Aber das Ärgernis, das gegeben wird, Herr Direktor!“ — „Sie schaffen Ärgernis, Herr Kandidat! Ich warne Sie dringend. Bei mir wenigstens finden Sie keine Unterstützung, wenn Sie uns hier ein Autodafé anrichten wollen.“

Pfeift der Wind aus der Ecke! dachte Kandidat Molpitz bei sich, als er von seinem Vorgesetzten derartig in Ungnade beschieden worden war. Er hätte es ja eigentlich ahnen können, daß der Direktor auch einer von jenen „lauen Geistern“ sei. Konnte man denn von einem Naturwissenschaftler Besseres erwarten! — Aber, der Kandidat ließ sich nicht verblüffen. Das Recht lag zu deutlich auf seiner Seite. Der Fall war wie geschaffen, den Direktor mit seiner liberalen Anschauung in's Unrecht zu setzen, und die eigene gut orthodoxe Gesinnung darzuthun. Der Kandidat beschloß daher bei sich, die Sache nicht ruhen zu lassen.

Zwei Tage darauf hatte er wieder Religions-

unterricht zu erteilen. Die Klaſſe ahnte, daß etwas erfolgen würde. Einem heraufziehenden Gewitter gleich, ſchwebte es in der Luft. Man beobachtete Lucke mit ſchadenfroher Neugier. Der Knabe war ruhig und in ſich gekehrt, wie gewöhnlich, als ſei nichts vorgefallen. Aber dieſe Ruhe war jedenfalls erheuchelt.

Der Kandidat betrat das Katheder. Beſonderer Ernſt lag auf ſeinem jugendlichen Geſichte, das ſich, bartlos und rund, nicht allzuviel von dem der Durchſchnittsſchüler unterſchied. Zunächſt überhörte er das Diktat der vorigen Stunde. Der Lehrer ging dabei der Reihe nach. Lucke war der einzige, den er ausließ. Dann begann er ſeinen Vortrag. Er wolle heute von der Widerſachern der reinen Lehre ſprechen, ſagte er. Zu allen Zeiten habe es ſolche Verblendete gegeben, die ſich vermeſſen hätten, das Wunder der Inkarnation anzuzweifeln. Er führte die Auflehnung des Ebionitismus an, beleuchtete die Irrtümer der Monarchianer, Hypoſtaſianer und Modaliſten, widerlegte den Neſtorianismus und Monophyſitismus. Aber der wahre Glaube habe doch ſchließlich alle Häreſie beſiegt, mit der allein giltigen öku-

menischen Definition vom Wesen des Gottessohnes: wesensgleich mit Gott Vater, nicht ungezeugt wie der Vater und nicht geschaffen wie der Mensch, sondern in ewiger Weise vom Vater gezeugt. — Nachdem der Lehrer die historischen Grundzüge der Christologie festgelegt, sprang er über zur neueren Zeit. Gerade in unseren Tagen, so führte er aus, seien wiederum Frevler am Werke, welche das hehre Geheimnis der Gottmenschheit Christi in Zweifel ziehen wollten, ja, die am liebsten den Gottessohn zum Menschen machen möchten. Das sei die Auflehnung des Reiches der Finsternis gegen das Licht, das sei der Antichrist, von dem Johannes sagte: ‚Das ist der Geist des Widerchrists, von welchem Ihr habt gehöret, daß er kommen werde, und ist jetzt schon in der Welt!'

Der Kandidat fand eindringliche Worte, und sprach schneidig, und mit volltönendem Pathos. Die Klasse folgte ihm in atemloser Spannung. Niemand konnte mehr im Zweifel sein, auf wen alles das gemünzt sei. Lucke sah geisterbleich aus, er saß regungslos da, blickte unverwandt den Lehrer an, mit unheimlich leuchtenden Augen.

Der Kandidat hielt inne. Er sah nach der

Uhr. Nur noch fünf Minuten! „Ich werde heute nicht diktieren. Ein Paar Fragen noch! Wo ist denn das Glaubensbekenntnis für die gesamte Christenheit in ewig giltiger Form niedergelegt? Wer sagt mir das!“ — Es kamen erst einige Antworten, die dem Lehrer nicht genügten, bis Otto Bartuch endlich mit der rechten Antwort kam: „Im apostolischen Glaubensbekenntnis.“ — „Jawohl, im apostolischen Symbolum, das erste der drei ökumenischen Bekenntnisse, welches im zweiten Artikel vom Glauben an Gott, den Sohn, handelt.“ Darauf wandte sich der Lehrer plötzlich an Lucke: „Sagen Sie mir den zweiten Artikel auf, Lucke!“ Der Knabe erhob sich langsam und sah den Lehrer mit festem Blicke an, aber es kam kein Wort von seinen Lippen. „Haben Sie Ihr Glaubensbekenntnis schon vergessen seit der Konfirmation?“ Keine Antwort! „Finden Sie den Anfang nicht, Lucke?“ Keine Antwort! „Ich will Ihnen einhelfen lassen. Bartuch, sagen Sie mal den ersten Satz vor! — „Ich glaube an Jesum Christum, seinen eingeborenen Sohn, unseren Herren, der empfangen ist vom heiligen Geiste, geboren“ . . . . . „Halt! Nun wird er's schon können. Lucke, Sie sind

doch ſonſt nicht ſo auf den Kopf gefallen. Nachſprechen werden Sie wohl noch können!“ Der Knabe blieb ſtumm. „Haben Sie das Sprechen verlernt?“ Eine längere Pauſe trat ein. „Nun, das iſt dann eben Auflehnung!“

In dieſem Augenblicke klingelte es. Der Kandidat packte ſeine Bücher zuſammen. „Ich will Ihnen noch eine Gnadenfriſt geben, Lucke! Nehmen Sie Ihren Katechismus vor; lernen Sie den zweiten Artikel und wenn Sie ihn können, dann kommen Sie zu mir. Ich werde bis um zwei Uhr zu Haus bleiben. Ich gebe Ihnen den Rat, trotzen Sie nicht!“ — damit ging der Lehrer.

Kandidat Molpitz war mit ſich zufrieden. So mußte man's machen. Die Häreſie war glänzend abgeführt. Er blieb in jedem Falle Sieger, mochte der Junge nun weiter trotzen, oder klein beigeben. Im Keime mußte man die Saat des Unglaubens erſticken! Das mit dem „Antichriſt“ war nicht ſchlecht geweſen. Auf die Jungens hatte es ſichtlich Eindruck gemacht. Er kam ſich wie ein rechter Drachentöter vor, der junge Theologe.

Bis um zwei Uhr wollte er zu Haus warten,

keine Minute länger. Hatte der Junge wirklich die Frechheit, nicht zu kommen, dann half es nichts, dann mußte er die Sache melden. Was der Direktor wohl für ein Geſicht machen würde dazu! Trotz ſeiner liberalen Geſinnung würde er doch einſchreiten müſſen gegen den Aufrührer. Der Kandidat fühlte ſich tapfer ſelbſt zum Kampfe mit dem Schulgewaltigen. Denn er war ja in ſeinen Rechte und, was noch mehr bedeutete, er wußte die Schulbehörde hinter ſich.

Es war um ein Uhr. Der Junge hatte alſo noch eine Stunde Zeit. Der Kandidat nahm ein gutes Buch zur Hand. Übrigens war er heute nicht recht bei der Lektüre. Die Sache hatte ihn innerlich doch ſehr erregt; er befand ſich in einiger Spannung. Würde der Junge kommen? Er glaubte es beſtimmt. Höchſtwahrſcheinlich würde er ganz zerknirſcht ſein, der junge Sünder. Der Kandidat beſchloß in ſeinem Herzen, Milde walten zu laſſen. Er wollte dem Knaben recht ernſt in's Gewiſſen reden, ihn durch großmütige Nachſicht gänzlich zu Boden drücken.

Um halb zwei Uhr klopfte es an ſeine Thür, nicht ſtark, ſchüchtern, wie es ſich für den reuigen

Sünder geziemt. Aha, das ist er! Der Kandidat rief ein kräftiges: „Herein!“

Wie erstaunte er, als nicht der erwartete Schüler, sondern ein älterer Mann auf der Schwelle erschien. Der Vater! Die Ähnlichkeit war nicht zu verkennen: Derselbe große Kopf auf gebrechlicher Gestalt, die nämlichen tiefliegenden Augen. Die Mundpartie allerdings war anders; Lucke senior trug einen ins graue spielenden Vollbart.

Dem Kandidaten klopfte das Herz. In welcher Absicht kam der Alte zu ihm? Doch jedenfalls, um Rechenschaft zu fordern, dem Lehrer den Standpunkt klar zu machen, oder dergleichen. Der junge Theologe war auf Böses gefaßt, und wäre in diesem Augenblicke lieber wo anders gewesen, als in einem Zimmer allein mit diesem verdächtig aussehenden Menschen.

Der Alte verbeugte sich und nannte seinen Namen, der Kandidat murmelte den seinen. „Bitte, wollen Sie nicht gefälligst Platz nehmen, Herr Lucke!“ — „Ich danke! Ich kann stehen.“ Er räusperte sich. „Ich komme, um meinen Sohn bei Ihnen zu entschuldigen, Herr Kandidat! Sie haben ihn hierher bestellt, damit er Ihnen ein

aufgegebenes Penſum herſagen ſoll.“ . . . „Den zweiten Artikel!“ fuhr der Kandidat dazwiſchen.

„Ganz recht! Es handelt ſich um den zweiten Artikel des chriſtlichen Glaubensbekenntniſſes.“ —

„Ihr Sohn hat ſich geweigert, ihn aufzuſagen.“

„Das hätte er nicht thun ſollen; es war unrecht von ihm. Auch die Bemerkung, die er neulich ſeinem Klaſſennachbar gegenüber hat fallen laſſen, und die wohl der Grund geweſen iſt, weshalb Sie ihm heute das Glaubensbekenntnis abfragten, dieſe Bemerkung war, ich erkläre das ausdrücklich, nicht am Platze, war ſogar unziemlich.“

Dem Kandidaten war der Mut weſentlich gewachſen, da er merkte, daß der Andere keineswegs ſchroff auftrat. „Ich weiß denn doch nicht, Herr Lucke,“ ſagte er, „Ihre Auffaſſung des Geſchehenen ſcheint mir allzu milde.“

„Meine Auffaſſung mag milde ſein. Ich hoffe ſogar, ſie iſt milde. Denn danach ſtrebe ich in der That, milde zu ſein, Herr Kandidat, als Chriſt!“ — Der alte Mann lächelte bei dieſem Worte. Sein Lächeln reizte den jungen Theologen, wie überhaupt die ganze eigenartig, ſanfte, ver-

innerlichte Ruhe dieſes Mannes, der gar nicht ſo war, wie er ihn ſich gedacht hatte.

„Ja, erlauben Sie mal, Herr Lucke!“ rief er ziemlich gereizt, „erlauben Sie mal! Milde iſt ja was ſehr Schönes, und Toleranz, am rechten Flecke — nur am rechten Flecke! Ihr Sohn hat ſich ſchwer vergangen, er hat Ärgernis gegeben, er hat eine Gotteslästerung ausgeſprochen“ .....

Hier unterbrach ihn der Andere, der nun auch lebhafter wurde. „Ärgernis ja! Ärgernis hat mein Sohn inſofern gegeben, als er eine Anſicht ausſprach, die einen anderen leicht in ſeinem religiöſen Empfinden verletzen konnte. Und das ſoll man nicht, das iſt intolerant. Ich habe ihn darum ernſt gerügt. Aber das andere, was Sie ihm vorwerfen: Gotteslästerung! — Gott geläſtert hat er *nicht*, wenn er Jeſus von Nazareth einen *Menſchen* genannt hat“ —

„Nun, das muß ich denn doch ſagen! — In ſo frühem Alter an den Grundfeſten des Glaubens rütteln, — ich habe keine Bezeichnung für ſo etwas!“

„Der Knabe hat nur ausgeſprochen, was ſeine Überzeugung iſt.“

„Seine Überzeugung?“ . . . . .

„Darf ein Sechzehnjähriger nicht auch eine Überzeugung haben?“

Hier lachte der Kandidat.

„Pardon! — Aber, Herr Lucke, das iſt doch keine Überzeugung — das iſt Unglaube.“

Der alte Mann lächelte, beinahe melancholiſch. Eine kurze Pauſe trat ein. Dann fragte der Alte und blickte dem Jüngeren dabei feſt in die Augen: „Können Sie ſich nicht in die Seelenverfaſſung eines Menſchen denken, Herr Kandidat, dem der Gedanke, daß Jeſus Chriſtus Menſch, unſer Mitmenſch, „der Menſchenſohn“ geweſen — und nichts geweſen iſt, als dies — daß dieſer Gedanke, dieſes Bewußtſein, unſereinem das Herrlichſte und Größte bedeutet auf der Welt? — Denn ſehen Sie, darin liegt eine Hoffnung, eine Verheißung, die uns Kraft giebt, dieſem Vorbilde nachzuſtreben. — Das Bewußtſein, daß er kein Gott, nein, ein Menſch geweſen iſt, wie wir, das allein giebt uns den Mut, zu leben und zu dulden. Können Sie ſich dahinein nicht verſetzen?“

Der Kandidat antwortete ehrlich erſchrocken mit: „Nein!“

„Nun, ſehen Sie, das iſt meine Überzeugung! Dieſes Bewußtſein bedeutet mir das, was Ihnen der Glaube an den Gottesſohn bedeuten mag.“

„Dann allerdings!“ rief der Kandidat mit empörter Miene, „dann kann man ſich ja nicht wundern, wenn der Unglaube ſeine Früchte trägt. Der Apfel fällt eben nicht weit vom Stamme!“

Dieſe Bemerkung ſchien den Alten empfindlich zu treffen. Seine Augen leuchteten auf. „Ich habe dem Knaben nicht meine Anſicht aufgenötigt, Herr Kandidat!“ rief er mit leicht bebender Stimme. „In dieſen Fehler der Orthodoxie bin ich nicht verfallen. Die Eigenanſchauung iſt mir etwas ſo Heiliges, beim Kinde zumal, daß ich ſie um keinen Preis durch ein Dogma binden möchte. Um meines Gewiſſens willen möchte ich das nicht thun. — Der Knabe iſt von ſelbſt dazu gekommen. Er iſt religiös von Natur.“

„Religiös, ſagen Sie?“

„Jawohl, religiös. Und weil er das iſt, begnügte er ſich nicht mit dem, was ihm die Schule bot, — konnte ſich damit nicht begnügen. Sehr früh hat er ſich ſeine eigenen Gedanken gemacht, weil

er eine ernſte Natur iſt, die nicht an der Oberfläche haften bleibt, die alle Gedankenloſigkeit inſtinktiv haßt. Darum hat er früh begonnen zu grübeln. Die Zweifel haben ſeiner jungen Seele keine Ruhe gelaſſen, und ſo iſt er endlich zu mir gekommen und hat mich gebeten, unter Thränen gebeten, ihm zu ſagen, wie ich zum Glauben ſtünde. Ich wollte nicht gegen Ehre und Gewiſſen handeln, und habe ihm geſagt, was meine Überzeugung iſt. ‚Welcher iſt unter Euch Menſchen, ſo ihn ſein Sohn bittet um Brot, der ihm einen Stein biete?‘ — Ich kann Ihnen verſichern, Herr Kandidat, erſt ſeit ich dem eigenen Kinde gegenüber den Mut der Offenheit gefunden habe in dieſer größten aller Fragen, bin ich frei und fühle mich als ehrlicher Mann.“

Dem jungen Theologen war längſt ſchwül zu Mute geworden. So etwas durfte er wohl eigentlich gar nicht mit anhören? Er war doch ſtaatlich angeſtellter Lehrer!

„Herr Lucke, ich muß Ihnen bemerken“ ſagte er, und fuhr ſich nervös durch die Haare, „daß Sie eines ganz überſehen: die Lehrautorität! Was ſoll denn aus dem Anſehen der kirchlichen Lehre werden, wenn ſchon die Kinder anfangen“ ....

„Haben Sie keine Sorge, Herr Kandidat!“ meinte der alte Mann, „mein Sohn wird die Lehrautorität nicht gefährden, wenigſtens in Ihrer Anſtalt nicht. Ich bin hier, um Ihnen zu ſagen, Sie möchten nicht umſonſt hier auf ihn warten. Zugleich wollte ich Ihnen auch erklären, daß mein Karl Ihren Unterricht weiterhin nicht beſuchen wird.“

„Sie wollen Ihren Sohn wegnehmen?“

„Er ſelbſt will fort! Alles, was ihm früher Arges zugefügt worden iſt, von ſeiten der Mitſchüler, hat er erduldet, aber das hier hat ihn zu tief getroffen — in ſeinem Heiligſten, — das zu ertragen geht über ſeine Kräfte. Ich habe kein Recht, ihn zum Bleiben zu zwingen. Er iſt zu ſchwer gekränkt worden. Und darum mag er gehen. Aber, ich fürchte, ohne Schaden für ſein Gemüt iſt dieſes Erlebnis nicht geblieben.“ —

Der alte Mann ſenkte das Haupt und ſeufzte. Thränen ſtanden auf einmal in ſeinen Augen. Nun war es dem Kandidaten doch beinahe leid; ſoweit hatte er es nicht treiben wollen. Er fragte, ob ſich denn nichts machen laſſe. Der Knabe ſolle nur zurücknehmen, was er geſagt habe. Das ſei doch ſo einfach! Er werde ganz beſondere Sorgfalt

auf Karl verwenden in Zukunft. Vielleicht laſſe er ſich doch noch zum rechten Glauben zurückbringen.

Der alte Mann ſah den Kandidaten mit weit geöffneten Augen an. Wirklich, jener ſchien ganz im Ernſte geſprochen zu haben! Ein Lächeln erhellte die bekümmerten Mienen des Alten.

„Ja, wenn der Glaube ein Gewand iſt, das man ausziehen und anlegen kann, nach Belieben, da möchte das ſchon angehen. Für uns . . . .“ Hier unterbrach er ſich ſelbſt durch eine abwehrende Bewegung. — „Ach, das iſt ja ganz umſonſt alles! Ich fürchte, Herr Kandidat, darüber werden wir zwei uns niemals verſtändigen können. Und darum will ich lieber gehen.“ —

Kandidat Molpitz blieb in eigentümlicher Seelenverfaſſung zurück. Merkwürdig, höchſt merkwürdig war das alles! Gottlos ſein und ſich dabei noch etwas einbilden auf ſeine Gottloſigkeit! — Nächſtens würden dieſe Atheiſten noch den Anſpruch erheben, fromm genannt zu werden. Und dabei ſchien es dieſer Mann ganz ernſthaft zu nehmen; ja, der Kandidat konnte ſich des Gedankens nicht erwehren, daß der alte

Lucke im Grunde gar kein böſer und verworfener Menſch ſei. Was das für Widerſprüche waren! —

Der junge Theologe wollte darüber nicht tiefer nachdenken. Grübeln war nicht gut. Man konnte da leicht auf die ſonderbarſten Gedankengänge kommen. Was dabei herauskam, — beim Nachdenken nämlich, — das ſah man wieder mal an dieſen Luckes.

Eigentlich konnte er ja ganz zufrieden ſein mit dem Ausgang, den die Angelegenheit genommen hatte. Das räudige Schaf war ausgemerzt aus der Herde. Die gute Sache hatte einen entſchiedenen Triumph gefeiert durch ihn. Aber in ſeinem menſchlichen Gewiſſen, das vom theologiſchen Eiferer noch nicht ganz mit Beſchlag belegt war, regte ſich doch ein geheimer Vorwurf.

Er mußte immer und immer wieder an den Blick des alten Mannes denken. Wenn nun doch etwas Wahres .... Mit Haſt ſchnitt er ſolche Gedanken ab. Ein Lehrer, der auf Anſtellung wartete, durfte ſich auf dergleichen nicht einlaſſen.

Aber, es iſt das unvergängliche Weſen der Wahrheit, daß ſie nicht tot iſt, ſondern lebendig,

daß ſie wie ein fließendes Gewäſſer anſchwillt und die Dämme überſteigt, die ihr entgegengeſetzt werden. Während ſie die willige Seele fortreißt mit ihrer Flamme, brennt ſie in der widerwilligen, heimlich zehrend, wie glühende Kohle.

Auch der junge Kandidat ſollte dieſe Rache des lebendigen Feuers gegen den, welcher es zu unterdrücken ſich vermißt, noch am eigenen Gewiſſen erfahren.

Abdul

Wieder einmal ſollte unſere Gegend um einen Ausſichtsturm reicher werden. Als ob es nicht ſchon genug ſolcher langweiligen Steinwarten gegeben hätte! Kaum eine unſerer lieblichen Höhen haben ſie frei gelaſſen. Überall giebt es jetzt Wegweiſer im Walde, Steine mit Angabe der Kilometerzahl; jedes lauſchige Plätzchen iſt durch eine Holzbank verdorben. Und nun gar erſt im Sommer die Reiſenden, die Sommerfriſchler, Touriſten, Radfahrer, die Ozonbedürftigen, die nervenkranken Opfer unter Civiliſation! —

Ich liebe den Waldesfrieden unſerer Berge in ſeiner jungfräulichen Spröde. Und nun mit anſehen zu müſſen, wie ſie lärmend herangezogen kommen! wie ſie die Verbildung der Großſtadt, die Moden der Boulevards, die ganze parfümierte Atmoſphäre moderner Überkultur hineinſchleppen in unſere reine Waldluft! Wie ſie umherſtolzieren

unter unſeren Tannen, dieſe Löwen des Trottoirs! Wie der Duft des Kiens und der Nadelſtreu doch die Blaſiertheit aus ihren engen Seelen nicht herauszuräuchern vermag! Wie ſie nichts mitbringen, was uns frommen kann, wie ſie unſeren Frieden mit fortnehmen, ohne ſich ihn doch ſelbſt zu gewinnen! —

Den Erdenwinkel, in dem ich lebe — wo ich eine Zuflucht gefunden habe vor mancher Kränkung — hatte der Heuſchreckenſchwarm bisher gnädig verſchont. Das Thal liegt ein wenig abſeits, beſitzt keine ſogenannten Sehenswürdigkeiten; ſeine Reize drängen ſich nicht auf. Aber den, der ſie einmal erkannt hat, feſſeln ſie mit inniger Kraft.

Nun hatten ſie denn auch dieſes traute Stückchen Erde ausfindig gemacht. Bald ſtanden an den Wegeſcheiden die Tafeln des Gebirgsvereins. Erſtaunt laſen unſere Holzfäller und Steinarbeiter, wie viel Meter über dem Spiegel der Oſtſee ſie all die Zeit über gelebt hatten. Eine Sekundärbahn ſchloß uns an das Eiſenbahnnetz der großen Welt an. Villen in imitiertem Schweizerſtile ſchoſſen pilzartig aus dem Boden auf, fremdartig herausragend über die Strohdächer unſerer Fach-

werkhütten. — Ja ſelbſt der Kellner mit Frack, ausgeſchnittener Weſte und Serviette blieb uns nicht erſpart.

Mir ward zu Mute, wie einem, der ein holdes Geſchöpf lange Zeit für ſich allein beſeſſen und nun plötzlich die Preisgegebene voll grimmiger Eiferſucht in den Armen anderer erblicken muß.

Mein Troſt war, daß ſie mir den Berg, der meinem Fenſter gegenüberliegt, — auf den ich blicke, wenn ich mich früh erhebe, den ich wie oft ſchon vorm letzten Sonnengruß verbrämt in Dämmerung habe verſchwinden ſehen — daß ſie mir den Berg mit ſeiner felsgekrönten Spitze noch nicht ſchimpfiert hatten. In ſeinem hundertjährigen Tannenforſt war eine Zufluchtsſtätte für mich und meine weltfremden Gedanken.

Und ſiehe da, eines Tages, als ich mich der Kuppe nähere, höre ich die Axt des Holzſchlägers durch den Wald ſchallen. Ich eile hin . . . Die große Tanne lag bereits, die ich ſo ſehr liebte, die ich bewundert und beneidet hatte, wie ſie auf magerem Felſen ihre Wurzeln in die Spalten und Riſſe getrieben, den Boden in der Tiefe ſuchend, den ihr das harte Geſtein verſagte. Ein

Wunder ſchien mir die Zähigkeit des knorrigen Baumes, wie er ſo freudig zum Himmel ſtrebte. Woher nahm er die Kraft? — Kein noch ſo ſcharfer Weſtwind hatte ihn bisher zu Falle gebracht, obgleich er ganz einſam ſtand.

Dieſes Symbol der auf ſich ſelbſt geſtellten Größe ſank vor der gierigen Säge dahin. Und als ich herantretend nach dem Grunde ſolchen Frevels forſchte, hieß es, der Baum ſei im Wege geweſen; hier ſolle ein Ausſichtsturm herkommen.

Steinmetz und Maurer waren am Felſen thätig. Geſprengt ſollte werden, um Material für den Unterbau des Turmes zu gewinnen. Das Sprengpulver war bereits in die Löcher gefüllt, die Keile geſteckt, die Zündſchnur angelegt; die Leute zogen ſich hinter die umſtehenden Bäume zurück und rieten mir, ein gleiches zu thun.

Ich ſtellte mich hinter eine klobige Buche ... Die Exploſion erfolgte. Polternd rollten die Felsſtücke zu Boden.

Als alles ſtill war, wagten wir uns aus unſeren Verſtecken vor. — Ein großes Stück des Felſens war herabgebrochen, mehr als die Leute beabſichtigt hatten. Man erkannte jetzt erſt wie

morſch und bis in den Kern hinein verwittert der Stein geweſen, von tiefen Riſſen und Spalten durchſetzt. Traurig muſterte ich die angerichtete Verwüſtung.

Da machten mich Rufe der Arbeiter ſtutzen. Rufe der Überraſchung, als ſeien ſie auf Außergewöhnliches geſtoßen. Ich trat zu ihnen, die, in eine Gruppe zuſammengedrängt, eine Vertiefung umſtanden.

Zunächſt konnte ich nicht erkennen, was es ſei, das ihr Erſtaunen erregte. Zwiſchen Felstrümmern und Schutt lag da etwas Braunes — wie altes Holz.

Einer der Leute bückte ſich und hob ein Stück davon auf. Befremdet erkannte ich einen menſchlichen Schädel.

Etwas lief mir über den Rücken — ein Schauer — obgleich es heller Mittag warn; den abgehärteten Burſchen von Arbeitern mochte es ähnlich gehen. Sie ſprachen in gedämpftem Tone ihre Vermutungen aus, wie wohl der Schädel an dieſen Ort gekommen ſein mochte.

Es war ein kleiner Schädel, pergamentfarben, hart wie Stein — von hohem Alter, wie mir ſchien.

Mein Forſcherintereſſe war rege geworden. Ich bat die Leute, nicht weiter zu arbeiten, ehe wir alles unterſucht hätten. Bei näherem Zuſehen fanden wir ein vollſtändiges Gerippe in einem Felsſpalt, der durch die Sprengung frei gelegt war, wie in ein ſteinernes Grab eingebettet.

Lange mochte die Leiche hier gelegen haben, viele Jahrhunderte vielleicht. Die Beinmaſſe hatte ſich gut erhalten an dem kühlen Orte. Das Gerippe war klein, feine ſchwache Knochen, wie von einem Weibe, oder Halberwachſenen.

Von Haar- oder Kleiderreſten war keine Spur zu entdecken; wohl aber fiel mir plötzlich etwas Blinkendes in die Augen. Vorſichtig griff ich zu, löſte einen runden Gegenſtand, der an einem Kettchen hing, von dem Wirbelknochen des Skeletts.

Ich wog den Fund in der Hand. Es war offenbar eine Münze. Mein Meſſer hervorholend prüfte ich das Metall. Es war Gold. — Nachdem ich den grünbraunen Überzug notdürftig beſeitigt hatte, erkannte man auch die Prägung: Ein bärtiger Kopf mit einem Turban, darüber ein Halbmond auf dem Rande krauſe Zeichen: arabiſch, wie mir ſcheinen wollte. Das Kettchen,

an dem dieſes Amulett — oder was es ſonſt war — hing, beſtand aus einer Menge unendlich feiner, goldener Schuppen, es ſchmiegte ſich in die Hand wie eine Schlange.

Wir ſammelten alles, was wir finden konnten, durchſtöberten den Schutt in allen Richtungen nach weiteren Schätzen. Es blieb bei der Münze und den Knochen.

Dann wurde beraten, was mit dem Funde zu geſchehen habe. Den Leuten war natürlich nur das Goldgeſchmeide von Wichtigkeit, ſie wollten es dem Beſitzer des Grund und Bodens überbringen und ihren Finderanteil geltend machen.

Ehe ſie ſich von neuem an die Arbeit machten, betrachtete ich mir die Stätte noch einmal genau. Der Leichnam konnte nur von oben in den Spalt geraten ſein. Kein unterirdiſcher Gang, keine Seitenhöhle führte zu dem natürlichen Grabe. Von Menſchenhänden war nicht die geringſte Spur an dem Geſtein zu entdecken.

Merkwürdig! War der Leichnam von anderen hier geborgen worden? war hier ein Menſch einſam verendet? oder lag ein Verbrechen vor,

— ein Mord? — Wahrſcheinlich war das nicht, denn weder an Schädel noch an Knochen war eine Verletzung zu entdecken.

Ich bat die Arbeiter, mir den Schädel zu laſſen. Sie waren gern dazu bereit; dergleichen hatte keinen Wert für ſie. —

Während ich mit meinem eigenartigen Funde in der Hand nach Hauſe ſchritt, kamen mir allerhand Gedanken: die arabiſche Münze am Goldkettchen — hier mitten im germaniſchen Norden! —

Ich hatte manchen Schädel in Händen gehalten. Das zierliche Ding hier ſah nicht aus, als ob es einem unſerer knochenſtarken Vorfahren angehört hätte. Wer weiß, woher der fremdländiſche Vogel ſich an dieſe Stätte verflattert hatte, um hier ſein Ende zn finden! . . Welches Geheimnis lag hier begraben, das nie ſeine Aufklärung finden würde? —

Die allezeit geſchäftige Phantaſie machte ſich daran, die Lücken zwiſchen dem Vorgefundenen ſchnell zu überbrücken, aus dem Wenigen ein Bild zuſammenzuſtellen. Strich fügte ſich an Strich, Zug an Zug, und bald wußte ich, als hätte ich's

ſelbſt erlebt, wie dereinſt die Dinge ſich zugetragen hatten. — — — —

* * *

Es war zu der Zeit, da die abendländiſche Ritterſchaft das Kreuz auf ſich nahm, um es dorthin zu tragen, woher es einſtmals gekommen, zu der Stätte „mit Namen Golgatha, das iſt verdeutſchet Schädelſtätte.“

Der Ruf: „Gott will es!“ war auch in unſer waldbekränztes Gebirgsthal gedrungen.

Hier ſaß ſeit Kurzem auf der Burg ſeiner Väter Herr Gero, dem Jugendmut und Kraft die Adern füllten. Für ihn fiel in dieſem Falle das, was Gott wollte, ſchön zuſammen mit dem, was ſein eigener, thatendurſtiger und ehrgeiziger Sinn begehrte: Abenteuer, Beute und Ruhm. Den Muſelmann, den Schänder des heiligen Grabes, wollte er züchtigen, und ſchließlich, reich an Schätzen und Kriegsruhm, zurückkehren in die Heimat, als ein chriſtlicher Streiter, zu Ehren Gottes und der heiligen Jungfrau.

Und als der Papſt zum erneuten Kreuzzuge

aufforderte, weil die heilige Stadt abermals in die Hände der Heiden gefallen war, da rüstete auch Herr Gero, und stieß mit einem Fähnlein zum Heere des Königs.

Den Ruhm, den er gesucht, fand der Ritter, und auch die Beute. Mit eigener Hand erschlug er den Emir al Omra und erhielt zum Lohne seiner mutigen That das Zelt des Fürsten mit allem Inhalt: Weibern, Schätzen und Waffen, zugesprochen.

Unter den Gefangenen befand sich auch ein Knabe, Abdul, der Sohn des erschlagenen Emirs. Herr Gero erwog eine Zeit lang, ob er das Kind laufen lassen solle; denn es erschien unnütz, so viel Ballast mit sich herumzuschleppen. Dann kam ihm ein anderer Gedanke: er wollte den Fürstensohn mitnehmen, um ihn der Herrin seines Herzens als Geschenk darzubringen. So ließ er denn den braunen Knaben taufen und behielt ihn in seinem Gefolge. —

Abdul hatte eine Haut wie Bronze, langes seidenschimmerndes Haar, das an Schwärze mit den blitzenden Augensternen wetteiferte. Schlank war er wie ein Palmenstämmchen und flink wie eine Gazelle.

Anfangs wollte er nichts eſſen. Hungers ſterben erſchien ihm erträglicher, als die Schmach, dem Manne zu folgen, der ſeinen Vater, den großen Emir, beſiegt hatte. Aber ſie zwangen ihm Speiſe und Trank ein.

Als ihn der Prieſter dreimal untergetaucht hatte bei der Taufe, ſchüttelte ſich Abdul und ſprach einen Fluch, den niemand verſtand. Von da ab hüllte er ſich in Schweigen und trug einen Ausdruck ſtolzer Verachtung zur Schau, wie er ſeiner fürſtlichen Abſtammung würdig war.

Bald darauf entzweiten ſich die Kreuzfahrer, und ohne das heilige Zion geſehen zu haben, zogen viele von ihnen heim; unter ihnen Herr Gero.

Auf dem Rückmarſche packte den Ritter ein bösartiges Fieber; viele Monde durch mußte er in der Fremde liegen. Mit kleinem Gefolge und verminderter Beute ſetzte er endlich die Heimreiſe fort.

Ein ſiecher Mann kam Herr Gero endlich in der Heimat an. An dem Sohne des Nordens hatte ſich das Morgenland gerächt, mit dem Schlangengift, das unter ſeinen üppigen Reizen lauert.

Abdul war mitgekommen. Zweimal unterwegs hatte der Knabe verſucht, zu entweichen, aber die Leute des Gefolges hatten den Wegesunkundigen wieder eingefangen.

Den ſchönen Plan, der Herrin ſeines Herzens den Fürſtenſohn zum Geſchenk zu machen, mußte Herr Gero fahren laſſen. Sie war die Frau eines anderen geworden und aus der Gegend fortgezogen.

Kein Menſch kümmerte ſich nun um Abdul. Sie hatten alle an Anderes zu denken. Zwecklos war er hierher geſchleppt worden in das fremde Land. Kaum, daß man ihm etwas zu eſſen und Lumpen gegen die Kälte gab.

Wie war er herabgekommen, der Fürſtenſohn! — Die Haut hatte ihren Glanz verloren, ganz aſchfahl war ſie geworden, das Haar verwildert, zum Skelett abgemagert der geſchmeidige Körper. — Aber die tiefliegenden Augen funkelten wie die eines Panthers, vor Haß gegen die Mörder — die Chriſten.

Einen gefangenen Königsadler, der im engen Käfig von Sproſſe zu Sproſſe hüpft, glich Abdul. Wie häßlich war dieſes Land! Immer unwirtlicher

wurde es. Novemberſtürme heulten um die Burg. Der Winter kam heran.

Was wußte Abdul vom Winter! Dort wo er geboren, herrſchte ewiger Sommer.

Er ſchleppte ſich nur noch ſo dahin, zum Tode elend. Es war eine Frage der Zeit, wer von den beiden eher würde dran glauben müſſen: Herr Gero, der oben in ſeinem Gemache voll eigenſinniger Lebensgier mit dem mächtigſten aller Kämpfen rang, oder der fremde Knabe, den das Fieber der Heimatsſehnſucht langſam aufzehrte.

Abdul ſchlief in einem Verließ mit den Rüden. Er liebte die Tiere; ſie waren beſſer, als die Menſchen. Außerdem wärmten ſie ihn und leckten ihn mit ihren rauhen Zungen; das that ihm wohl.

Er war wieder einmal hineingekrochen zur Abendzeit in das elende Loch, begrüßt von den Kötern, die ihn kannten, da warf er ſich in's Stroh und rollte ſich zuſammen, wie ein Tier. So kalt war es noch nie geweſen, wollte ihn bedünken. Das war wohl der Tod? — Wenn er doch nicht mehr hätte aufzuwachen brauchen, war ſein letzter Wunſch, ehe er einſchlief ....

Und doch wachte er wieder auf am nächsten Morgen.

Als er hinaustrat aus dem Verließ, welch ein Wunder! — Alles weiß!

Abdul rieb sich die Augen. Wo war er? Die ganze Welt mit einer glitzernden Decke überzogen, lichter als alles, was er bisher gesehen hatte, lichter als der weiße Turban seines Vaters. Tausend Krystalle erfunkelten allerorten, glänzender als Edelgestein. War das Zauberei?

Abdul sah sich um. Dort stand die Burg, massig und gedrungen. Sonst war sie so grau gewesen, und jetzt, überall auf dem steilen Dache, den spitzen Zinnen, lag es weiß wie Zucker. Der runde Turm hatte eine Haube davon. Und ringsum auf dem Boden dasselbe. Die Rüden schienen sich nicht davor zu fürchten; sie sprangen darin herum und wälzten sich, daß es stiebte.

Ob man es anfassen konnte? Er wagte es. Es fühlte sich kühl an und weich. — Er versuchte, seinen Fuß darauf zu setzen; der sank ein bis zum Knöchel.

Nun that er einige Schritte, anfangs zaghaft; allmählich aber fand der Knabe, daß es sich

angenehm darauf gehe — ſo weich und nachgebend.

Die Neugier trieb ihn an, zu ſehen, ob es außerhalb des Burghofes auch ſo ausſehe. Er trat vor das Thor.

Wunder über Wunder! Weit lag die Landſchaft vor ihm, wie erneut. Die düſteren Wälder waren verſchwunden, die braunen Äcker zugedeckt — alles eine unendliche, unter Sonnenſtrahlen glitzernde und gleißende Fläche. Und in der Ferne bläuliche Höhenzüge, die freundlich herüber blinkten. Er konnte es nicht laſſen, er mußte weitergehen in dieſes Zauberland hinein.

Allerhand merkwürdige Gedanken und Hoffnungen kamen da dem Kinde: Seine Leiden waren nun wohl vorüber. Durch ein Wunder ſchien alles verändert. Seine Rettung war gewiß nahe. Vielleicht hatte er all' die Zeit über nur geträumt.

Weit und breit kein Menſch — keiner ſeiner Peiniger nahe. Abdul fühlte ſich auf einmal ſo frei, als brauche er nur weiterzuſchreiten, um der Gefangenſchaft für immer zu entgehen.

Und ſo eilte er vorwärts. Er dachte zurück

an ſeine ſchöne Jugend, an die edlen Knaben, die ihm zu Geſpielen beigeſellt waren, an die Schar der Diener und Dienerinnen; wie er geehrt worden war und geliebt. Vor allem ſeines Vaters gedachte er, der ihn unterwieſen hatte im Waffenhandwerk. Er ſah im Geiſte das ſtolze Roß des Emirs vor ſich, das keinen anderen auf ſeinem Rücken litt, als den Fürſten.

Jetzt war er in den Wald gekommen. Erſtaunt ſah ſich der Knabe um. Der Boden war braun, wie zuvor, aber die Bäume ſtanden in lichte Gewänder gehüllt. Das Weiße mußte alſo wohl von oben gekommen ſein — vom Himmel.

Von neuem ſann er dem Wunder nach. Gewiß, das bedeutete ſeine Befreiung!

Er lief weiter; aber ſeine Phantaſie eilte ihm weit voraus, ſo leichtfüßig er auch war. Heute noch würde er in der Heimat ſein; er wußte es genau. Sicher warteten ſie ſeiner dort, die Getreuen. An Stelle des Vaters würde er der Emir al Omra ſein — er, Abdul! Und fürchterlich wollte er die ihm angethane Schmach an den Chriſtenhunden rächen! —

Der Pfad führte bergan. Abdul wollte die Höhe gewinnen. Unterrichten mußte er ſich, welchen Weg er einzuſchlagen habe. In die Burg würde er nie und nimmer zurückkehren.

Auf dem Gipfel angelangt, erklomm er den Fels. Rings lag das weite Bergrund vor ſeinen Augen, Kette an Kette ſich reihend, Wälder, Thäler, alles in ein weißes Tuch gehüllt.

Bei dieſem Anblick wurde dem Knaben bange. Viel, viel größer doch war die Welt, als er es gedacht. Wie den Weg zur Heimat finden? Weit, ſehr weit mußte ſie von hier ſein. Hatten ſie denn nicht ein Jahr gebraucht, um hierher zu kommen? . . .

Erſchöpft ſetzte er ſich. Der Marſch hatte ihm den letzten Reſt ſeiner Kräfte geraubt. Abdul wollte kleinmütig werden. Er blickte hinab nach der Burg. Da unten lag ſie, mit ſonnenbeglänzten Zinnen.

Nein! In dieſes Gefängnis wollte er nicht wieder zurück. Die Heimreiſe ſollte noch heute angetreten werden; aber zuvor wollte er raſten.

Hell ſchien die Sonne herab. Das Weiße, das hier das Geſtein zum weichen Pfühl machte,

lockte zur Ruhe. Er huſchelte ſich ein, dann blickte er zum Himmel. Es flimmerte ihm vor den Augen, rote Ringe tanzten hernieder. Durch den Körper rieſelte es wie ein Schauer. Etwas Kaltes drang ihm zur Seele.

Er wollte die Hand bewegen; es ging nicht. Die weiße Decke ſchien ſchwerer zu werden, ihn von allen Seiten feſt zu umſtricken. — Das war ein eigenes Gefühl; aber ſchmerzlich nicht.

Ein Reiter ſprengte am hellen Himmelsgewölbe dahin auf ſchwarzem Roſſe, mit blitzendem Diadem über dem Turban; mit der Spitze des Säbels wies er in die Ferne.

Dann ſah Abdul nichts mehr . . . .

Rhanit, die Richterin

Rhanit war aus adeligem Stamm entſproſſen. Von ihrem Geſchlechte waren ſeit Vätergedenken die Jungfrauen zum heiligen Richteramte berufen worden. Denn in dem Lande, wo Rhanit zu Hauſe war, gab es Richterinnen.

Sie hatten über Liebesvergehen zu richten. Jedoch wurden ihnen nur ſolche Verbrechen überwieſen, welche von Männern an Frauen begangen worden waren. Über ihr eigenes Geſchlecht ſollten ſie nicht zu Gerichte ſitzen.

Die Richterinnen waren unabſetzbar. Sie hatten ſich vor niemanden zu verantworten, als vor dem eigenen Gewiſſen. Sie bildeten kein Kollegium; jede ſtand für ſich, führte die Unterſuchung, fällte das Urteil und vollzog in eigener Perſon die Strafe an dem Verbrecher. In ihren Urteilsſprüchen waren ſie an keinen Kodex gebunden; einzig dem Maßſtabe der eigenen gerechten Seele

hatten ſie zu folgen. Weibliches Feingefühl ward in dieſem Lande über die von Männern künſtlich erklügelten Paragraphen der Geſetzbücher geſtellt.

Nur in einem waren die Richterinnen gebunden: jungfräulich mußten ſie bleiben bis zum Ende. Die Liebe, die ſie richteten, durften ſie ſelbſt nicht genießen; der Umarmung des Mannes ſollten ſie ſich enthalten, ſie, denen Leib und Leben vieler Männer in die Hände gegeben war.

Rhanit zählte zwanzig Jahr. Das war das Alter, in welchem, nach harter Vorbereitung und ſtrenger Prüfung, die Richterinnen ihr Amt antreten durften. Sie trug die kühnen Geſichtszüge ihres Stammes, deſſen Jünglingen allein der Liebesgenuß geſtattet war, während die Jungfrauen in ſelbſtgewählter Entſagung des geheiligten Standes herb und einſam durch's Leben ſchritten.

Rhanit war ſtrenger und härter, als man vor ihr je eine Richterin gekannt hatte. Gefürchtet wurde ihr Blick, mit dem ſie die Seele des Verbrechers bis in die verborgenſten Falten durchſchaute. Denn ſie urteilte nicht nach dem äußeren

Hergange; nicht die That, die Geſinnung des Thäters verdammte ſie. Indizien, Thatbeſtand, Zeugenausſagen, Verhöre, all die Notbehelfe, mit denen ſonſt wohl Richter den Schuldbeweis umſtändlich zu konſtrnieren pflegen, hatte ſie nicht nötig. Wo der Mann beobachtet und ſchließt, weiß die Frau. Rhanit blickte dem Schuldigen ins Angeſicht und wußte. — Lüſternheit, Gier, Wolluſt, alle gemeinen und niedrigen Triebe der Mannesſeele, lagen vor der reinen Jungfrau aufgedeckt, wie ein Buch, in welchem ſie las.

Die Unlauterkeit verkroch ſich winſelnd vor dieſer Geſtalt, wenn ſie auftrat im blütenweißen Gewande der Richterin, mit eherner Stirn, in der keuſchen Schönheit ihrer Marmorzüge. Eis ſchien dieſer Buſen, vernichtende Keile die kargen Worte, ein blitzendes Richtſchwert der Blick des Auges.

Mit Beben und Zittern traten die Männer vor die Schreckliche. Der Schuldige war gerichtet, in ſeinem Bewußtſein, noch ehe ſie das Urteil gefällt, durch den bloßen Anblick des unberührten Weibes. Kein Erbarmen, nicht einmal Mitleid,

gab es in ihrem Gemüte für den Sünder. Mehr als ein schuldiges Haupt hatte ihr sehniger Arm vom Rumpfe getrennt.

Da wurde eines Tages ein Gefangener vor sie gebracht, der hieß Balthasar.

Gleich ihr stammte er aus edlem Geschlecht, gleich ihr war er schön, gleich ihr war er jung.

Balthasar war des schwersten Verbrechens angeklagt, das es in jenem Lande gab: ein Mädchen betrogen zu haben. Rhanit sollte über seine That befinden. Erkannte sie ihn für schuldig, dann war ihm der Tod von ihrer Hand gewiß.

Balthasar war der erste Mann, der erhobenen Hauptes vor die Richterin trat. Er blickte ihr frei in die durchbohrenden Augen, denn sein Gewissen war frei. Rhanit las in seiner Seele und erkannte, daß er unschuldig sei. Sie reinigte ihn von dem Verdachte, der fälschlich auf ihn geworfen war.

Aber, die Richterin selbst war von Stund an nicht mehr frei. Rhanit fühlte, daß ein Fremder, und doch Ebenbürtiger, vor sie getreten war, einer der ihr mehr bedeutete, als ein bloßer Angeklagter, einer der selbst fordern durfte. —

Dieſem Manne gegenüber, der ihr furchtlos in's Angeſicht geblickt, hatte ſie etwas Neues empfunden, etwas das ſie haſſen wollte, und das doch zu ſüß war, um ſich haſſen zu laſſen.

Zum erſten Male in ihrem Leben war Rhanit ſich bewußt geworden, daß ſie Weib ſei.

Er hatte ſie das gelehrt, und es kam ihr vor, als müſſe ſie ihm dafür dankbar ſein. Damit wußte ſie auch, daß ſie nie wieder über einen entblößten Männernacken das Richtſchwert ſchwingen dürfe. Sie war nicht mehr Jungfrau, nicht in dem Sinne war ſie es, wie das heilige Amt der Richterin es verlangte. Ihre Augen hatten erkannt. — Sie legte freiwillig das Richteramt nieder.

Balthaſar und Rhanit wurden ein Paar. Freilich fand ſich kein Prieſter, der ſie zuſammengegeben hätte. Denn es ſchien Frevel gegen althergebrachte, geheiligte Ordnung, daß ein Weib, welches einmal das Gelübde der Keuſchheit abgelegt, die Gefährtin eines Mannes würde. Die beiden aber, die ſich ſelbſt Geſetz waren, wagten es, der Keuſchheit einen anderen Sinn zu geben,

Feſſeln zu brechen, die durch Erkenntnis ſinnlos geworden waren.

Die herbe Entſagungskraft, mit der Rhanit, die Jungfrau, ihren Buſen umpanzert hatte, ſchmolz dahin in Balthaſars Umarmung, wie im Frühling das Eis vor den Blicken der Sonne ſchmilzt. Schön blieb ſie noch immer, aber, es war eine andere Schönheit, als jene herbe, kalte der Richterin. Schwellendes Sehnen ſprach aus den anſchmiegenden Bewegungen, den weichen Linien des Leibes. In Antlitz, Blick, Gebärden leuchtete jene bräutliche Güte des Weibes, das alles zu gewähren bereit iſt, jene geſättigte Glückſinnigkeit der Mutter, die empfangen hat. —

Rhanit gebar einen Knaben. Weitere Kinder folgten nicht; ihr Schoß ſchien fortan verſchloſſen.

Das Kind wuchs heran. An Schönheit, Kraft und Adel wollte es ein Ebenbild der Eltern werden.

Eines Tages wurde der Knabe beim Blumenpflücken von einer Natter gebiſſen. Er erlag dem Gifte.

Rhanit trauerte, wie eine Mutter trauert.

Ihr Haar erbleichte, ihre Schönheit ſchwand dahin. Mit dieſem Kinde war ihre Jugend von ihr gegangen. Rhanit wußte, daß ſie einem anderen nicht mehr Leben geben könne. Sie welkte, wie die Pflanze, nachdem ſie ihre Frucht getragen hat.

Balthaſar blieb ihr treu, in Thaten, wie in Gedanken. Er verriet den Geiſt der erſten Liebe nicht, auch da er ihre Schönheit dahinwelken ſah. Als liebeertötender Kummer ſie ihm unnahbar machte, achtete er die Majeſtät des Schmerzes. In Entſagung beugte er ſich vor ihrem Willen, liebte fortan in frommem Gedenken das Glück, welches ſie ihm ehemals gewährt.

Rhanit aber wollte nicht allein ſein. Jugend brauchte ſie um ſich, ſie zu erwärmen. Sie hatte eine nachgeborene Schweſter. Als Waydi Waiſe wurde, nahm Rhanit ſie zu ſich.

Waydi war fünfzehnjährig. Eine Krone von goldenem Haar, die faſt zu ſchwer ſchien für das zarte Hälschen, ſchmückte das lieblichſte Haupt. Einer Knospe glich ſie, die roſig und ſtill, darauf wartet, daß der Sommer komme, ſie zu entfalten. Nichts von dem Stahle der

Schweſter war in dieſer unſchuldig, zutraulichen Taube. Nur in ihren Augen ſchlummerte etwas Unentdecktes, Zukunftlauſchendes, Vieldeutiges: das ſtumme Bekenntnis, daß ſie Weib ſei.

Die Jungfrau lebte fortan bei den beiden. Rhanit fand in ihr eine Ahnung des Jugendglücks, das ſie, die Richterin, ſelbſt niemals gehabt hatte.

Waydi ſchlief bei der Schweſter. Rhanit fühlte des Nachts ihren leichten Atem an der Wange, und das gleichmäßige Schwellen des jungen Buſens an dem ihren.

Allein Balthaſar ſchien nicht glücklich. Er zeigte ſich haſtig in ſeinem Thun, unſicher in ſeinen Reden. Oft erſchien er unnatürlich heiter, dann wieder tief in Gedanken verſenkt. Irgend ein Kummer fraß an ſeiner Seele, ein Gefühl, ein Bewußtſein, eine Sehnſucht, ließ ihn keine Ruhe finden.

Nun Rhanit zufrieden war, ſchien er ſich zu verzehren in Schwermut und Gram.

Rhanits durchdringender Blick erkannte gar bald, was es ſei, das Balthaſar ſo verwandelt

hatte. Sie erſchrak nicht bei der Erkenntnis, aber ward unendlich traurig.

Alſo, auch er!

Und ſie konnte ihm nicht einmal einen Vorwurf machen. War es denn nicht das Natürliche ſo? Sie war alt geworden, und er ſtand in der Blüte männlicher Kraft. Hatte ſie nicht die Schweſter zu ſich genommen, damit ſie ihr das Blut wärmen ſollte, weil ſie ſich vor dem Erkalten fürchtete? Und er! — Sollte er in der Fülle der Kraft entſagen? —

Sie empfand inniges Mitleid mit ihm. „Geh auf Reiſen, mein Freund!“ ſagte ſie zu Balthaſar. „Suche Dir Zerſtreuung! Genieße!“

Aber er ſchüttelte das Haupt und blieb.

Eines Tages machte Rhanit eine außerordentliche Entdeckung. Sie hatte Waydi gebeten, daß ſie Balthaſar zureden möge, auf Reiſen zu gehen. Da war das Mädchen in verzweifeltes Weinen ausgebrochen. Nun fiel es Rhanit wie Schuppen von den Augen. Sie, deren Blick die Herzen der Männer kündete, hatte nicht in derer Seele leſen können, welche doch von ihrem Geſchlechte war.

Da ging Rhanit tief in ſich, ſtellte ſich ganz vor ſich ſelbſt — denn nur ſo konnte ſie das finden, was ſie ſuchte: das Gerechte.

Und da ſah ſie den Weg, den ſie gehen mußte, deutlich vor ſich. Es war der Schmerzensweg der Einſamkeit. Glücklich konnte ſie doch nie wieder werden; dann ſollten es wenigſtens dieſe beiden ſein! —

So beſchloß ſie denn, die beiden zu prüfen, den Mann und das Weib, ob ſie auch des Glückes würdig ſeien, das ſie ihnen zugedacht.

Zunächſt ging ſie zur Schweſter, und fragte: „Waydi, liebſt Du ihn?“

Das Mädchen ſah ſie mit großen Augen an, die ſich langſam füllten.

„Ja!“

„Weißt Du denn nicht, daß er mir gehört?“ fragte Rhanit.

Vor dem drohenden Ernſte der Schweſter ſenkte Waydi die Lider; hatte keine Antwort weiter, als Thränen.

Rhanit meinte im ſtillen, daß die Schweſter die Prüfung gut beſtanden habe. Sie kannte die Liebe, und wußte, daß ſie am wahrſten iſt, wenn

ſie ſchweigt. Wozu brauchte Liebe auch der Verteidigung? Sie trägt ihre Geſetze in ſich ſelbſt! So hatte die Richterin einſt ſelbſt gehandelt, als ſie, einer Welt von Vorurteil zum Trotze, Balthaſar zu ihrem Geliebten machte.

‚Werde ich ihn ebenſo wahr erfinden, wie das Mädchen?‘ fragte ſich Rhanit, als ſie nunmehr zu Balthaſar ging.

„Balthaſar, liebſt Du?“ fragte ſie ihn.

Er erbleichte, denn er erkannte in ihren Augen den ſpähenden Blick der Richterin. Doch faßte er ſich ſchnell und erwiderte:

„Jawohl, ich liebe Dich, Rhanit. Das ſollteſt Du doch wiſſen!“

„Keine andere liebſt Du?“

„Keine andere als Dich!“

„Und Waydi?“

„Waydi — o gewiß! Sie iſt ja Deine Schweſter.“

„Ob Du ſie liebſt? verſtehſt Du wohl — liebſt, wie der Mann das Weib liebt? Darauf will ich Antwort haben!“ ſagte Rhanit mit zornfunkelnden Augen.

„Sie iſt ein ſo gutes, liebes Geſchöpfchen; man kann nicht anders, als ihr gut ſein.“

„Balthaſar?“ rief da Rhanit, bleich wie Marmor. Sie hob den Arm, als halte ſie das Richtſchwert in der Hand, wie ehemals.

„Antworte mir die Wahrheit! Du entſcheideſt Dein Geſchick durch Deine Antwort.“

Balthaſar blickte voll Schrecken in ihre Züge. Das war ſie wieder: die Richterin! —

Aber diesmal durfte er nicht erhobenen Hauptes, mit freiem Blicke, vor ihr ſtehen, denn er fühlte ſich ſchuldig. Ihr ſelbſt, der Richterin, hatte er die Treue gebrochen, in Gedanken und Wünſchen ſich befleckt mit einer anderen. Den Blick zu Boden ſenkend, ſagte er: „So wie Du denkſt, liebe ich Waydi nicht!“

Rhanit ließ den Arm ſinken, wandte ihm den Rücken. Nun hatte er ſich ſein Urteil ſelbſt geſprochen! —

Als Waydi des Nachts an dem Buſen der Schweſter eingeſchlummert war, wie immer, erhob ſich Rhanit vom Lager. Sie zündete Räucherwerk an, mit dem ſie die Schweſter betäubte. Als die Jungfrau in feſten Schlaf gefallen war, entkleidete Rhanit ſie, daß Waydi da lag in hüllenloſer Pracht. Mit Vorſicht band ſie ihr das Haar

empor, damit Genick und Hals frei würden. Nun beugte ſich Rhanit über die Schlummernde, weinte über ihr, küßte ihr die geſchloſſenen Augen, den ſanft atmenden Mund, den ſchwellenden Buſen und den weißen Leib. — Die rührende Schönheit dieſes Anblicks wollte ihr das Herz brechen.

Sie ſprach zu der ſchlafenden Waydi: „Liebe Schweſter! Du wirſt es nicht fühlen, und es wird Dich vor namenloſem Schmerze bewahren. Die Schmachvolle Demütigung des liebenden Weibes, die einer jeden von uns widerfährt, ſoll Dir erſpart bleiben! — Denn ſie ſind alle Betrüger, wenn nicht in Thaten, dann in Gedanken. Und feige ſind ſie, o ſo feige! — Der, welchen Du, Ärmſte, liebſt, hat Dich ſchon betrogen. Er ſchämt ſich der Liebe. Sein Mund hat Dich verleugnet, noch ehe er Dich geküßt. Aber, Du wirſt nicht ſein Opfer ſein. Dieſer Leib ſoll nicht entweiht werden, auch nicht durch den Blick des Mannes. Rein ſollſt Du hinfahren, in ungetrübter Schönheit; ſollſt ein Opfer ſein und eine Rache für mich und Dich und alle Frauen. Denn er hat das große Verbrechen begangen gegen den Geiſt der Liebe. Eine

Richterin ſei für unſere Schmach, über ihre Feigheit!“

Und nun nahm ſie ihr ſcharfes Richtſchwert zur Hand, das lange Jahre geruht hatte, und waltete ihres Amtes.

Dann nahm ſie den blutüberſtrömten Körper, wuſch ihn, balſamierte ihn mit kundiger Hand und legte ihn in einen metallenen Sarg, wie ſie es von ihrem Berufe her wußte.

Als dieſes traurige Geſchäft beendet war, richtete ſie eine Bahre auf, die verkleidete ſie mit weißen Linnen, Seide und Spitzen. Sie häufte Blumen, Kränze und Blütenzweige darüber. In dieſes duftige Grab bettete ſie das Haupt der Schweſter mit dem aufgelöſten Goldhaar, daß es ausſah, als ſchlummere Waydi unter Blumen. Dann ſtreute ſie Weihrauch und ſprengte ſinnberückende Wohlgerüche um das Lager. Eine Ampel von dunkelrotem Lichte zündete ſie über dem bräutlichen Lager an.

Sie ſelbſt kleidete ſich in Schwarz, und ſo trat ſie vor Balthaſar hin.

„Balthaſar!“ ſagte Rhanit, „ich bin alt und müde. Das Leben macht uns ſchneller welken,

als Euch. Ich bin eine Matrone; Du ein rüſtiger Mann. Ich weiß es, Du biſt meiner ſatt. — Schweig! Lüge nicht unnütz! Ich ſehe alles ganz klar, und zürne Dir auch nicht darum. Das iſt der natürliche Lauf der Dinge, wie es ſcheint. Laß uns auseinandergehen, wie vernünftige Leute!“

Da warf er ſich vor ihr auf die Kniee und ſchwor, daß er ſie liebe, wie am erſten Tage, daß er nie ein anderes Weib neben ihr geliebt habe, oder je lieben werde. Thränen ſtanden ihm in den Augen und ſeine Stimme zitterte vor Rührung.

Rhanit ſah die Thränen, fühlte die Glut ſeiner Küſſe auf ihren Händen; und durchſchaute, daß alles falſch war.

Falſch, ohne das er es ſelbſt wußte. Er glaubte wohl, daß er ſie noch liebe. Und ſeine Wehmut war doch nichts als Rührung über die eigene Großmütigkeit. Er fühlte ſich gut und groß, daß er ihr, der Gealterten, noch etwas Liebe bewahrt hatte.

All' das ſah Rhanit; denn ſie verſtand den männlichen Egoismus.

Und nur noch bitterer ward ihre Verachtung und nur noch härter ihre Zufriedenheit über die Strafe, welche des Ahnungsloſen harrte.

„Steh auf Balthaſar!“ ſagte ſie. „Ich habe ein großes Glück für Dich in Bereitſchaft. Waydi liebt Dich. Sie iſt jung und ſchön. Glücklich der Mann, dem ſie ſich ergiebt. Ich ſchenke ſie Dir! Da drinnen wirſt Du ſie finden. Das Brautbett iſt für Euch gerüſtet. Sie ſchläft. Wecke ſie mit dem Kuſſe des Bräutigams. —!“

Balthaſar war auf die Füße geſprungen. Ihre Worte hatten ihm Feuer in die Adern gegoſſen. Seine Augen ſprühten Flammen, ſein Atem flog. Jetzt war ſein Gebaren echt. Sie hatte es wohl verſtanden, die männliche Begierde zu voller Glut zu entfachen.

„Rhanit!“ ſtammelte er, „Rhanit! liebſte Rhanit!“ . . . . .

„Nun thue nur noch das eine für mich. Balthaſar!“ ſagte Rhanit mit verſchleierter Stimme. „Wenn Du mich je geliebt haſt, geſtehe ein, daß Du jetzt meiner überdrüſſig biſt. Sei ehrlich! In dieſem einen ſei ehrlich! Zum Abſchied thue mir das!“

Er wurde weich, als er ſie ſo reden hörte

„Nein, Rhanit, bei allem, was mir heilig iſt: Ich liebe Dich doch! Immer noch liebe ich Dich! Willſt Du nicht bei uns bleiben, bei mir und Waydi? Wir werden Dich behalten. Siehe, wir könnten ſo glücklich ſein, zuſammen!“

„O, wie Du roh biſt!“ ſagte ſie nur. Dann ſtieß ſie mit der Hand die Thür zum Nebengemache auf. Da ſah man die Braut liegen, Goldhaar-umfloſſen, auf einem Lager von Blumen. Sie ſchlummerte, bleich und keuſch.

Balthaſar ſtand verzückt.

„Ich gehe jetzt von Dir, Balthaſar!“ ſagte Rhanit, und blickte ihn mit tiefem Ernſte an. „Haſt Du mir noch etwas zu ſagen, ſo thue es; denn wir ſehen uns nicht wieder.“

„O bleibe Rhanit, bleibe! Ohne Dich wird unſer Leben traurig ſein!“

„Mußt Du denn bis zum Schluſſe lügen!“ ſagte ſie ſeufzend. Dann ſchritt ſie zur Thür und verſchwand in der Nacht.

Das Ärgernis

Vor dem Landgericht zu Bergisfelde sollte ein interessanter Fall zur Verhandlung kommen. Es handelte sich um § 183 des Strafgesetzbuches.

„Wer durch eine unzüchtige Handlung öffentlich ein Ärgernis giebt, wird mit Gefängnis bis zu zwei Jahren, oder mit Geldstrafe bis zu fünfhundert Mark bestraft. Neben der Gefängnisstrafe kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden."

Der Fall war, wie gesagt, nicht ganz alltäglich und hatte schon im Voraus einiges Aufsehen erregt. Nicht blos in Juristenkreisen war man neugierig auf den Ausgang der Verhandlung. Auch in der Bürgerschaft des Städtchens wartete man mit Spannung, wie das Verdikt der Strafkammer ausfallen würde. Waren doch nicht weniger als sieben bis dahin unbescholtene junge Männer angeklagt.

Es war daher nicht zu verwundern, daß ein ſtärkerer Andrang als gewöhnlich zum Sitzungsſaale ſtattfand. Verwandte und Bekannte der ſieben Angeklagten wollten doch ſehen, wie es den jungen Leuten wohl ergehen werde, ob ſie wirklich mit dem Gefängnis Bekanntſchaft machen ſollten, oder ob ſie mit Geldſtrafe wegkommen würden. Andere lockten auch wieder andere Gründe, ſich die Verhandlung mit anzuhören. Eine heikle Sache! — Eine äußerſt heikle Sache! — Skandalſüchtige Leute, deren es auch in Bergisfelde gab, waren auf allerhand Enthüllungen gefaßt.

Aber leider machte der Gerichtshof einen Strich durch die Erwartungen eines neugierigen Publikums, indem er kurzer Hand die Öffentlichkeit der Verhandlung ausſchloß. Man ſah ſich alſo gezwungen, einſtweilen im Vorzimmer und auf den Wandelgängen die Verkündigung des Urteils abzuwarten.

Auf der Anklagebank hatten die ſieben Angeklagten Platz genommen; lauter ſtramme junge Männer. An ihrem friſchen gepflegten Äußeren konnte man erkennen, daß ſie die Dienſt-

zeit noch nicht lange hinter ſich hatten; ſie hielten etwas auf ihren äußeren Menſchen. Samt und ſonders waren ſie wohlraſiert und mit reinen Manſchetten und Hemdkragen erſchienen. Vor ihnen ſaß der Rechtsanwalt, den ſie ſich gemeinſchaftlich auserſehen hatten, ihre Sache zu führen. Der Advokat war ein junger Mann, noch nicht lange am Orte, hatte ſich aber bereits den Ruf eines gewandten und findigen Verteidigers zu erwerben verſtanden. Ein ſolcher Mann war aber auch nötig für die Angeklagten; ihre Sache ſtand nicht zum beſten. Der Staatsanwalt hatte geſprächsweiſe bereits die Abſicht verlauten laſſen, „die ſieben Kerls eklig reinfliegen zu laſſen.“ — Es müſſe einmal ein Exempel ſtatuiert werden zur Abſchreckung. Darum werde er Gefängnis beantragen, mit Geldſtrafe wollte er die Angeklagten diesmal nicht durchlaſſen. —

Es waren nur zwei Zeugen geladen; zwei Frauen, eine ältere und eine jüngere: Fräulein Zuckert und Thereſe, ihr Dienſtmädchen.

Es begann die Vernehmung der Angeklagten über ihre perſönlichen Verhältniſſe. Die ſieben Männer befanden ſich durchweg im Alter von

zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren, sie stammten aus kleinbürgerlichen Familien, waren Handwerker, oder Gesellen. Ledig waren sie alle. Das Strafregister ergab, daß nur einer von ihnen, der lange Wenzel, wegen Ruhestörung bereits zu drei Tagen Haft verurteilt worden war, die übrigen sechs Jünglinge waren unbeschriebene Blätter.

Der lange Wenzel, ein Kunstschlosser von Gewerbe, stand als Flügelmann in der Anklagebank. Er antwortete schnell und schlagfertig; seine klugen Augen verfolgten den Eindruck seiner Antworten auf den Gesichtern der Richter.

In üblicher Weise kündete der Vorsitzende jetzt den Zeugen an, daß sie den Saal zu verlassen und draußen zu warten hätten, bis man sie wieder hereinrufen würde. Fräulein Zuckert und ihr Mädchen verließen darauf, vom Gerichtsdiener geleitet, das Lokal.

„Wenzel!“ hieß es nun, „erzählen Sie uns mal, wie sich die Sache eigentlich zugetragen hat. Es war, nach Ausweis der Akten, an einem Sonntag Nachmittag, im Juli, Abends gegen sieben Uhr ....“

„Nein, Herr Gerichtsdirektor, es ging schon stark auf acht.“

„War es ſchon dunkel?“

„So ziemlich!“

„Aber man konnte doch noch ganz gut ſehen, nicht wahr, Wenzel? denn darauf kommt es hier an.“

„Das weiß ich nicht, Herr Gerichtsdirektor. Ich meine, wenn eins einmal was ſehen will, dann kann eins immer was ſehen.“ —

Der Staatsanwalt ließ hier ein Zeichen von Unwillen blicken; den Vorſitzenden machte die Antwort ſtutzig.

„Was wollen Sie damit ſagen, Wenzel? drücken Sie ſich deutlicher aus! ‚Wenn eins was ſehen will‘ ..... wer hat was ſehen wollen?“

„Die Alte hätte doch bloß nich hinzugucken brauchen, wenn's ihr nich paßte, daß wir dort badeten.“

Abermals ein feindlicher Blick des Staatsanwalts.

„Sie wollen doch nicht etwa behaupten, Wenzel, dem Fräulein Zuckert habe es Vergnügen gemacht, daß ſich hinter ihrem Gartenzaun ſieben junge Menſchen am hellen lichten Tage gebadet haben — noch dazu in ſeichtem Waſſer? —“

Der Richter sah den Angeklagten forschend an.

Wenzel machte ein vielsagendes Gesicht und zuckte mit den Achseln.

„Wollen Sie behaupten, so etwas sei angenehm für die Anwohnenden? Nein! Fräulein Zuckert ist mit Recht entrüstet gewesen über Eure Schamlosigkeit, noch dazu, da auch ihr Mädchen Zeuge des unanständigen Vorgangs geworden ist. — Aber, erzählen Sie jetzt mal weiter! Also es war um sieben Uhr Abends — wo kamt Ihr her?"

„Wir kamen von der Forstschenke."

„Was hattet Ihr dort getrieben?"

„Kegel geschoben!"

„Hattet Ihr den Plan, zu baden, schon vorher gefaßt?"

„Nein! Es war furchtbar heiß gerade den Tag . ." . .

„Der betreffende Teich liegt am Wege nach dem Forsthaus. Es ist eigentlich nur eine Pfütze. Der Gartenzaun von Fräulein Zuckert läuft daran lang. Ich habe mir die Lokalität angesehen daraufhin." — Dies sagte der Vorsitzende mehr zu den

Beiſitzern. — „Das Haus von Fräulein Zuckert liegt einſam. Der Gartenzaun, um den es ſich handelt, iſt ein gewöhnlicher Lattenzaun, ziemlich dicht. — — Alſo weiter!“

„Es war furchtbar heiß gerade den Abend, und wir kamen vom Kegeln. Da ſage ich, als wir an dem Teich vorbeikommen: hier wäre gerade ein hübſches Fleckchen zum Baden; hier kann uns niemand ſehen.“

„Sagten Sie: ‚Hier kann uns niemand ſehen?‘“

„Ja, das habe ich geſagt!“

Der Vorſitzende fragte die übrigen, ob ſie das: ‚Hier kann uns niemand ſehen‘ gehört hätten. Sie bejahten die Frage einſtimmig. Der Rechtsanwalt nickte zufrieden mit dem Kopfe.

„Erzählen Sie weiter, Angeklagter Wenzel!“

„Alſo, wir nicht lange gefackelt, weil's doch eben ſo heiß war, und weit und breit kein Menſch zu ſpüren. Die Kleider herunter vom Leibe .“ ....

„Badehoſen hatten Sie nicht?“

„Aber Herr Gerichtsdirektor!“ meinte Wenzel mit überlegener Miene. „Wir hatten's uns doch garnicht vorgenommen, baden zu gehen.“

„Nun gut! — Alſo, Sie entkleideten ſich. Was habt Ihr mit den Kleidern gemacht?“

„Die hingen wir auf einen Pfahl, der dort ſtand.“

„Der Pfahl ſtand wohl nicht ganz zufällig da. Auf dieſem Pfahl befand ſich nämlich eine Tafel; und was ſtand auf der Tafel geſchrieben, Wenzel?“

„Das haben wir nicht geleſen.“

„Es ſtand darauf geſchrieben, ſchwarz auf weiß, mit großen leſerlichen Buchſtaben: „In dieſem Teiche iſt das Baden bei Strafe verboten!“ — Über dieſe Tafel alſo habt Ihr Eure Kleider gehangen. — Was wurde nun?“

„Dann haben wir uns eben gebadet, und als wir damit fertig waren, uns wieder angekleidet.“

„Halt mal! da laſſen Sie doch wohl Einiges aus, Wenzel! Habt Ihr einfach nur gebadet?“

„Ja, es war ſo warm den Abend, Herr Gerichtsdirektor!“

„Und weil es ſo warm war, da mußtet Ihr durch Lärmen, Toben und allerhand Narrenspoſſen Euer Mütchen kühlen, nicht wahr?“

„Wir ſind Turner, Herr Gerichtsdirektor!“

„Turner! — Soll das eine Entſchuldigung ſein? Turner! — Was habt Ihr denn da geübt?“

„Bockſpringen und die Sieben-Männer-Stand-Pyramide.“

„Sieben-Männer-Stand-Pyramide, was iſt das?“

„Zu unterſt ſtehen zwei Mann die halten, zweie auf den Schultern und zweie auf den Armen, und zuoberſt ſteht einer auf dem Kopfe; das war ich.“

„Wenzel! wenn Sie das im Turnſaal üben, im Koſtüm, da iſt nichts dagegen zu ſagen. Aber im Freien, öffentlich, in der Nähe von Wohnhäuſern. — — War Ihnen das Unzüchtige ihrer Handluugsweiſe denn nicht bewußt?“

„Wir denken doch nicht, daß uns Leute zuſehen werden!“

„Wußten Sie garnicht, daß ein Fräulein in dem Hanſe wohnt, allein, mit ihrem Mädchen?“

Ein eigentümliches Lächeln glitt über Wenzels Züge. Er ſchwieg.

„Kennen Sie die beiden Frauen da in dem Hauſe, Wenzel?“

„Das Mädel habe ich wohl mal gesehen — die Alte, von der weiß ich nichts."

„Da Ihnen bekannt war, daß dort Frauen, unverheiratete Frauen, wohnten, mußten Sie da nicht doppelt vorsichtig sein, kein Ärgernis zu geben! Habt Ihr Euch das garnicht überlegt, daß Euer Benehmen schweres Ärgernis geben würde? Ist keinem von Euch Sieben der Gedanke gekommen?"

Die Angeklagten schwiegen, der Rechtsanwalt rückte unruhig hin und her auf seinem Platze.

Endlich meinte Wenzel:

„Ja, Herr Gerichtsdirektor, wir haben's doch den Weibsbildern nicht geheißen, durch die Latten zu gucken. Wenn die uns was abgeguckt haben, da können wir doch nichts dafür!"

Der Staatsanwalt fuhr halb von seinem Stuhle in die Höhe.

Der Vorsitzende verwies dem Angeklagten die Dreistigkeit. Man werde den wahren Sachverhalt ja von den Zeugen zu hören bekommen. Er beauftragte den Gerichtsdiener, zunächst mal die Zuckert hereinzurufen.

Das Fräulein erschien. Ihr Gesicht war

ſpitz, zeigte eine ungeſund gelbliche Farbe. Über den Ausdruck des Auges konnte man nicht recht klug werden; ſie trug eine rauchfarbene Brille. Verlegen ſchien ſie durchaus nicht; mit halb ſpöttiſchem Lächeln trat ſie vor die Richter hin.

Die Dame wurde zunächſt über ihre Perſonalien vernommen. Sie war 56 Jahr alt, evangeliſch, Hausbeſitzerin, ledig, mit keinem der Angeklagten verwandt oder verſchwägert.

Sie wurde vereidigt.

Der Vorſitzende hatte kaum den Mund zum Fragen geöffnet, als die Zuckert ſchon losplatzte: Sie ſei an jenem Sonntag Nachmittag in ihrem Garten geweſen, nichtsahnend, da auf einmal ein Schreien, Johlen, Plantſchen im Waſſer, Männerſtimmen! — Sie des Todes erſchrocken! Habe gleich Niedertracht gewittert, in die Erde habe ſie verſinken wollen vor Entſetzen und Scham über ſolche Frechheit .....

Der Vorſitzende unterbrach ihren Redefluß. Sie ſolle ſich mehr an die Thatſachen halten, und nur berichten, was ſie wahrgenommen habe.

‚Was ſie wahrgenommen habe?‘—

Deshalb ſeien die Sieben dort ja verklagt!

Alles das sei ihr ja nur zum Schabernack geschehen, das wisse sie ganz genau, das könne sie beschwören. Man habe sie ärgern wollen, und verhöhnen, weil sie ein anständiges Frauenzimmer sei, dem niemand nichts nachsagen könnte. Und sie hoffe, den Sieben werde es ordentlich eingetränkt werden, besonders aber dem Menschen, dem Wenzel, denn der sei der Rädelsführer gewesen.

Der Vorsitzende schüttelte mißmutig den Kopf. Aus so einem Frauenzimmer sollte einer mal ein vernünftiges Zeugnis herausbekommen!

„Erkennen Sie die Angeklagten wieder, Fräulein Zuckert?" fragte er. „Sind das die Leute, die damals neben Ihrem Grundstück gebadet haben?"

Die Zeugin wandte sich nach der Anklagebank um, und fixierte die Einzelnen durch die Brille.

„Natürlich! das sind die Menschen alle?"

Hier erhob sich der Rechtsanwalt und bat festzustellen, wie weit die Zeugin imstande gewesen sei, von dem „inkriminierten Vorgange" etwas zu erkennen. Es werde behauptet, daß Fräulein Zuckert sehr schlecht sehe.

Die Zeugin mußte zugeben, daß ihr Augenlicht ſchwach ſei.

„Deshalb alſo wohl, um die Badenden genauer zu ſehen, trat ſie an den Lattenzaun heran, Fräulein Zuckert, und guckten durch eine Klinze?“ fragte der Rechtsanwalt.

Die Zuckert blieb darauf die Antwort ſchuldig, blickte nur mit giftiger Miene auf den indiskreten Menſchen von einem Advokaten.

Der Vorſitzende ließ nun die andere Zeugin hereinrufen.

Thereſe trat ein. Sie war ein niedliches Ding. Niedergeſchlagenen Blickes trat ſie vor. Offenbar ſtand ſie zum erſten Male vor Gericht; das Herz klopfte ihr.

Sie war zwanzig Jahre alt, Dienſtmädchen bei Fräulein Zuckert, evangeliſch, ledig, mit keinem der Angeklagten verwandt oder verſchwägert.

Nachdem er ſie vereidet, fragte der Vorſitzende die Zeugin, ob ſie die Angeklagten kenne. Ein verſchmitztes Zucken auf dem Geſicht des langen Wenzel; er ſuchte den Blick des Mädchens zu fangen, als ſie ſich nach der Anklagebank umwandte.

Ein leiſes „ja!“ kam von Thereſens Lippen. Sie kannte die Angeklagten ſämtlich.

Woher denn wohl? wollte der Vorſitzende wiſſen.

Nun von der Schule her, auch von der Straße und — das Letztere kam ſchüchtern heraus — mit einem oder dem anderen habe ſie auch ſchon getanzt.

Ob ſie die jungen Männer neulich beim Baden wiedererkannt habe?

Das Mädchen errötete tief; ihr „ja!“ war kaum zu vernehmen.

Ob ſie denn auch mit durch den Lattenzaun geguckt habe?

„Ja.“

Wozu denn? Was ſie denn dazu veranlaßt habe? —

Längere Pauſe!

Der Vorſitzende redet dem Mädchen zu, das zu ſchluchzen beginnt. Sie ſolle nur getroſt alles ſagen, ſie ſei verpflichtet, „nichts zu verſchweigen“, wie ſie vor Gott beſchworen habe. —

Da endlich kam das Geſtändnis: ſie habe erſt garnicht hingucken wollen, ihre Herrin hätte ſie an den Zaun heran gerufen; durchgucken

habe ſie ſollen, und ſagen, was ſie ſehe, weil doch das Fräulein ſelbſt nicht gut ſehen könne.

Die Richter ſahen ſich bedeutungsvoll an.

„Wird noch eine Frage an die Zeugen gewünſcht? ſonſt ſchließe ich das Verhör," erklärte der Vorſitzende.

Der Staatsanwalt bat, beide Zeugen darüber zu vernehmen, wie weit ſie an dem Vorgange Ärgernis genommen hätten.

Die Zuckert verfehlte nicht, zu beteuern, wie entrüſtet ſie geweſen ſei.

Schwieriger war es, eine genügende Antwort darüber aus Thereſe herauszubekommen.

Ob ſie Ärgernis genommen habe?

„Ärgernis!" — das Wort ſtand offenbar nicht in dem Lexikon des Mädchens. Der Staatsanwalt, der ſich die Erlaubnis erbeten, die Zeugin zu befragen, gab ſich die größte Mühe, ihr den Begriff des „Ärgerniſſes" klar zu machen.

Ob ſie ſich verletzt gefühlt habe, ob ihre Schamhaftigkeit, ihr „weibliches Zartgefühl", ihr „ſittliches Bewußtſein" ſich entrüſtet, empört, aufgelehnt habe? mit einem Wort: ob ſie ſich nicht geärgert habe an dem Gebahren der Angeklagten? —

Thereſe überlegte, ſie war gewiſſenhaft von Natur.

Ärgernis? —

Sie kannte die jungen Männer ja alle ſo gut, Wenzel vor allen, ihren Lieblingstänzer! Liebe Kerle waren es alle Sieben und dabei tüchtige Burſchen, wenn auch etwas wild. —

Daß ſie ſich gebadet hatten, was war da weiter dabei? Daß ſie nichts dabei angehabt hatten, das war ja allerdings znm Erröten geweſen, und daß ſie, Thereſe, jetzt darüber Rede und Antwort ſtehen mußte, daß man ſie vor den Angeklagten ſo etwas fragen konnte, das war wirklich ſchlimm, und deshalb hatte ſie auch weinen müſſen. — Aber „entrüſtet und empört“ und was der Herr Staatsanwalt alles wollte, oder gar „geärgert“ — nein, geärgert hatte ſie ſich wirklich nicht daran.

Der Staatsanwalt mußte es ſchließlich aufgeben, ein „Ärgernis“ bei dieſer Zeugin zu konſtatieren. Es war traurig! Auf ein ſo „mangelhaft entwickeltes Schamgefühl“, wie dieſes Mädchen hier an den Tag legte, waren die Geſetze eben nicht zugeſchnitten. —

Nachdem die Verteidigung im Namen der sieben Angeklagten auf weitere Fragen und Erläuterungen verzichtet hatte, erhielt der Vertreter der Staatsanwaltschaft das Wort.

Der Beamte hielt „die Beschuldigung allenthalben aufrecht". Die Erfordernisse des § 183 seien formell wie materiell erfüllt. Über die Unzüchtigkeit der Handlung sei kein Zweifel. Die Öffentlichkeit könne auch nicht in Abrede gestellt werden, und das Ärgernis sei wenigstens bei einer Person konstatiert. Mildernde Umstände könnten nicht geltend gemacht werden. Die Handlungsweise der Angeklagten sei vielmehr als besonders roh und verwerflich anzusehen, weil dadurch eine fein organisierte und schamhafte Frauennatur, die Zeugin Zuckert, in ihren Gefühlen auf's tiefste verletzt worden. Er beantrage daher strenge Bestrafung der Angeklagten.

Der Herr Staatsanwalt sprach kurz klar, und schneidig, wie dies seine Art war.

Der Verteidiger betonte in seinem Plaidoyer vor allem, daß ein vom Gesetze erfordertes wesentliches Merkmal nicht vorhanden sei: das „Ärgernis". Die eine Zeugin habe es ihrer-

ſeits in Abrede geſtellt, und die andere Zeugin habe zwar behauptet, Ärgernis genommen zu haben, aber es ſei die Frage, worin ihr Ärgernis eigentlich beſtanden; ob nicht vielleicht darin, daß ſie nicht genug hatte ſehen können, von dem, was ſie offenbar nur zu gern geſehen hätte? — —

Hier unterbrach ihn der Vorſitzende; er erſuchte den Herrn Anwalt nicht ohne Not die Zeugen zu verdächtigen.

Der Verteidiger fuhr fort: Es komme nicht viel darauf an, was Fräulein Zuckert geſehen oder nicht geſehen habe, denn ſelbſt, wenn ſie im Beſitze des ſchärfſten Sehvermögens wäre, würde er ihr niemals ein „Ärgernis" zutrauen. Gewiß habe der Geſetzgeber recht, wenn er das Anſtandsgefühl und die Schamhaftigkeit ſchütze, und Sorge dafür trage, daß durch Überſchreiten des Sittengeſetzes kein Schaden geſtiftet werde. Aber man dürfe nicht blos fragen, ob eine Handlung objektiv geeignet ſei, Ärgernis zu erregen, ſondern vor allem, ob, ſubjektiv, eine Perſon fähig ſei, Ärgernis zu empfinden. Der Satz: „Dem Reinen iſt alles rein" ſei auch umgekehrt wahr: „Dem Unreinen iſt alles unrein!"

Hier eine abermalige Unterbrechung durch den Vorſitzenden.

Unbeirrt fuhr der Advokat fort: Es frage ſich hier, was ſchlimmer ſei, ſieben badende junge Männer — wenn auch ohne Badehoſen — oder hinter einem Lattenzaun eine, wie der Herr Staatsanwalt ſie genannt habe: ‚fein organiſierte und ſchamhafte Frauennatur‘, die ihre ſchlechten Augen durch die ihres einfältigen Dienſtmädchens zu erſetzen ſuche. Auf Entſcheidung dieſer Frage komme es hier einzig und allein an. Mit Freiſprechung des einen Teiles ſei der andere verurteilt. Er könne keinen Augenblick im Zweifel darüber ſein, wie der Spruch des Gerichtes ausfallen werde. Er beantrage Freiſprechung ſeiner Klienten.

Und der Gerichtshof beſaß Humor genug dem Antrage des Verteidigers gemäß, auf koſten, loſe Freiſprechung ſämtlicher ſieben Angeklagten zu erkennen.

Buchdruckerei Roitzſch vorm. Otto Noack & Co.

Verlag von F. Fontane & Co. Berlin W.

Effi Briest

Roman

von

Theodor Fontane

geh. M. 6.—; geb. M. 7.—

Auszüge aus den Besprechungen.

Berliner Börsen-Courier: „Effi Briest" ist ein vornehmes Buch, noch richtiger ein nobles Buch; das Fremdwort drückt doch mehr aus. In der Art, zu erzählen, so persönlich, oft sogar salopp sie ist, — darin liegt der stille, freundliche Eindruck, der eigentliche Fontane-Zauber. Sicher nicht im Stoff. Der ist unzählige Mal dagewesen, — eine Ehebruchsgeschichte. Ein paar Sätze genügen, um die ganze Handlung zu umreißen. Aber wie der Dichter verschleiert und andeutet, nicht mit dem frechen Lächeln der inneren Freude über die Schlechtigkeit seiner Effi, sondern keusch, zart, fast schüchtern, wie eine Mutter, die von ihrem gefallenen Kinde erzählen will und doch nichts erzählt, nur entschuldigt, — das ist bewundernswert.

Berliner Zeitung: Die wertvollste Romandichtung der letzten Jahre ist das jüngst erschienene, geistvolle Werk von Theodor Fontane „Effi Briest", von all dem Schönen, das dieser unser gegenwärtig größter Erzähler geschrieben hat, wohl das Allerschönste nach der dichterischen und künstlerischen Seite hin, erfüllt von weltmännischer Lebenskenntnis, von milder Ironie und rührender Resignation.

Berner Bund: In „Effi Briest" hat Fontane der Welt ein Buch geschenkt, das in der Form sanft und lieblich hingleitet wie ein guter, freundlicher Wiesenbach, in Bezug auf Ideengehalt aber einer Landschaft von weitestem Horizont gleicht, über der ein heiterer schöner Herbsthimmel steht, mit einer milden segenvollen Sonne.

Breslauer Zeitung: Der erstaunlichen, unversieglichen Schaffenskraft Fontanes, die ihn in seinem hohen Alter dem deutschen Publikum ein jugendfrisches Meisterwerk nach dem

andern schenken läßt, ist in dieser Zeitung oft genug mit höchster Bewunderung gedacht worden: ein Ermüden, ein Nachlassen scheint es für den merkwürdigen Mann nicht zu geben, wie es jeder neue seiner Feder entstammende Roman von neuem offenbart. „Effi Briest" hält den Vergleich mit den Fontaneschen Arbeiten des letzten Jahrzehnts, in dem der Dichter eigentlich erst den Höhepunkt seiner litterarischen Bethätigung erreicht hat, nach jeder Richtung hin aus. Die Frau, die im Mittelpunkt der Erzählung steht und ihr den Titel gegeben, ist die Tochter eines norddeutschen adeligen Gutsbesitzers, die von ihren Eltern als halbes Kind einem reichen, älteren Manne vermählt worden ist. In dem kleinen pommerschen Neste, wo das junge Weib die hochfliegenden, ehrgeizigen Träume, in denen sie sich ihre Zukunft gestaltet hat, nicht in Erfüllung gehen sieht, verliert sie Halt und sichere Lebensführung und vernichtet schließlich ihres Mannes und ihr eigenes Glück. Die eminente dichterische Kraft Fontanes in der Verlebendigung der Charaktere und der Veranschaulichung aller Verhältnisse, deren Einfluß in die dargestellten Begebenheiten hineinragt, bewährt sich auch in seinem jüngsten Werke, daß zu den hervorragensten Erzeugnissen der modernen Romanlitteratur gehört.

Cosmopolis: Ein Buch, wie „Effi Briest", ist ein Triumph echter, nicht bloß der deutschen, Kunst; für den Liebhaber bei jeder neuen Lektüre voll neuer Anregung; ein Werk, das für kommende Jünger des Berliner Romans so lehrreich und vorbildlich werden kann, wie das die „Bovary" für Zola und Daudet wurde; die selbstgeprägte Goldmünze eines stolzen, großen Herrn, die kleine Erben umwechseln und als abgegriffene Nickel- und Kupfermünzen unter die Leute bringen werden.

Das Magazin: Der Dichter führt den Leser mit sich auf den Berg der Weisheit, man überblickt mit ihm die Menschen und ihre Geschicke.

Der Kunstwart: Wie köstliche Schilderungen des märkischen und pommerischen Volkes, insbesondere des Adels, wir von ihm schon haben: in Ernst und Scherz so vollendete wie dieses Mal, — dieses Mal, wo er als Mann im achten Lebensjahrzehnte geschrieben hat! — hat uns Fontane kaum je gegeben. Es ist schlichtweg wundervoll, welche Fülle von Charakteristik zwischen diesen fünfhundert Seiten lebt. Die Darstellungsweise ist ganz die alte ruhige, behagliche, gehaltene, überlegene, aber doch versteht es Fontane eben mit ihr so zu fesseln, daß ich wenigstens bekennen muß: ich habe ganz selten nur mit so beinahe ängstlicher Erregung vor der Peripetie einer Dichtung gestanden, wie hier. Bei jedem Stockwerk größere Sicherheit im Abwägen der Haupt- und Nebenmassen beim Bau, so daß

Digitized by Google

wir bei Betrachtung des Ganzen einfach sagen müssen: ein Meisterwerk, wie auch dieser Meister kein besseres geschaffen hat.

Herrlich ist die warme Milde, die alles Empfinden und Urteilen des Dichters wie mit stiller Herbstsonne umleuchtet. Eine der ganz seltenen Schöpfungen haben wir hier, in denen die Errungenschaften eines langen Lebens, die Stärken des Greisenalters sich bezeichnenden künstlerischen Ausdruck schaffen, ohne daß seine Schwächen die Freude daran trübten. Nicht jene „Güte" der Bequemlichkeit oder der Mattheit, sondern die Güte, die bei allen edeln Naturen gerade durch das Bewußtsein kraftvoller innerer Gesundheit gefördert wird, verbindet sich hier mit der in Fleisch und Blut übergegangenen Erfahrungsweisheit vom Alles Verzeihen weil Alles Verstehen.

Der Bazar: Es ist wohl eine außerordentlich seltene Erscheinung, daß ein sechsundsiebzigjähriger Dichter mit einer geistigen Frische denkt und schreibt, um die ihn alle unsere jungen Schriftsteller beneiden können. Die Lebendigkeit der Darstellung, die Schärfe und Genauigkeit der Charakterschilderung, welche jede Fontanesche Gestalt auszeichnet, kommt gerade in dem vorliegenden Roman ganz meisterhaft zur Geltung. „Effi Briest", die liebliche, muntere Tochter des behäbigen Landedelmanns, die liebebedürftige Gattin des klugen, stets korrekten und kühlen Regierungsbeamten, ist eine der entzückendsten Figuren der ganzen deutschen Litteratur. Der Verfasser versteht es, sie uns mit ihrem liebenswürdigen, jugendfrischen Wesen so sympathisch zu schildern, daß wir für ihr Vergehen kein verurteilendes, sondern nur innig teilnehmendes Mitgefühl haben. Scharf und lebenswahr ist jede Figur des Romans gezeichnet. Mit wenigen, aber treffenden Strichen werden uns oft die feinsten, psychologischen Vorgänge von dem seelenkundigen Dichter analysiert. Die reiche Lebenserfahrung und die nachsichtige, milde Beurteilung menschlicher Schwächen, die meist erst die Vorzüge des Alters sind, kommen diesem jüngsten Werke des Verfassers, das wir unsern Lesern als genußreiche Lektüre warm empfehlen können, in ganz besonderer Weise zugute.

Deutsche Litteraturzeitung: So waltet in dem Roman die reifste künstlerische Oekonomie. Aber höher noch als diese bewunderungswürdige Technik, als die so glänzende Schilderung der adeligen und Beamtensphäre, als den bezaubernden Plauderton in den Dialogen, als die elegante Causerie, kurz als die eigentlich dichterische Leistung möchte ich den prächtigen Geist schätzen, auf dem das Werk im Ganzen ruht. Hier spricht die reichste Welterfahrung und eine wahrhaft weise Weltanschauung, die in herzgewinnender Unparteilichkeit jeder Erscheinung des Lebens gerecht wird und dem Schönen wie dem Häßlichen, dem

Guten wie dem Schlechten seinen gebührenden Platz anweist. Schon aus F.'s Gedichten kennt man diesen kritischen resignierten, ich möchte sagen, melancholischen Optimismus, die schönste Errungenschaft eines an Enttäuschungen ehemals gewiß nicht armen Daseins, eines Daseins, das aber so glücklich war, äußeren Hemmungen eine reiche, innere Welt voll sinnender Betrachtung entgegenzusetzen und heute den höchsten Gewinn des Lebenskampfes davonträgt: die Harmonie der Seele.

Die Gegenwart: Es giebt manche Herbsttage, die sich dem Gedächtnis unauslöschlich einprägen. Alle Früchte sind schon reif, alles hat sich schon längst erfüllt, aber es fällt noch nicht und die Bäume stehen beschwert da in einer Luft, die so köstlich rein und weiß und klar ist, und eine große gütige Milde liegt über der ganzen Natur, die einen selbst so vollständig erfüllt, wenn man durch den Park geht. Eine gefaßte Heiterkeit ist in der Seele, und doch klingt schon ein leiser Ton der Wehmut darein, und alle Irrungen und Wirrungen lösen sich in einem hohen Frieden.

Man kommt nicht los von dieser Stimmung, wenn man Theodor Fontane's neuesten Roman liest. „Effi Briest" heißt er. Es ist der Roman der Milde, und gütige Greisenhände legen sich verzeihend und segnend darin auf Schuld und Sünde, auf ein zerfahrenes Leben. Je mehr man sich dem Schluße nähert, desto verklärter wird das Licht, das Herbstlicht, das die Dichtung bescheint; man fühlt sich im und gleichzeitig auch wieder so ganz über dem Menschlichen, und ein leises Sonntagsheimweh drängt aus dem Alltag zu Fernen, wo sich irdische Dissonanzen lösen. Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis.

Die Nation: Durch den Kontrast zwischen innerer Tragik und äußerer Ruhe wird die ergreifendste Wirkung erzielt. Das Abgedämpfte, Geklärte Tiefverstehende ist hier in der „Effi Briest" zur Vollendung gekommen. — Ein ganzes Leben entschleiert sich uns mit allen Höhen und Tiefen.

Die Post: Wie sich zwei Menschenschicksale vollenden, wie sich das Verhängnis Schritt für Schritt unabwendbar naht, zeigt uns wieder den Meister tiefer Seelenkunde und lebensvollster Charakteristik.

Frankfurter Journal: Der 76jährige Autor hat wieder einmal bewiesen, daß er ein unvergänglich jugendliches Gemüt sich bewahrt hat, das in seltener Begeisterungsfähigkeit mächtig zu begeistern vermag.

Freisinnige Zeitung: Theodor Fontane ist heute 76 Jahre alt, aber sein neuestes Werk atmet wieder die Frische und

Lebendigkeit der früheren Romane. Eine kleine Handlung bietet ihm die Möglichkeit, ein breites Seelengemälde auszuführen. Wir lernen alle Personen so genau kennen, daß wir sie vor uns zu sehen vermeinen. Scharf heben sich die Hauptpersonen aus ihrer Umgebung heraus, und die Art, wie sich zwei Menschenschicksale vollenden, enthüllt uns wieder den Meister tiefer Seelenkunde und lebensvollster Charakteristik.

Hallesche Zeitung: Auf der Höhe seines besten Romans „Irrungen, Wirrungen", wenn nicht diesen noch übertreffend an plastischer Lebenswahrheit und farbenreicher, gemütvoller Stimmung ist „Effi Briest" ein Meisterwerk des ewig jugendfrischen Dichters. Die liebliche Gestalt der Heldin ist eine der entzückendsten Figuren der ganzen deutschen Litteratur und wenn uns ihr Schicksal so innig rührt und ergreift, so weiß der Verfasser doch auch eine Fülle des herzlichsten Humors überall einzustreuen. Die hohe Weisheit des Alters und die warme Empfindung der Jugend vereinigen sich hier, um ein Werk vor uns erstehen zu lassen, das nicht nur das Entzücken jedes Lesers bilden, sondern auch als eine erziehliche Lektüre im besten Sinne des Wortes erscheinen wird. Und das ist vielleicht der größte Vorzug dieses Buches, daß es wie kein anderes Gedanken anregt und entwickelt über die wichtigsten Fragen, die alltäglich die Familien bewegen.

Hamburger Fremdenblatt: Ein neuer Roman von Theodor Fontane ist immer ein litterarisches Ereignis. . . . . Wenn man bedenkt, daß wir vor nunmehr bereits sechs Jahren den 70. Geburtstag des „alten Fontane" feierten, so ist es geradezu erstaunlich, daß uns der Nestor der deutschen Romanschriftsteller heute wieder mit einem Werk beschenkt von einer Zartheit und Jugendfrische, die unsere höchste Bewunderung herausfordert. Über dem Schaffen Fontane's liegt eine wunderbare Ruhe und Abgeklärtheit, aber eine Ruhe mit lächelnden Sonnenstrahlen, mit frisch quellendem Leben, nicht die Ruhe eines ausgebrannten Kraters. Auch in die Tragik von Effi Briest's Leben spielen die warmen Sonnenstrahlen hinein und ertöten jeden Ansatz zu kalter Reflexion. . . . . (Folgt Inhalt) . . . . . Das Ganze durchzieht ein so liebenswürdiger Humor und die Darstellung ist von solch eigenartigem Reiz, daß wir immer von neuem gefesselt werden. In der Kunst des Plauderns ist Fontane von einer virtuosen Meisterschaft, und wie vortrefflich er es versteht, in diesem leichten Plauderton seine Figuren zu charakterisieren, zeigt der vorliegende Roman aufs neue. Alles in allem: ein künstlerisch hervorragendes Buch, etwas für Den, der im Roman mehr sucht, als eine bloße Zerstreuung gegen Langeweile.

Illustr. Frauen-Zeitung: Des Meisters vielleicht vollstes, reifstes Werk, eine Geschichte, in ihren Umrissen denkbar einfach. Mit wenigen Worten kann man die Handlung fixieren: ..... (Inhalt) .....

Nicht die äußeren Schicksale sind es, die das Werk einzig herzbewegend machen; es ist die Kunst, mit der hier ganz schlicht, und ohne daß die Absicht deutlich wirkt, uns Blicke in menschliche Seelen geschenkt werden.

Und ferner ist es die herzensweite, abgeklärte, herbstreife Lebens- und Menschenanschauung, voll milder Resignation, die aus dem Buche spricht. Für niemand wird Partei genommen, nicht für Effi, die Adultera, nicht für Instetten, den Arzt seiner Ehre. Es wird nur gezeigt, wie alles so kommen mußte. Die Geschichte der Ehe ist mit den feinsten Zügen gezeichnet, dieser so korrekten Ehe, in der der Mann so aufmerksam und liebenswürdig gegen die junge Frau ist, und in der doch die Herzenswärme und der verliebte Reiz fehlten, nach denen das phantasievolle, arme, junge Blut sich sehnt. Und voll thränenbanger Herzenstraurigkeit ist die einsame Buße der Schuldlos-Schuldigen geschildert, wie sie, von allen gemieden, sich nach ihrem Kinde sehnt. Als sie es aber endlich sehen darf, da steht eine Eiswand zwischen ihnen, das Kind findet der Mutter gegenüber keinen Gefühlston, und Effi merkt, daß sie nun ganz allein ist.

Und für alle weiß der Dichter bei dem Leser ein Verstehen zu erwirken, keine Zustimmung oder Verurteilung, nur ein Verstehen, daß Menschen in dieser Lage so und nicht anders handeln konnten.

Kieler Zeitung: Ein Meisterwerk des ewig jugendfrischen Dichters.

Kölnische Zeitung: Einzelnes möchte man in dem Buch immer wieder lesen, so köstlich ist es.

Königsberger Hartungsche Zeitung: Aus dem Flutstrom der Belletristik, der kurz vor Weihnachten seine stärksten Wogen wirft, ragt eine künstlerische „Insel der Seligen" empor, auf die wir unsere erschöpften Sinne richten: Effi Briest.

Leipziger Illustrierte Zeitung: „Effi Briest", der neueste Roman Theodor Fontanes, erinnert nach keiner Seite des Inhalts und der Gestaltung an die Thatsache, daß der Dichter fast gleichzeitig mit der Aussendung dieses Werkes sein 76. Lebensjahr vollendet hat. Spricht uns auch die milde Weisheit einer gereiften Lebensanschauung wohlthuend aus dem Gesamtbilde der Erzählung an, so ist es doch sprühende Lust und Freude, Bangen und Träumen, Verschuldung und Verhängnis blutwarmer Jugend, wofür der Verfasser mit dem verständnisvollen

Hineinfühlen, der unverminderten Lebhaftigkeit eines selbst noch jugendfrisch gebliebenen Empfindens unsere Teilnahme zu gewinnen weiß. . . . . (Folgt Inhalt) . . . . . Dies alles ereignet sich vor uns ohne die Mittel des herkömmlichen Romanstils, ohne erschütternde Verzweiflungsszenen, ohne sensationelle Überraschungen, in Situationen und Gesprächen, die an sich und trotz mannigfacher Geistesblitze eleganter Konversation kaum jemals über die Linie gewohnter und lebenswahr geschilderter Alltäglichkeit hinausgreifen. Als buntschimmernder Einschlag hat aber die Summe solcher anscheinend unbedeutenden Züge ihre charakterisierende Bedeutung für die ganze Entfaltung dieses reiz- und stimmungsvollen Gemäldes aus dem Leben der heutigen Gesellschaft, dessen fesselnde und ergreifende Wirkung nicht wenig erhöht wird durch das straffe und drastische Tempo Fontane'scher Diktion, durch den Humor seiner belebenden Detailmalerei und die beträchtliche Reihe erquicklicher, zum Teil höchst ergötzlicher Gestalten.

Münchener Neueste Nachrichten: Theodor Fontane zu loben wäre so anmaßend, wie ihn zu tadeln; aber dankbare Verehrung dürfen wir ihm aussprechen, der mit diesem edlen und vollendeten Werk uns beschenkt und die deutsche Poesie um ein unvergängliches Kleinod bereichert hat.

National-Zeitung: Fontane hat sein Thema von einem menschlichen Standpunkt erfaßt und die volle Empfindungswärme, die ihn auszeichnet, in seinen Roman überfließen lassen.

Neue Preußische (Kreuz) Zeitung: Unter den in Haltung und Ziel durchaus modernen Romanen dieses Jahres dürfte dies wohl der bedeutendste sein. Fontane hat nach einem langen Entwickelungsgange, voll mancherlei Schwankungen, die hohe Kunst der Schlichtheit und Wahrheit erlangt. Er schildert Menschen, Dinge und Schauplatz, daß man Schilderung und Erzähler vergißt und wirklich die Leute handeln sieht und reden hört, ohne an eine Absicht des Verfassers erinnert zu werden. Es geschieht alles aus sich heraus und ergeht sich in freier Naturnotwendigkeit. Ein ruhiger und sicherer Zug von Wahrheit giebt die Überzeugung, daß es sich nicht um Anleihen bei der Wirklichkeit handelt. Die Geschichte ist bei vielseitigem reichem Humor von einer tief erschütternden Traurigkeit, ja von ergreifendem Ernste. Sie ist ohne religiöse Tendenz, fern von allem moralisieren und zeigt doch mit Strenge und Schärfe gewisse Mängel der Gegenwart auf dem Gebiete der Erziehung und Geselligkeit. Wer die jugendliche Heldin von ihrer übermütigen, naturfrischen Mädchenzeit an durch den gedankenlos unternommenen großen Schritt der Heirat mit dem älteren Manne in das Spukhaus der kleinen pommerschen Stadt be-

gleitet, der empfindet allmählich mit ihr die Öde des Daseins, dem sittlich-religiöse Mächte stets ebenso fremd blieben, wie die befriedigende Thätigkeit der Pflichterfüllung und die unmittelbar beglückende Gewißheit gegenseitiger verständnisfroher Neigung. Unter der kühlen erzieherischen Gewalt des stets nach hoher Laufbahn strebenden Gatten unbehaglich und verschüchtert, inmitten der schalen Geselligkeit der Kleinbürger und Gutsbesitzer von Langerweile geplagt, ohne religiösen Halt und beunruhigt von einem heißen Temperament, vermag sie der frivolen Gewissenlosigkeit eines routinierten Verführers von gewinnendem Äußern nicht zu widerstehen und stürzt dann in quälende Angst und Gewissensnot. Die glänzende Beförderung ihres Mannes führt sie nach der Residenz und macht der innern Not ein Ende. Doch die quälende Sorge bleibt und nach sechs Jahren kommt durch leichtsinnig aufbewahrte Briefe die Entdeckung. Der ehrgeizige Mann erschießt den Verführer im Duell und entfernt die schuldige Frau aus dem Hause. Auch das Elternhaus wird ihr verschlossen. Das stille Hinwelken der Einsamen, der allmählich mit dem Leiden einkehrende innere Friede und die Erkenntnis, daß ihr nur Recht geschehen sei, die ergebene und glückliche Dankbarkeit dafür, doch endlich noch daheim sterben zu dürfen, und dann der mit furchtbarer Naivetät auftauchende Zweifel der Eltern: „Ob w i r nicht doch vielleicht schuld sind?“ — das alles erweckt den Leser grade durch die einfache, thatsächliche Weise des Vortrags zur tiefsten Empfindung des Mitgefühls.

Rheinisch-Westfälische Zeitung: Zuweilen kommt es mir vor, als ob an dem alten Märchen vom Jungbrunnen doch etwas wahres wäre. Zum Beispiel, wenn ich ein neues Werk von Fontane lese. . . . Ob er wohl dem Jungbrunnen auf die Spur gekommen ist? Da hat er nun die siebzig hinter sich und schreibt ein jugendfrisches Werk wie Effi Briest, so voll Kraft und Klarheit, so voll nachdenksamer Tiefe und gesundem Realismus. Das Buch ist eine Oase in der großen Sahara unserer modernen Romanproduktion.

St. Galler Blätter: Was diesen Roman von Ehebruchsromanen anderer Autoren merkbar unterscheidet, ist seine ruhig-einfache Entwicklung. Als wolle Fontane absichtlich zeigen, daß man auch ein heikles Sujet ohne jegliche Sensation, ohne sinnliche Spannung behandeln könne, so hat er die Handlung durchgeführt. Das Hauptgewicht legt er auf die Schilderung des Milieus in dem elenden Provinznest. Während alle anderen Schriftsteller mindestens durch eine große Ehebruchsscene zu packen gesucht hätten, vermeidet Fontane das sonst Selbstverständliche; er haßt den Knalleffekt. Er deutet nur an, wie Effi aus ihrem melancholisch machenden Spukhause verschwindet, der

Ehebrecher taucht dabei gar nicht auf. Und als die Schuld der Frau an den Tag kommt, unterbleibt auch die Abrechnung Auge in Auge.

Man könnte dem Roman trotz des schweren Vergehens seiner sogen. „Heldin" den Tugendpreis für eine durch und durch moralische Lektüre zuerkennen.

St. Petersburger Zeitung: Es ist als thäte man einen Blick in das Leben selbst, so plastisch heben sich die Gestalten vom gesunden, preußischen Mutterboden, lauter wirkliche, lebendige Menschen in ihren Vorzügen und Fehlern. Es ist ein Ehebruch-Roman, denn die reizende Effi, voll Geist und Charme, scheitert an einem Treubruch gegen ihren Gatten, der trotz seiner Klugheit sie nicht versteht und sie nicht zu behandeln versteht, weil er ein Streber und ein liebeleerer, trockener Patron ist. Und wie diskret, wie taktvoll ist das schlimme Thema behandelt! Ein prächtiges, kluges, zum Nachdenken anregendes Buch, trotz seines tieftragischen Grundcharakters doch voll Humor!

Vossische Zeitung: . . . . . .
. . . Diese Schuld verzeichnet der Katechismus im sechsten Gebot; im Gesetzbuch heißt sie Ehebruch. Doch weder Ehebruch noch sechstes Gebot wollen zu dem recht passen, was Effi Briest begangen hat oder richtiger, was mit ihr vorgegangen ist. Der große seelendeutende Dichter, der das Schicksal Effi Briests erzählt, hat in der Weisheit seines hohen Alters und in der kindlichen Unschuld seines Mitempfindens unendlich zart, unendlich behutsam dafür gesorgt, daß alle rüden Moralbegriffe hier unstatthaft sind. Auch Effis Schuld rächt sich auf Erden. Der Dichter verteidigt sie nicht. Aber er erklärt, wie alles kam. Nein, er erklärt nicht einmal. Vielen wird vieles beim ersten Lesen unklar bleiben. Wir erfahren weder Ort noch Stunde des Ehebruchs. Der Dichter erspart uns die zudringliche Rolle des unbefugten Spions. Für die feine Weise, mit der er, hier noch mehr als in früheren Romanen, unseren Verkehr mit seinen handelnden und leidenden Personen vermittelt, finde ich im Roman selbst ein Gleichnis, das mir auch hier zu treffen scheint. Die geschiedene Frau Effi hat es durchgesetzt, daß ein einziges mal ihr Kind sie besucht. „Nun war mittag. Endlich wurde geklingelt, schüchtern, und Roswitha ging, um durch das Guckloch zu sehen. Richtig, es war Annie. Roswitha gab dem Kinde einen Kuß, sprach aber sonst kein Wort, und ganz leise, wie wenn ein Kranker im Hause wäre, führte sie das Kind vom Korridor her erst in die Hinterstube und dann bis an die nach vorn führende Thür". Ganz leise, wie wenn ein Kranker im Hause wäre: das ist die Art Theodor Fontanes, sobald er uns an ein schweres Schicksal — Schuld und Schicksal sind ihm oft identisch — herantreten läßt. Wir dürfen nicht ins Kranken-

zimmer ſelbſt; der Geruch der Mixturen, die dumpfe Luft, Fieberglut und Schweiß mit all ihren Widerwärtigkeiten kommen uns nicht zu nah. Wir bleiben nebenan; nur unſere Gedanken, Wünſche, Sorgen ſchleichen durch die Thür. Das aber genügt; wir wiſſen Beſcheid aus den Worten derer, die drinnen waren. Darum iſt Fontanes Art ein „Erklären“ ſo wenig wie ein Entſchuldigen oder Beſchönigen. Es iſt Erzählen im Flüſterton, Andeuten und Winken. In dieſer Art, in der was vom Samariter liegt, hat er nichts feiner, zarter, milder, leiſer erzählt als das Schickſal der armen Effi Briest.

Verlag von F. Fontane & Co., Berlin W

Wilhelm von Polenz

Der Büttnerbauer

Roman

Dem deutschen Nährstande gewidmet

geh. M. 6.—; geb. M. 7.50

Aus den Urteilen der Presse:

Blätter f. litt. Unterhaltung: . . . . . Eine große und ernste Aufgabe hat hier den rechten Mann gefunden, einen Erfahrenen und einen Dichter zugleich, der alle Werte seines Stoffes zu heben versteht, der ihn beherrscht und über ihm steht und doch in ihn sein ganzes, stark fühlendes Ich versenkt hat. Ein tiefgründiges, gehaltvolles und aufrüttelndes Werk, das seinen Urheber in die ersten Reihen unserer zeitgenössischen Romanschriftsteller rückt.

Frankf. General-Anzeiger: . . . . . Ein Buch, das von sich reden machen wird und soll, schon deshalb, weil es der erste wirklich große Wurf, die erste starke That auf dem Felde des Romans ist, die aus den Reihen des jungen litterarischen Geschlechts hervorgeht.

Konservative Monatsschrift: Polenz kennt die Denkweise der ländlichen Bevölkerung aus dem Grunde, jene eigentümliche Mischung von Schlauheit im kleinen und Beschränktheit im großen, von Ehrenhaftigkeit, Frömmigkeit und festem Halten an der Sitte einerseits und roh-materialistischem Eigennutz andererseits. Und er kennt sie nicht nur, sondern er weiß sie zu schildern und Typen vor uns auftreten zu lassen, die nicht im Studierzimmer erfunden, sondern im freien Felde studiert sind, und daher Fleisch und Blut haben, als wären sie lebendig. Im Hintergrunde stehen aber die großen wirtschaftlichen und sozialen Probleme der Gegenwart; die Hypothekensklaverei des Kleinbesitzers, in dessen Hand der Wechsel ein unheilvolles Instrument ist, oder auch dessen Auffaugung durch den Großgrundbesitz, die Entvölkerung des platten Landes, das Ein-

dringen sozialdemokratischer Anschauungen in die ländliche Bevölkerung, die Sachsengängerei, der Zug nach dem Westen 2c. Der Verfasser leitartikelt wenig oder gar nicht. Aber er zeigt an Personen und Zuständen, daß die Dinge so kommen müssen, wie sie kommen. Auch die Streiflichter, die gelegentlich auf das Leben und Treiben der besitzenden Klassen fallen, sind meisterlich.

Kieler Neueste Nachr.: Wer an der Wandlung unserer sozialen Mißstände mitarbeiten will, der darf den „Büttnerbauer" nicht ungelesen lassen; jeder wird mit Nutzen von demselben Kenntnis nehmen. Somit kann dieser neue Roman von Wilhelm v. Polenz recht eigentlich als eine schriftstellerische That bezeichnet und Allen, welche noch ein Herz für unser Volk haben, empfohlen werden, sich mit demselben bekannt zu machen.

Kunstwart: Das vorliegende Buch bringt nicht allein das beste Werk Wilhelms von Polenz, sondern einen der besten Romane der modernen deutschen Litteratur überhaupt.

Leipziger Volkszeitung: . . . . . Der beste Agrarroman, der in deutscher Sprache bis jetzt erschienen ist!

Norddeutsche Allgem. Zeitung: Ohne Zweifel gehört Polenz zu den Modernen, aber er ist einer der Wenigen unter ihnen, deren Leistungen die tröstliche Versicherung geben, daß die sogen. moderne, naturalistische Bewegung, trotz ihres überwiegenden Gehaltes an Ephemerem, doch im ganzen eine Förderung der deutschen Litteratur bedeutet. Wir erkennen diesen Fortschritt, außer in einer Erweiterung des Stoffkreises, in einer Verfeinerung der Sinne, die es dem modernen Künstler ermöglicht, mit seiner Beobachtung in Natur und Seele tiefer einzudringen, als die Früheren, und Beziehungen und Fäden zu sehen, physische Regungen aufzudecken, Stimmungsnüancen aufzufassen, die Jenen verborgen bleiben mußten. Man kann diesen Kern auch noch in vielen der Übertreibungen und Auswüchse erkennen; der Werke, die ihn rein enthalten, sind leider bisher nur wenige. Polenz' neuester Roman gehört ohne Zweifel zu ihnen: er muß künftig unter den besten Romanen der Gegenwart überhaupt genannt werden. . . . . (Inhalt) . . . . Das jeweilige Milieu — mag es nun das schlesisch-lausitzische Stammgut der Büttners, mag es die nahe Kreisstadt sein, das Komptoir der israelitischen Geldgeber oder die Rübengüter des Westens, das gräfliche Schloß oder die ärmliche Hütte — ist mit genauester Sachkenntnis und sorgfältiger Erfassung der Sonderstimmung gezeichnet. Die Sprache

der Bauern macht in ihrer Mischung von Dialekt und Schriftsprache den Eindruck vollkommener Lebenswahrheit und Ungekünsteltheit. Kurz, in allem merkt man den ernsten, nach dem Höchsten strebenden Künstler, dessen Werk jeder vorurteilslose Beurteiler mit hohem Interesse lesen und — wieder lesen wird.

Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung: Ein Zeit-Roman „dem deutschen Nährstande gewidmet". Er schildert in dem alten Büttnerbauern den tragischen Untergang des deutschen Bauernstandes, in den Büttnerschen Söhnen und Töchtern die Proletarisierung der bäuerlichen Nachkommenschaft. Die große Not der Zeit schaut mit verzweifeltem Blicke aus diesen Lebensschicksalen und Zuständen, die der Verfasser wie kein anderer lebender Dichter kennt, begreift und darstellt. Ich wüßte diesem Romane nur Gustav Freytags „Soll und Haben" zu vergleichen.

Pan: Ein soziologischer Roman wie der kürzlich erschienene „Büttnerbauer" von W. v. Polenz müßte in Tausenden von Exemplaren auf Staatsunkosten durch die Dörfer Ost- und Mitteldeutschlands Verbreitung finden.

Posener Tageblatt: Das meiste, was an litterarischen Novitäten erscheint, ist Lesefutter, welches von dem der Sensation und Spannung bedürftigen Publikum verschlungen und schnell wieder vergessen wird. Auf den vorliegenden Roman, den wir deshalb ganz besonders der Beachtung unserer Leser empfehlen möchten, paßt diese Charakteristik nicht; wir haben es hier vielmehr mit einem ernsten, unermüdlich strebenden Autor zu thun, der nach der Seite der Form in schlichter, einfach gehaltener Darstellung den höchsten Ansprüchen gerecht zu werden, nach der Seite des Inhalts klar und anschaulich und tief in die Sache hineinsteigend ein wahrheitsgetreues Bild von den Zuständen und dem bedrohlichen Verfall unseres kernfesten Bauernstandes zu zeichnen bemüht und, wie die zahlreichen Besprechungen des Buches, die in unsere Hände gekommen sind, einmütig bezeugen, dieses doppelte Ziel auch voll zu erreichen verstanden hat.

Straßburger Post: Der bekannte Verfasser des „Pfarrers von Breitendorf" hat auf Grund reicher unmittelbarer Erfahrung die gewaltige Aufgabe unternommen, die Lebens- und Leidensgeschichte des heutigen Bauernstandes zu erzählen. Der Titelheld seines Romans „Der Büttnerbauer" ist ein echter Typus des Bauern in Ehrenhaftigkeit, Zähigkeit, Frömmigkeit, Arbeitsamkeit, aber auch in Beschränktheit, Mißtrauen, Roheit und Trotz. Seine Kinder stellen schon teilweise entartete Spiel-

arten des modernen Bauerntums dar, zu denen sich in seiner Verwandtschaft auch Repräsentanten der zu Städtern degenerierten Bauern gesellen. Alle sozialen Elemente: mit denen der Bauernstand in Berührung tritt, greifen mit charakteristischen Persönlichkeiten in die Handlung ein: so das Magnatentum und das ländliche Wuchertum, Zwischenhändler und Güterschlächter. Wir begleiten das Leben des Bauern durch den Wandel der Jahreszeiten, fast von Tag zu Tag; wir lernen die verschiedenen Formen des bäuerlichen Lebens im Osten und Westen unseres Vaterlandes kennen; auch der bäuerliche Zug „nach dem Westen", die Sachsengängerei, tritt in Erscheinung. Im Hintergrunde stehen die großen wirtschaftlichen und sozialen Probleme der Gegenwart: die Auffaugung des Kleinbesitzers durch den Großgrundbesitz, die Verschuldung ländlicher Grundstücke, die Entvölkerung des platten Landes, das Eindringen sozialdemokratischer Anschauungen in die ländliche Bevölkerung u. s. w. Der eigentliche Held des Romans ist der deutsche Bauernstand. Daß ein solches Buch heute erscheint, ist ein bedeutsames Zeichen der Zeit, und wir meinen, daß nicht nur der Litteratur- und Kunstfreund, sondern auch der Sozialpolitiker und jeder, der die Entwicklung der Geschicke unseres Volkes mit Anteil begleitet, ihm Aufmerksamkeit widmen muß.

Universum: Modern ist dies Buch, ganz modern, d. h. der Verfasser, welcher schon mehrere vielversprechende Proben seines großen Talents gegeben hat, packt wirklich mit sicherem Griff einen ganz modernen Stoff und verarbeitet denselben in geradezu großartiger Weise. Jedes Wort ist zielbewußt geschrieben, kein Wort, um einer Liebhaberei des Schriftstellers zu genügen oder um den Leser damit zu überraschen oder anzuziehen. Wahrlich ein vom künstlerischen Standpunkt aus vornehm geschriebenes Werk, obgleich es sich in der Hauptsache mit ganz einfachen, simplen Bauersleuten beschäftigt. Die große Frage der Agrarbewegung, das unsagbar melancholische Sinken, schuldlose Verkommen des guten, alten Bauernstandes bis zur fast völligen moralischen Zerrüttung seiner jüngsten Generation, das ist es, was uns der Verfasser in einer erbarmungslos wahrheitsgemäßen Schilderung mit fast dramatischer Kunst vor Augen führt. Jeden denkenden Staatsbürger muß das Buch ergreifen und erschüttern, mit einem tiefen Ingrimm erfüllen, daß es so ist und so weit kommen durfte und mußte. W. von Polenz tritt mit diesem Werke einen Riesenschritt heraus aus der Masse moderner Schriftsteller. Fast möchte man sagen, das Buch gehört auf den Arbeitstisch der Männer und nicht in den Salon. Nur mit vollster Hochachtung für des Verfassers künstlerisches Streben und Können wird man das Buch aus der Hand legen.

. . . . . .

Ohne Zorn und ohne Eifer hat er die Menschen geschildert, die sich im Kampf ums Dasein gegenüberstehen; die einen, für diesen Kampf nur ausgerüstet mit ein paar derben, arbeitskräftigen und arbeitslustigen Fäusten, zufrieden, wenn die von ihnen bearbeitete Scholle bescheiden lohnt; die anderen, unfähig zu produktivem Schaffen, aber listig und verschlagen, gierig und unersättlich, im Hinterhalt lauernd, bis die Frucht ihnen reif erscheint, gewaffnet mit allen Hilfsmitteln, die unsere moderne Gesetzgebung dem „Klugen" bietet, um den Dummen zu fangen. Wilhelm von Polenz hat die einen nicht idealisiert, die anderen nicht karikiert. Warm macht ihn nicht die Not der Menschen, oder er verbirgt sein Mitgefühl unter der Objektivität des schöpferischen Künstlers, der über seinen Geschöpfen steht und fürchten mag, die in ihren kräftigen Konturen vielleicht ganz einzig dastehende Charakteristik zu verweichlichen. Aber sein Buch ist wie ein gellender Notschrei des bedrohten Landes, das willig durch Jahrzehnte Früchte getragen hat und sich jetzt von dem Schicksal bedroht sieht, von Ausbeutern ausgeraubt zu werden. . . . . Es ist ein Werk von so wuchtiger Kraft und so außerordentlichem Können, daß die Nation alle Ursache hat, auf den Verfasser stolz zu sein.

Versöhnung: Vom schriftstellerischen Standpunkte aus darf man das Buch als ein Kunstwerk bezeichnen; vom sozial-erzieherischen Gesichtspunkt aus gehört es zu den wertvollsten Leistungen der Neuzeit. W. von Polenz ist einer der geübtesten und ernstesten Beobachtern unter unseren Schriftstellern; in seiner Darstellung unbedingt wahr; einzig von dem Gedanken geleitet, der Ganzheit zu dienen; von Polenz arbeitet nicht als Künstler, wiewohl er auf dem Gebiete der Darstellung zu den hervorragendsten Künstlern unseres Volkes gehört, er arbeitet als Charakter. Im „Büttnerbauer" hat er etwas noch Vollkommneres geleistet als im „Pfarrer von Breitendorf". So viel Leben, so viel wahres Leben, so viel Lebenswahrheit, so viel Gegenwartsleben finden wir in solcher Treue selten zusammengetragen. Leben und Verhältnisse, die sich nicht auf einen kleinen Kreis beschränken, sondern ungezählte Tausende unserer Volksgenossen berühren, und die doch eben so viel Tausenden heute noch ganz fremd sind.

Wir müssen einander kennen lernen; wir müssen solche Bücher lesen. Es ist gewiß erlaubt und als Erholung sehr schön, sich mit den „Ahnen" zu beschäftigen; wer Gefallen an der „Egyptischen Königstochter" findet und Zeit zu derartigen Vergnüglichkeiten erübrigt, ist auch nicht zu tadeln. Vorerst

aber haben wir Pflichten: den Bauer kennen zu lernen, ist unsere Pflicht. Das Leben und Schicksal des Büttnerbauers ist uns so notwendig zu erfahren, wie das Leben und Schicksal irgend eines Patriarchen, irgend eines Reformators, irgend eines Helden, irgend eines Künstlers aus der grauen oder aus der näheren Vorzeit; notwendiger, denn im Büttnerbauer tritt uns die Gegenwart vor die Seele: es ist der Gott der Lebendigen, der sich in uns regt.

32101 067519239

Verlag von F. Fontane & Co. Berlin W.

Moderne Belletristik

Fontane's Zwei Mark Bücher

F. v. Bülow: Ludwig von Rosen
Ernst Clausen: Judas
E. Eschricht: Unter dunklen Menschen
H. Gerlach: Die vom Hinterhaus
W. Hegeler: Und alles um die Liebe
Rudolf Lindau: Schweigen
——— Erzählungen eines Effendi
G. Frhr. von Ompteda: Vom Tode
——— Freilichtbilder
——— Die sieben Gernopp
W. von Polenz: Die Versuchung
——— Karline
C. G. Reuling: Zwischen Licht und Dunkel
——— Fragwürdige Gestalten
Heinz Tovote: Fallobst
——— Ich
——— Heimliche Liebe
——— Der Erbe
——— Maupassant: Yvette
——— Heisses Blut
E. v. Wolzogen: Die rote Franz
——— Heiteres und Weiteres

Th is Book is Due

P.U.L. Form 2

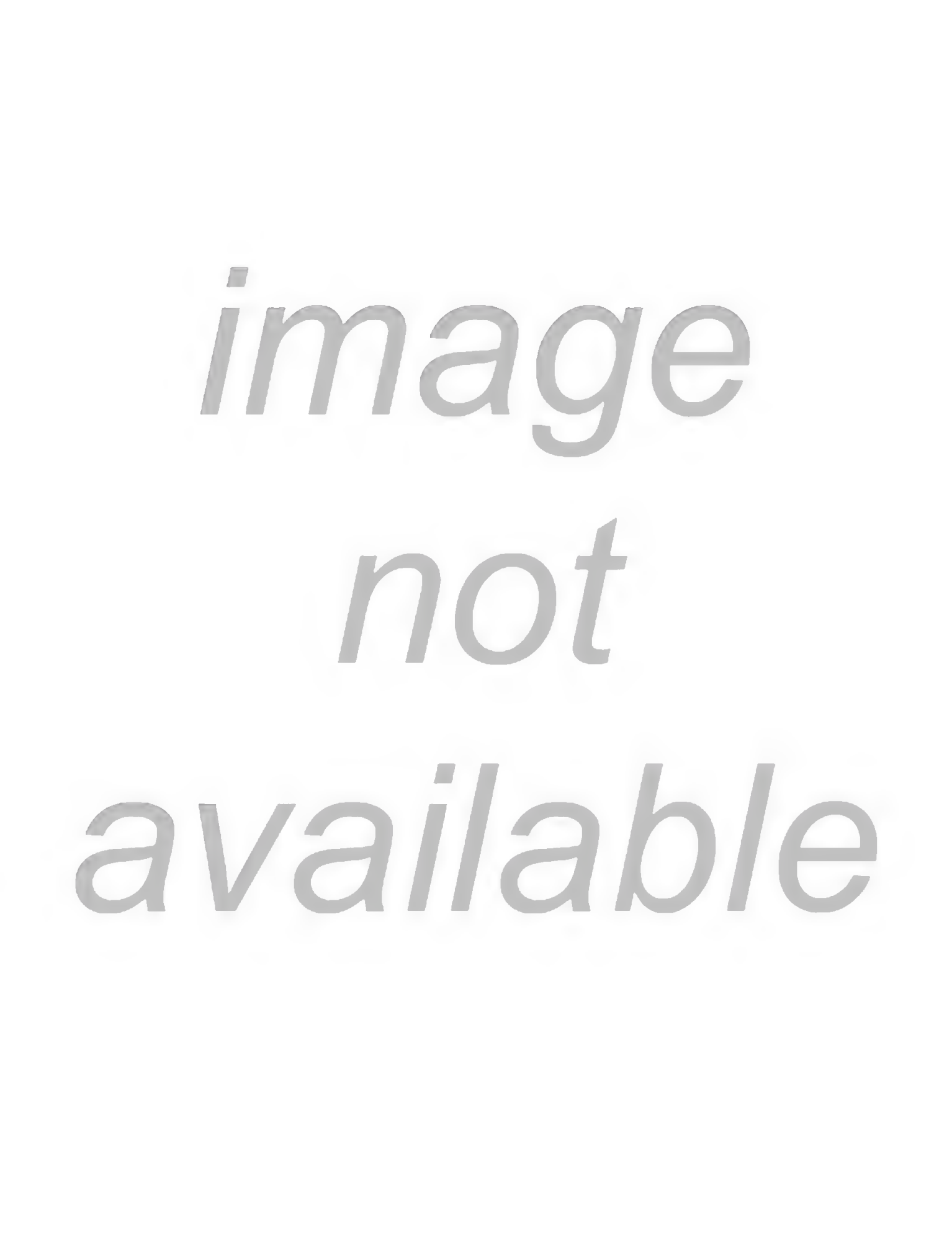
image
not
available

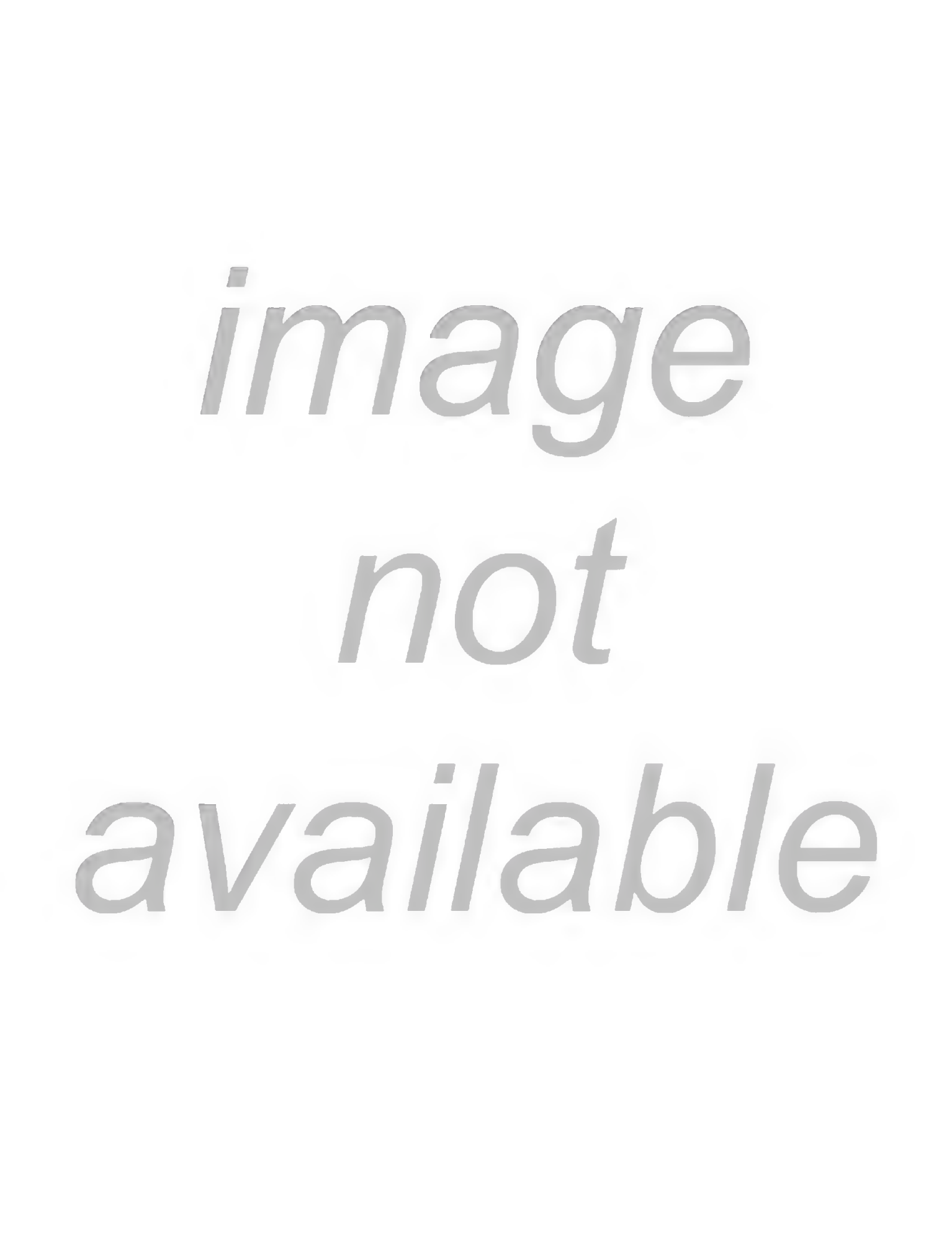
image
not
available

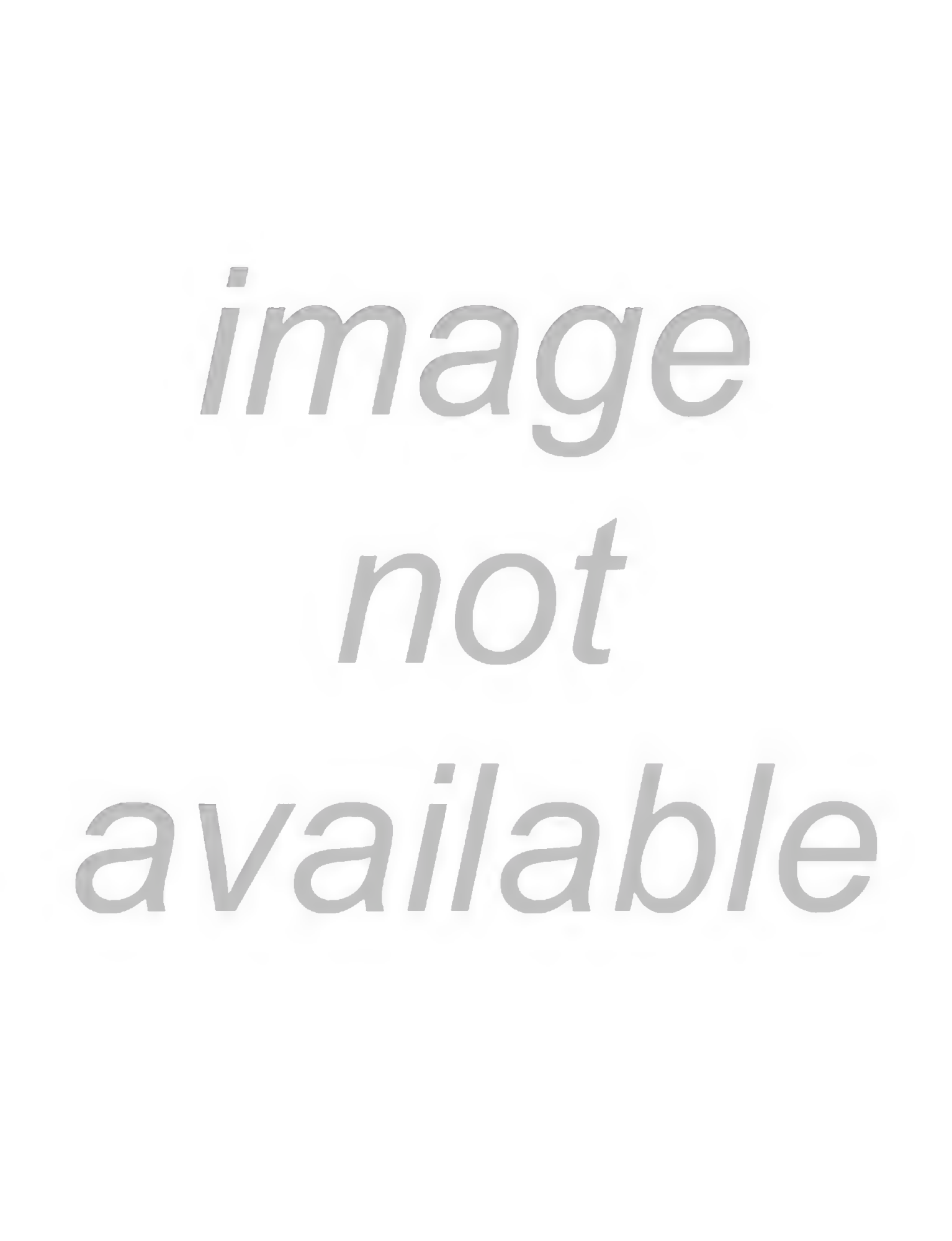
image
not
available

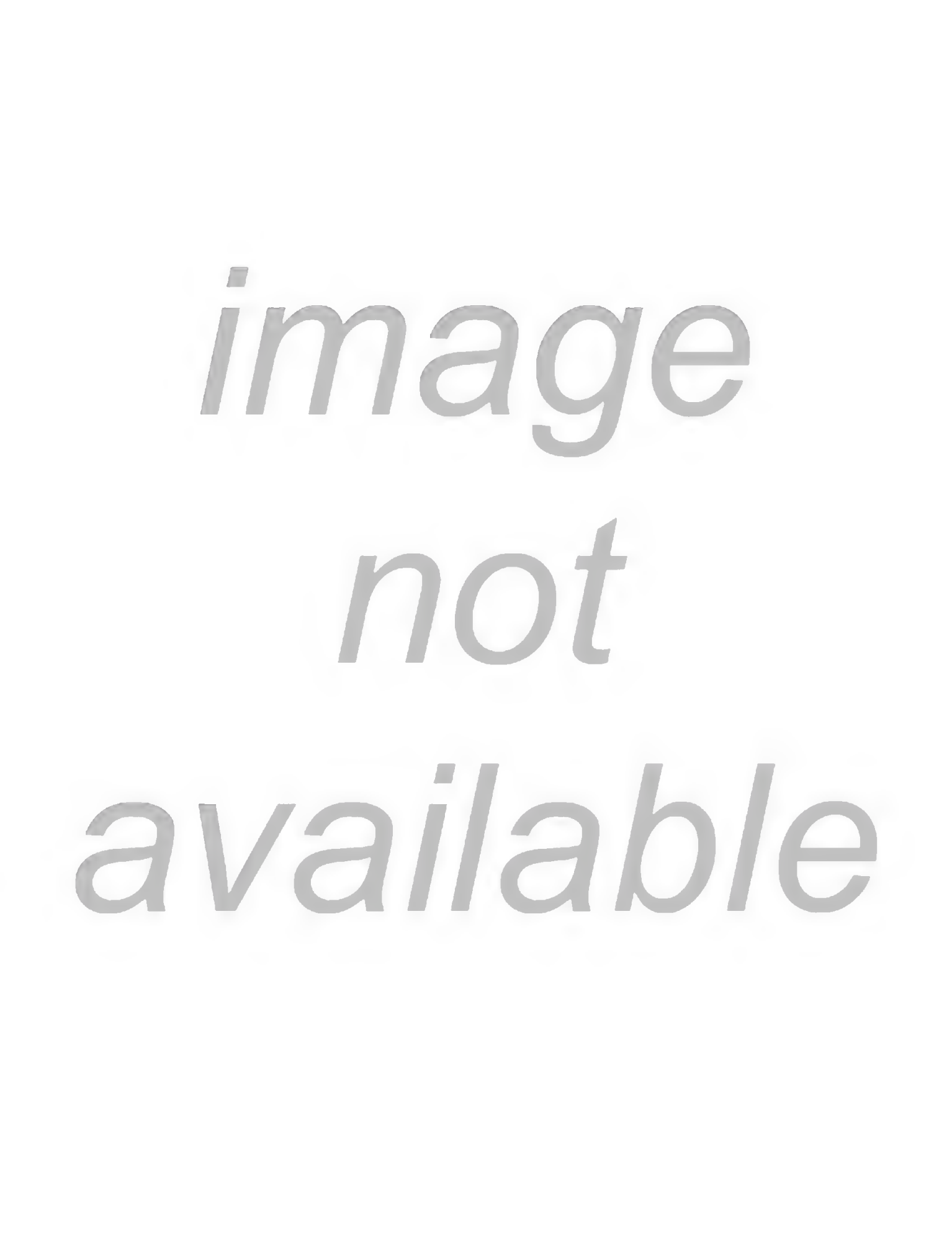
image
not
available

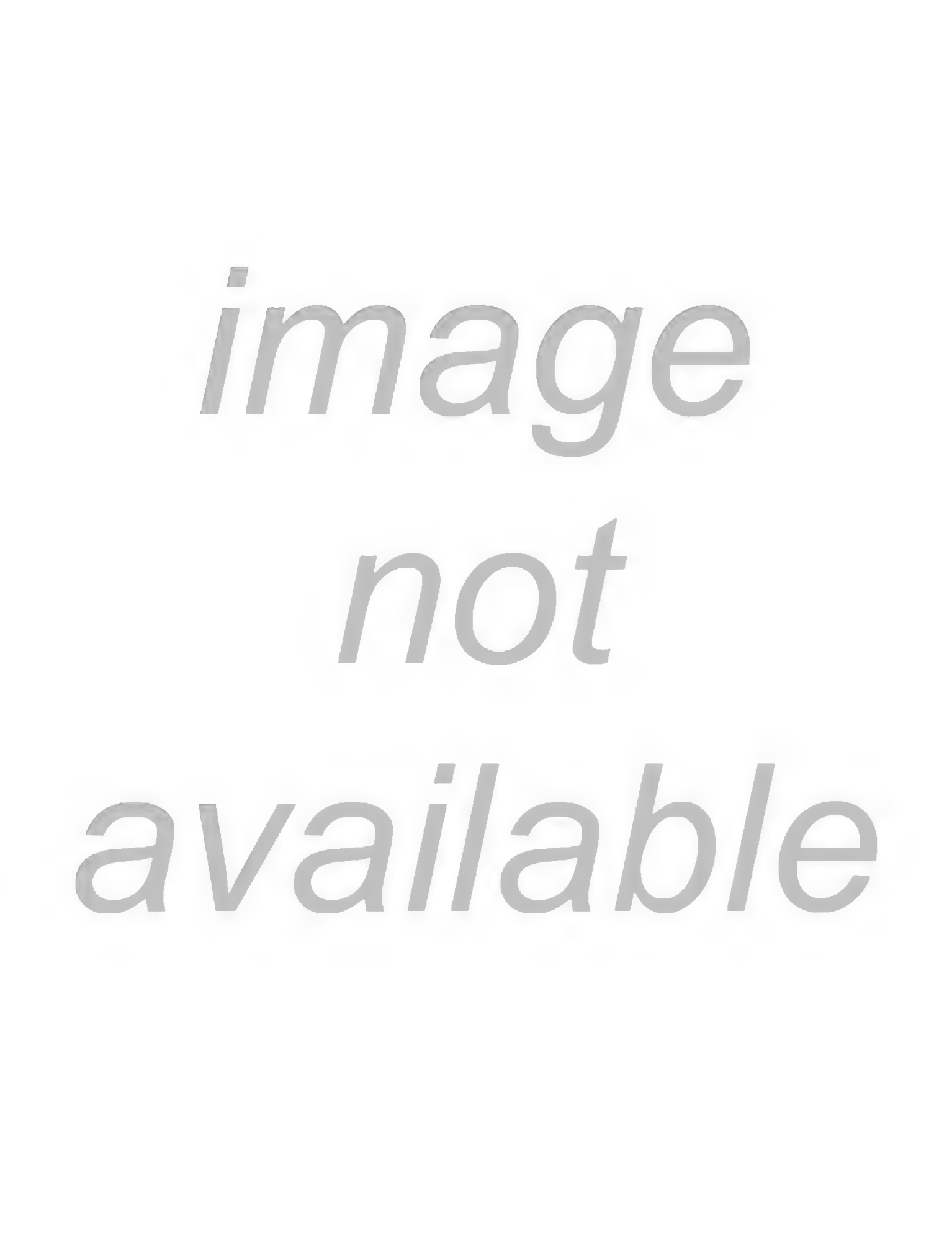
image
not
available

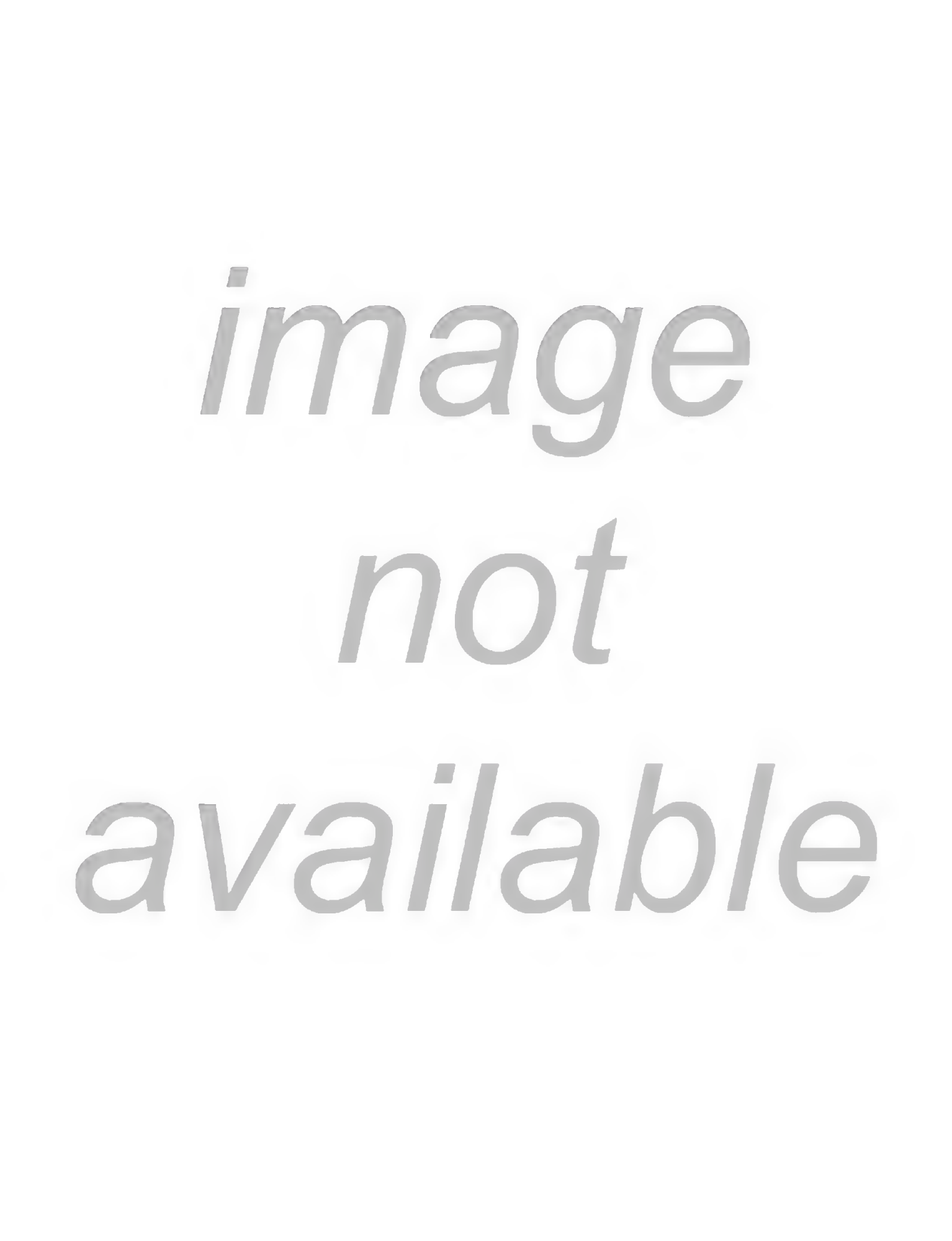
image
not
available

Princeton University Library
32101 067519247

3479

Library of

Dei Sub Numine Viget

Princeton University.

Presented ~~by~~ through

Mr. G. M. Priest

F.F.&C.

Thekla Lüdekind

Erſter Band

Digitized by Google

Verlag von F. Fontane & Co., Berlin W

Es erſchien von

Wilhelm von Polenz

Romane

Der Pfarrer von Breitendorf

Der Büttnerbauer | Thekla Lüdekind

Der Grabenhäger | Liebe iſt ewig

Novellen

Die Verſuchung

Karline | Reinheit

Wald | Luginsland

Theater

Junker und Fröhner.

Thekla Lüdekind

Die Geſchichte eines Herzens

von

Wilhelm von Polenz

Nicht mitzuhaſſen, mitzulieben
bin ich da.
Sophokles: Antigone.

Erſter Band

Dritte Auflage

Berlin W
F. Fontane & Co.
1902

Alle Rechte
besonders das der Übersetzung
vorbehalten

PRINCETON U.
LIBRARY
UNIVERSITY

Erstes Buch

(RECAP)

3479
.97
.38
v.1

MAY 24 1905 191695

Digitized by Google

I.

In der Familie des Majors außer Dienſten von Lüdekind wurde Geburtstag gefeiert. Arthur, das älteſte Kind, vollendete heut ſein achtzehntes Lebensjahr. Am frühen Morgen, ehe Arthur zum Gymnaſium ging, hatte er auf dem Frühſtückstiſch eine Torte mit ſiebzehn brennenden Lichtern darum und in der Mitte das Lebenslicht gefunden. Das war aber nur die Einleitung geweſen. Als er des Mittags aus der Klaſſe zurückkam, fand er erſt den eigentlichen Geburtstagstiſch gedeckt, mit allerhand Geſchenken praktiſcher Natur, die ſchon auf ſein zukünftiges ſelbſtändiges Leben hindeuteten — Arthur ſollte zu Oſtern die Univerſität beziehen. — Daneben aber auch die rührenden kleinen Gaben ſeiner Schweſtern: Thekla hatte ihm einen Waſchzeugſchoner genäht und Agnes, das Neſthäkchen, ſtiftete einen geſtickten Bewahrer für Streichholzkäſtchen.

Arthur legte gebührende Freude an den Tag. Doch fehlte ihm immer noch die Hauptſache, auf die er ſtark rechnete; ja er hatte daraufhin bereits einige Schulden gemacht beim Konditor und im Cigarettenladen. Würden es zwei Zwanzigmarkſtücke ſein diesmal, oder nur, wie das letzte Mal, zehn blanke Thaler im Kranz um den Teller gelegt? — Die ſo im voraus belaſtete Überraſchung kam

zu ihm in Geſtalt eines Portemonnaies aus rotem Juchtenleder, das gut geſpickt war mit allerhand Münzſorten, unter denen Arthur bei flüchtigem Überblick auch den willkommenen Glanz einiger Goldſtücke feſtſtellte. Das Kleinod war geſchickt in ſeiner Serviette verſteckt geweſen, ſo daß ihm der Segen, an deſſen Kommen er faſt ſchon verzweifelt, buchſtäblich in den Schoß fiel.

So kamen die Überraſchungen tropfenweiſe. Erdacht, beſorgt und eigenhändig aufgeſtellt war alles das, nicht etwa von der Mutter, ſondern von dem Hausherrn ſelbſt.

Seitdem Major von Lüdekind den bunten Rock vor einer Reihe von Jahren ausgezogen hatte, bildete die Fürſorge für ſeine drei Kinder die Hauptbeſchäftigung des Penſionierten, die ſein ganzes Tageleben ausfüllte. Er ſtand trotz ſeiner Fünfzig früh beim Morgengrauen auf, um am Platze zu ſein, wenn Arthur ins Gymnaſium und Thekla in die Töchterſchule ging. Das zweite Frühſtück zum mitnehmen, mußte die Köchin unter ſeinen Augen zurechtmachen und in Pergamentpapier packen. Dann, wenn die beiden älteren Kinder mit allerhand weiſem Rat bezüglich ihrer Geſundheit und ihres Verhaltens, entlaſſen waren, kam die Sorge um die kleine Agnes an die Reihe. Herr von Lüdekind brachte ſie jeden Tag bis zum Thor des Schulgebäudes und holte ſie dort, die Uhr in der Hand, nach Schluß des Unterrichts wieder ab. Ein „rührender Vater", das war das allgemeine Urteil, wenn man den ſtattlichen, bereits etwas angegrauten Herrn mit den großen, blauen, freundlichen Augen einherſchreiten ſah, ſein blondes Töchterchen an der Hand, die mit dem Schulranzen auf dem Rücken im kurzen Kleidchen neben ihm hertrippelte.

Herr von Lüdekind ließ es ſich wirklich Mühe und Kopfzerbrechen koſten, ſeinen Kindern etwas zu ſein. Noch einmal verſenkte er ſich in die Probleme der Mathematik,

Physik, Geschichte, Litteratur und in die neueren Sprachen, um die Arbeiten seiner Kinder überwachen, ja um sie mitmachen zu können. Im Latein freilich und Griechisch mußte er das Rennen bald aufgeben, da er nur über Kadettenhausbildung verfügte. Aber er erreichte, daß Arthur, der von Natur durchaus nicht mit Lerntrieb ausgestattet war, durch das stete Überwachen und Anspornen des Vaters sich wenigstens hielt. Als einer der Letzten in der Klasse wurde er immer noch versetzt. Thekla hingegen machte durch ihren Eifer und durch die guten Zensuren, die sie mit nach Haus brachte, das einigermaßen wieder gut, was der Bruder schuldig blieb.

Lüdekind war auch schon derselbe besorgte Familienvater gewesen für seine Kompagnie und später für sein Bataillon. Er kannte jeden einzelnen Mann und sorgte für sein Wohlergehen. Die Leute schwärmten für ihn, aber die Vorgesetzten fanden mit der Zeit heraus, daß Lüdekind die Mannschaft zu sehr „in Watte packe", wodurch Disziplin und Schneid angeblich leiden sollten. Eine Besichtigung, bei der er das Unglück hatte, nicht glänzend abzuschneiden, brach ihm dann den Hals.

Er empfand den Abschied schwer. Denn wenn er auch nicht gerade im militärischen Drill aufgegangen war, so hatte er doch den Stand geliebt, für den er nun mal erzogen worden war. Es bedurfte der Jahre, um ihm die unfreundliche Art vergessen zu machen, in der er den Abschied erhalten hatte.

Major von Lüdekind blieb in der Garnisonsstadt, wo er sich durch sein menschenfreundliches Wesen manchen Freund erworben hatte. Dort bewohnte er mit seiner Familie ein schon in der Vorstadt gelegenes Haus, das in ein Gartengrundstück eingebettet, die Annehmlichkeiten eines bescheidenen Landsitzes mit städtischer Lage vereinigte.

Auch heute, an einem ſonnigen Herbſtnachmittage, wurde die Geburtstagsfeier im Garten begangen. Verſchiedene Freunde des Hauſes waren gekommen und wieder gegangen. In der Gartenlaube ſaß das Elternpaar und nahm Glückwünſche entgegen.

Frau von Lüdekind ſah man es nicht an, daß ihr Sohn heute achtzehn Jahre alt wurde. Ihr freundliches Geſicht gehörte zu denen, die ſich gerade darum ſo gut erhalten, weil ihnen ausgeſprochener Charakter nicht eigen iſt. Auch ſchien ſie von ſeeliſcher Erregung ſowohl wie von ſchwererem körperlichen Leid verſchont geblieben zu ſein; die Haut war glatt und faltenrein und die Geſtalt elaſtiſch, wie bei einer Zwanzigjährigen. Sie ſaß zufrieden lächelnd hinter dem weißen Kaffeegeſchirr und dem großen Geburtstagskuchen. Auf einem beſonderen Tiſchchen hatte der Major die Pfirſichbowle ſtehen, die man bereits bei Tiſch gehabt, deren Ende aber völlig unabſehbar war, da Lüdekind, nach alter Gewohnheit vom Kaſino her, nach jedem halben Dutzend Gläſern, die ausgeſchenkt waren, eine neue Flaſche aufgoß. Die Geſte, mit der er dem Neugekommenen bedeutungsvoll mit den Augen zwinkernd das Glas entgegenhielt, war ſo verführeriſch, daß ihm ſo leicht niemand einen Korb gab.

Die Kinder waren inzwiſchen im Garten und unterhielten ſich mit ihrem Beſuche. Geſpielt wurde nicht, das hatte ſich Arthur als Geburtstagskind verbeten. Er fühlte ſich in ſeiner Oberprimanerwürde über Geſellſchaftsſpiele, die man wohl ſonſt bei ſolcher Gelegenheit getrieben hatte, hoch erhaben. Vielmehr ging er mit anderen Gymnaſiaſten, gleich ihm Offizierſöhnen, auf einem der Gartenwege langſam mit gewichtiger Miene auf und ab. Man rauchte Cigaretten, wozu die Erlaubnis erſt kürzlich offiziell erteilt worden war. Arthurs Schweſtern, Thekla und Agnes, ſtan-

den von fern, in Bewunderung und Scheu vor dem Weſen und Treiben dieſer jungen Leute.

Eben war zu den beiden Mädchen noch ein anderes Geſchwiſterpaar geſtoßen: Gabriel und Ella Bartuſch. Der Vater, von Beruf Geometer, war der Erbauer und Beſitzer des Hauſes, deſſen zweite Etage er mit ſeiner Familie inne hatte, während die Lüdekinds im Parterre und erſten Stockwerk wohnten. Zwiſchen den Kindern der beiden Familien beſtand ein auffälliger Unterſchied. Die Lüdekinds blond, mit einer Haut wie Milch und Blut, von offenen, kindlich unentwickelten Zügen. Daneben die Kinder Bartuſch, ein kleiner Menſchenſchlag, hager und beweglich, die Züge bereits in jungen Jahren fertig; Mädchen wie Knabe von dunkler Hautfarbe, mit lebhaften Augen, die beſonders bei dem Jungen etwas unruhig Spähendes hatten.

Arthur Lüdekind und Gabriel Bartuſch, die ungefähr im gleichen Lebensalter ſtanden, waren Spielgefährten und Rivalen. Arthur ſchien auf den erſten Blick manches vor Gabriel vorauszuhaben; einmal die Stellung ſeines Vaters und ſeinen adligen Namen. Sodann war er Gymnaſiaſt, der Sohn des Geometers aber nur Oberrealſchüler. Schließlich — und das ſteht bei Knaben nicht an letzter Stelle — war Arthur der ſtärkere. Daß Gabriel der gewandtere und ſchnellere, genügte nicht, das völlig auszugleichen.

Mit kaum verhehltem Mißbehagen betrachtete Gabriel die Gymnaſiaſten, wie ſie breitſpurig, ihre Stöcke zwiſchen zwei Fingern pendelnd, mit funkelnagelneuen Kravatten und eleganten Hüten dort einherſtolzierten. Er wollte eigentlich zu Arthur hingehen, denn ſeine Mutter, die auf guten Ton hielt, hatte es ihm noch beſonders anempfohlen nichts zu verſäumen, was ſich ſchickte. Aber die Gymnaſiaſten mit ihrem hochmütigen Gebaren waren ihm ärgerlich. Er wäre überhaupt nicht zu dieſer Geburtstagsfeier

gekommen, denn er haßte nichts mehr als Demütigungen, aber es gab in der Lüdekindſchen Familie für Gabriel einen ſtarken Magneten: Thekla.

Sie galt eigentlich für eine Freundin Ellas, die ihr im Alter nahe ſtand; in Wahrheit war es Gabriel, der, ganz im Geheimen natürlich, eine Neigung für die blonde Vierzehnjährige nährte. Jetzt ſtand er dort bei den Mädchen, ärgerte ſich über die Anweſenheit der anderen jungen Leute, war eiferſüchtig auf jeden Blick, den Thekla jenen gönnte, und mit ſich ſelbſt unzufrieden, daß ihm keine Einfälle kamen, die Aufmerkſamkeit der Mädchen von den Gymnaſiaſten ab und ſich zuzulenken.

Arthur hatte ihn natürlich längſt bemerkt, aber es machte ihm gerade Spaß, ſich zu ſtellen, als ſehe er Gabriel nicht. Zwar war er nicht hämiſch von Natur, aber die Jugend hat nun mal Freude an Grauſamkeiten.

Auch noch jemand anderes wartete ſehnſuchtsvoll auf Arthurs Gruß; das war die dunkeläugige Ella. Sie hatte dieſem Geburtstagsfeſte klopfenden Herzens entgegengeharrt. Würden die Lüdekinds ſie dazu auffordern, oder nicht? — Davon hing nämlich ein Plan ab, der ganz im ſtillen in ihrem Kopfe entſtanden war; ſie wollte Arthur, den ſie früher nur einfach gern gehabt, vor dem ſie aber neuerdings, ſeit ihm ein heller Flaum über der Oberlippe ſproßte, eine Art von ſcheuer Bewunderung hegte, ſie wollte ihn beſchenken mit einer ſelbſtgehäkelten grünſeidenen Geldbörſe. Wenn ſie aber nicht eingeladen würde, konnte ſie ihm das Geſchenk doch unmöglich überreichen. Was hingen an dieſem kleinen, unſcheinbaren, ſorgfältig in Seidenpapier gewickelten Gegenſtande für Sorgen, Bedenken und Hoffnungen! Der Entſchluß, zum Ankauf der Seide, die Wahl des Muſters. Der Gedanke, wie er es auffaſſen, ob er die Börſe auch in Gebrauch nehmen werde. Und ſchließlich

immer wieder die Furcht, daß man überhaupt nicht eingeladen werden möchte.

Zuguterletzt erfolgte die Einladung doch. Der Major hatte sie selbst Ella zugerufen, als sie einander am Tage vorher auf der Treppe begegneten. Nun war sie also glücklich hier, ihr Geschenk fertig zum Überreichen in der Tasche; und dort ging Arthur auf und ab und würdigte sie nicht eines Blickes. Es war zum Weinen! Ella fühlte, daß sie diesen Zustand nicht mehr lange werde ertragen können.

Glücklicherweise machten jetzt die Gymnasiasten Anstalt, sich zu verabschieden. Selbstbewußt und steif, als ob höchste Würdenträger auseinandergehen, entfernten sie sich mit Verbeugung und Hutlüften. Nun kam Arthur über den Rasen herübergeschlendert und begrüßte auch die fremden Kinder.

War jetzt der Augenblick, die Börse zu überreichen? Ella war wieder ganz unschlüssig geworden durch sein kühles Wesen. Dann aber sagte sie sich, daß sie den Mut dazu überhaupt niemals finden werde, wenn nicht jetzt. Sie gab sich einen Ruck, und über und über errötend, hielt sie dem jungen Manne das in Seidenpapier verborgene Ding hin, halblaut stammelnd, daß sie hier auch etwas mitgebracht habe.

Arthur musterte den grünen Gegenstand erstaunt, seinen Zweck nicht erratend. Ella erklärte ihm schüchtern, daß es eine Börse sei. „Ach Gott!" rief er, „mein Vater hat mir heute schon ein Portemonnaie geschenkt von echtem Juchten. Seht mal das!" Damit zog er die neue wohlgefüllte Geldtasche hervor, garnicht ahnend, was er in Ellas Gefühlen für Verwüstung anrichte.

Ihre Augen füllten sich. Am liebsten hätte sie ihn gebeten, ihr die Börse zurückzugeben, die er so gering zu achten schien, aber sie fürchtete das Hervorbrechen der Thränen und schwieg, vor Kummer blaß.

Thekla war die einzige, welche die Bedeutung des Vorganges sofort verstanden hatte. Sie begriff, was es der Freundin für Überwindung gekostet haben müsse, Arthur das Geschenk vor ihnen allen zu überreichen. Und nun diese Aufnahme! Sie machte Arthur darauf aufmerksam, daß Ella die Börse selbst gehäkelt habe für ihn; wie mühsam das sei und wie schön es ausgefallen. Dann ließ sie sich etwas Geld aus dem Portemonnaie geben, steckte es in die Börse und zeigte ihm, wie bequem sich das handhabe. Er war ganz erstaunt und fing an, das Geschenk besser zu würdigen. Er werde das große Geld in der großen Geldtasche lassen und die kleine Münze zum täglichen Gebrauch in der seidenen Börse bei sich führen, schlug er schließlich selbst vor und dankte Ella, indem er das Mädchen kameradschaftlich in die Wange kniff, was sie sich errötend von ihm gefallen ließ.

Jemand schlug ein Spiel vor; Arthur als das Geburtstagskind solle entscheiden, was man spielen wolle. Tennis, Reifen oder Croquet kamen in Frage. Arthur entschied sich für Croquet, weil ihm in Tennis und Reifen Gabriel stark überlegen war.

Eben machte man sich daran, die Croquet-Bügel aufzustellen, als von der Gartenlaube her Frau von Lüdekind zu den jungen Leuten herübergeeilt kam. Sie sagte, Taute Wanda sei da und die Kinder möchten kommen, sie zu begrüßen. Arthur bezeugte dazu sehr wenig Lust. Warum man sie immerfort störe, brummte er mürrisch. Tante Wanda sei langweilig und außerdem wäre es zeitig genug, wenn man sich beim Abendessen sähe. Aber die Mutter ließ nicht locker. Sie streichelte den großen Jungen, der ihr Liebling war, und redete ihm begütigend zu. Die Tante habe ihm am Morgen doch auch das schöne Buch geschickt, sie werde es übel nehmen, wenn er sich nicht be-

danke. Arthur warf den Hammer mit einer halblauten Verwünſchung weg und ging mit der Mutter. Die anderen folgten langſam, auch nicht beſonders erbaut über die Störung.

Tante Wanda, ein älteres Fräulein, deren weißes Haar die roſige Farbe ihrer Wangen Lügen ſtrafte, ſaß bei Herrn von Lüdekind, ihrem Vetter. Sie war das Bild der Sauberkeit und Zierlichkeit, mit ihren durchſichtig weißen Händchen, der zarten Geſtalt und den fein ausgemeißelten Zügen. Wanda Lüdekind mußte einſtmals ſehr hübſch geweſen ſein, und war ſelbſt jetzt noch bei Sechzig eine Erſcheinung auf der das Auge gern ruhte.

Arthur, halb von ſeiner Mutter dazu gedrängt, näherte ſich der Tante, küßte ihr die Hand und murmelte etwas von Dank. Der Vater ſchenkte ein friſches Glas Bowle aus, das er ſeinem Sohne reichte, auch Gabriel bekam eines. Die Mädchen wurden mit Kuchen abgefunden. Nachdem dieſe Genüſſe aufgezehrt, fragte Frau von Lüdekind, ob die Kinder zu ihrem Croquet zurück könnten.

„Um Himmelswillen“ rief Tante Wanda, „nichts Schrecklicheres, als junge Menſchen herumſtehen zu ſehen, die ſich und andere langweilen.“

Die jungen Menſchen faßten das richtig als eine Aufforderung auf, ſich zu entfernen, und beeilten ſich, das Weite zu gewinnen. Der Major rief ihnen jedoch nach: „Bringt euer Croquet hier vorn auf den Raſenplatz! Wir wollen euch ſpielen ſehen.“

„Immer noch ſo vernarrt in deine Kinder?“ fragte Tante Wanda mit ſpöttiſcher Miene den Vetter betrachtend.

„Es iſt das einzige, was man hat. Das einzige, was einem immer feſter an's Herz wächſt auf der Welt, Wanda!“ erwiderte er und rührte dabei in Gedanken mit der ſilbernen Kelle in ſeiner Bowle.

Wanda zuckte mit den Achſeln und betrachtete ihn, wie eine Frau nur einen Mann anſieht, den ſie ſehr genau kennt. — Die beiden waren allein; Frau von Lüdekind hatte ſich in's Haus begeben, wohl um nach dem Abendbrot zu ſehen.

„Du verwöhnſt den Jungen!“ ſagte Wanda nach einer Weile, „du weißt, ich miſche mich nicht in fremde Angelegenheiten, zu allerletzt aber in die Erziehung eurer Kinder. Aber ich ſehe es kommen, daß euch der Bengel da über den Kopf wächſt. Wundert euch dann nur bitte nicht zu ſehr!“

„Nein, Wanda, das iſt nicht wahr! Das ſcheint dir nur ſo. Du biſt immer ſo fürchterlich ſtrenge geweſen!“

„Man kann nicht ſtrenge genug ſein!“ rief Wanda Lüdekind mit einem gewiſſen grimmigen Eifer, den man hinter ihrer Zartheit garnicht geſucht hätte. „Sieh blos, wie ſich der junge Mann dort von den Mädels bedienen läßt! Der Herr der Schöpfung iſt bereits fertig!“

Arthur ſtand in der Mitte des Raſenplatzes und teilte Befehle aus, während Thekla und Ella dienſtfertig ſprangen und ſeiner Anweiſungen gemäß die Bügel aufſtellten und die Stäbe einhämmerten.

„Du ſiehſt, Wanda, die Mädels thun es ihm zu Liebe.“

„Natürlich! der Kopf kann ihm ja gar nicht zeitig genug verdreht werden!“

„Außerdem iſt es gut für ihn in anderer Beziehung. Er übt ſich früh im Disponieren. Ein Mann muß das verſtehen. Wenigſtens muß es ein Offizier verſtehen. — Ich habe es nie recht gekonnt!“ fügte er ſeufzend hinzu.

„Du biſt ein Narr, Eberhardt!“ ſagte ſie halblaut.

Er fuhr in demſelben ruhigen, beinahe ergebenen Tone fort, ohne ſich von ihrem ſcheinbar ſchroffen Weſen beirren zu laſſen; wußte er doch, was ſich dahinter verbarg.

„Glaube mir, Wanda, das einzige was man hat, ſind die Kinder. Wenn ich ſie auch vielleicht ein biſſel verziehe, es iſt ſo ſchlimm nicht. Wer weiß denn, wie lange man noch zuſammen iſt! — Es geht einem ſo manches durch den Kopf an einem Tage wie heute. Wie lange iſt's denn her, da war ich auch ſo einer, wie der da! Und was bin ich jetzt? Was hätte ich überhaupt noch für Wert, wenn ich nicht verſuchte, ein guter Vater zu ſein! Man hat eben ſein Teil gehabt. Mit der Thatſache muß man ſich nachgerade abzufinden ſuchen, wenn's auch wehmütig erſcheint. Heute früh, als ich die Lichter dem Jungen um die Torte ſtellte, fiel mir ein, daß ich meinen achtzehnten Geburtstag mit dir verlebt habe, Wanda, im Hauſe deiner Eltern. Ich mußte eben Fähnrich geworden ſein. Du warſt zweiundzwanzig, meine große Couſine, vor der ich ſogar ein wenig Angſt hatte. Vier Jahr, das macht in dem Alter einen großen Unterſchied; und inzwiſchen habe ich dich längſt eingeholt, ja, jetzt kommſt du mir um ſoviel jünger vor. Man iſt auch darin einander näher gekommen. Wunderlich iſt dieſes Leben! Es iſt doch als ginge man wie ein Blinder durch die Welt. Und wenn man noch blind bliebe bis zum Schluß; aber eines Tages gehen einem die Augen doch auf, wenn's zu ſpät iſt. — Achtzehn Jahr! Wie thöricht war man und hoffnungsvoll! Wenn mir damals einer mein Leben voraus geſagt hätte, ich würde ihm in's Geſicht gelacht haben. Wie gut war es, daß man nicht alles vorausſah, damals." —

Wanda ſagte nichts hierauf. Ihre Züge hatten einen merkwürdig weichen, nachdenklichen Ausdruck angenommen. Innigſtes Verſtehen ſprach aus dem Blick, den ſie jetzt auf ihrem Vetter ruhen ließ.

Die Frau des Hauſes kehrte zurück und ſetzte ſich zu

den beiden. Vor ihnen auf dem Raſenplatze nahm das Croquet ſeinen Verlauf. Arthur und Ella ſpielten auf der einen Seite, Gabriel und Thekla auf der anderen. Agnes war, weil noch zu klein, vom Spiel ausgeſchloſſen. Die Partie ſtand ziemlich gleich. Es wurde wütend croquettiert.

Auffällig war die verſchiedene Art und Weiſe, in der die beiden Knaben ihre Partnerinen behandelten. Während Arthur in einem fort ermahnte, belehrte und wenn Ella nicht nach Wunſch ſpielte, unſanft tadelte, ſchien Gabriel nur darauf bedacht, Thekla zu bedienen und ihren Ball ſtets in die beſte Lage zu bringen. Sie ſpielte von den vieren am ſchlechteſten; aber er wußte das mit Geſchick auszugleichen.

Die Erwachſenen beobachteten das Spiel der jungen Leute und machten ihre Gloſſen dazu. „Was für eine gute Figur Arthur bekommt, er wird groß," ſagte Frau von Lüdekind mit dem wohlwollenden Blicke der Mutter, Arthurs etwas ungelenken Bewegungen folgend. „Ich finde, er wird jetzt ſeinem Vater ſehr ähnlich. Doch das mußt du eigentlich am beſten beurteilen können, Wanda."

Wanda ſchien dieſe Frage überhört zu haben; wenigſtens gab ſie keine Antwort darauf.

„Die Größe ſtammt nicht aus unſerer Familie," bemerkte der Major. „Die Lüdekinds hatten eigentlich alle nur Mittelmaß, wenn ſie nicht geradezu klein waren, wie unſer Großvater."

Damit war man auf einmal mitten drin im Geſpräch über Familienähnlichkeiten. Der Major wollte, daß Arthur Friemarſch ausſehe — ſeine Frau war eine Friemar — Thekla hingegen vertrete den echten Lüdekindſchen Typus, während Agnes einen Rückſchlag darſtelle auf ſeine Großmutter mütterlicherſeits.

Ganz anderer Anſicht war Tante Wanda, die ihren

Standpunkt mit Eifer, ja mit einer gewiſſen Leidenſchaftlichkeit vertrat. Frau von Lüdekind miſchte ſich nicht tiefer in dieſes Geſpräch ein; ſie war gewohnt, ihren Mann und Tante Wanda auf verſchiedenem Standpunkte zu ſehen.

* * *

Nach dem Abendbrot, das im großen Familien-Eßzimmer des Parterres eingenommen worden war, hieß es: die verſchiedenen Sachen, die im Gartenhauſe und auf dem Spielplatze liegen geblieben waren, hereinholen. Die jungen Leute eilten dienſteifrig hinaus. Als man jedoch im Freien war, verlockte der milde Abend zum Verweilen. Der eigentliche Auftrag war gar bald vergeſſen. Arthur wußte, daß am Spalier die Pfirſiche anfingen reif zu werden. Er raunte der brünetten Ella etwas in's Ohr; worauf dieſe beiden plötzlich verſchwanden.

Gabriel war nicht ungehalten darüber, daß er ſich auf dieſe Weiſe mit Thekla allein gelaſſen ſah. Er hatte lange auf den Augenblick gelauert. Schon ſeit Wochen trug er ſich mit dem Plane, dem Mädchen ein Geſchenk zu überreichen. Doch ganz im geheimen nur durfte das vor ſich gehen; jede Mitwiſſenſchaft anderer wäre ihm als Entweihung erſchienen. Das Wertvollſte, was er beſaß: ſein Skizzenbuch, wollte er ihr ſchenken.

Obgleich er das Heft zu dieſem Zwecke ſchon ungezählte Male bei ſich gehabt, ſo hatte er doch noch niemals Gelegenheit gefunden, es ihr zu überreichen. Auch heute wieder ſteckte es in ſeiner Bruſttaſche, und ſein ſiebzehnjähriges Herz pochte mächtig dagegen. Endlich war ihm das Glück günſtig! Konnte man ſich eine beſſere Gelegenheit wünſchen? Das heimliche Dunkel unter den Baumgruppen; er allein mit Thekla! Sie war ihm heute tags-

über im feſtlichen Kleide mit dem Halsausſchnitt lieblicher vorgekommen denn je. Und nun jetzt erſt, wo ihr Haar in der Dämmerung leuchtete wie Gold, wo ſie ihm in ihrem lichten Gewande vorkam wie eine Fee — es war überwältigend! Wie oft hatte er ſich Wort für Wort vorgeſprochen, was er zu ihr ſagen wolle in dem großen Augenblicke. Und nun blieb er ſtumm, zermarterte ſich den Kopf nach einem Anfang; das was er ſich vorgenommen, paßte ihm alles nicht mehr.

Schließlich nahm er ſich ein Herz, griff in ſeine Bruſttaſche, riß mit einiger Anſtrengung das Skizzenbuch, welches ſich im unrechten Augenblicke widerhaarig erwies, heraus, und überreichte es ihr. Dieſes Buch, dem er ſein Eigenſtes und Beſtes anvertraut habe, ſolle ein Andenken ſein für ſie, an ihn, für alle Zeiten. —

Thekla war ein wenig verblüfft. Sie ſtand da, den Gegenſtand in der Hand, den ſie in der Dunkelheit nicht mal recht erkennen konnte. Aber ſie merkte doch, daß die Angelegenheit für Gabriel von Bedeutung ſei. Da ſie ihn gern hatte, wollte ſie ihn um keinen Preis kränken. Sie reichte ihm die Hand und dankte. Dann fragte ſie, ob man nicht in's Haus zurückgehen wolle, zur Lampe; hier ſei es ja viel zu dunkel, um etwas zu erkennen.

Das war nun das letzte, was Gabriel erwünſcht erſchien. Er beſchwor Thekla zu bleiben. Dabei drückte und preßte er ihre Hand. In ſeinem Eifer merkte er gar nicht, daß er ihr weh that. Sie ſchrie auf und entzog ihm die Hand mit einem Ruck. Dann wandte ſie ſich, auf einmal von Scheu erfaßt, und lief dem Hauſe zu. Er eilte ihr nach, an dem letzten Boskett holte er ſie ein und brachte ſie zum Stehen. Niemandem möge ſie das Heft zeigen, bat er atemlos voll großer Eindringlichkeit. Keines Menſchen Auge, außer dem ihren, dürfe das jemals ſehen.

Sie müſſe es jetzt verſtecken und erſt wieder hervorholen, wenn ſie allein ſei. Thekla konnte den Zweck ſolcher Geheimniskrämerei zwar nicht einſehen, aber da er ſo ſehr bat, that ſie ihm den Gefallen, verſprach, niemandem davon etwas zu ſagen, und verbarg das Heft, ſo gut ſie konnte, in ihrem Kleide.

Gabriel war nur halb befriedigt; die Art, wie Thekla ſeine Gabe aufgenommen, freundlich zwar, aber doch ohne irgendwelche tiefere Bewegung, hatte ihm wieder gezeigt, daß ſie nicht verſtand, um was es ſich eigentlich handle. Wie konnte ſie in einem ſolchen Augenblicke „au!“ ſchreien und weglaufen? —

Faſt reute es ihn, daß er ihr das Geſchenk gemacht hatte. War ſie überhaupt reif dafür? Und nun gar, wenn er an die Zeilen dachte, die er ihr als Widmung hineingeſchrieben hatte! — Wie würde ſie ſeine Verſe aufnehmen? Er war außer ſich, bei dem Gedanken, daß ſie lachen könne. Am liebſten hätte er das Heft gleich wieder von ihr zurückgefordert. Aber das ging nun nicht mehr.

Thekla fing von etwas anderem zu ſprechen an, nicht ahnend, welche Gefühle den neben ihr Schreitenden bewegten. Sie ſprach von ihrer Schule, und daß man zu Michaelis einen neuen franzöſiſchen Lehrer bekomme. Gabriel bemerkte nichts dazu, ſo daß ſich Thekla ſchon über ſeine Einſilbigkeit zu wundern anfing und ihn fragen wollte, was er habe. Da erklang die mütterliche Stimme von der Veranda her. Die Kinder ſollten hereinkommen, ſonſt würden ſie ſich erkälten.

Thekla machte an dieſem Abende beſonders ſchnell beim Entkleiden. Sie wollte bald im Bett ſein, um dann das Buch, das ihr Gabriel geſchenkt hatte, in aller Ruhe ſich anſehen zu können; denn ſie war doch neugierig, was es enthalte.

Als ſie endlich in ihr langes Nachthemd geſchlüpft war, das ihr bis zu den Füßen reichte, kniete ſie vor dem Bett nieder, das Geſicht dem einfachen Chriſtusbild darüber zugewandt und ſprach das Gebet, welches ſie ſeit Jahren jeden Abend gebetet hatte, halblaut. Es war eigentlich ein Kindergebet, und Thekla ſollte demnächſt den Konfirmationsunterricht beſuchen; aber noch nie war ihr der Gedanke gekommen, daß dieſe traulichen Reime nicht mehr für ſie paßten. Es war ihr ſo natürlich, wie das Ordnen und Aufſtecken des Haares vor dem Schlafengehen.

Und als ſie ſich nun in ihr Mädchenbett eingehuſchelt hatte, löſchte ſie nicht wie ſonſt das Licht aus, ſondern griff nach dem in grauer Sackleinewand gebundenen ſteifen Heft, das in zierlicher Schnörkelſchrift den Namen „Gabriel Bartuſch“ auf dem Umſchlage zeigte.

Sie war doch ſehr geſpannt! Warum hatte er ſo geheimnisvoll gethan? Gewiſſermaßen machte es ihr ja Spaß dieſes Bedeutungsvolle: wie er es ihr überreicht hatte im Dunkeln, mit rätſelhafter Rede. Es lag etwas Aufregendes und für ſie gänzlich Neues in dem Bewußtſein, eines anderen Menſchen Geheimnis wahren zu müſſen. Gabriel ſchien ihr dadurch auf einmal um ſoviel näher gerückt.

Sie begann zu blättern. Sie fand Landſchaftsſkizzen, Köpfe, Studien nach Gyps, auch manches Selbſterfundene. Thekla bewunderte alles. Gabriel hatte ſie ja hie und da etwas von ſeinen Arbeiten blicken laſſen, wenn ſie ſeine Eltern, die über ihr wohnten, beſucht; aber daß er es in der Kunſt ſo weit gebracht, ahnte ſie doch nicht. Vielleicht war ſie die erſte, die das hier betrachten durfte. Wie begabt er doch ſein mußte, um dergleichen machen zu können! Jetzt glaubte ſie zu verſtehen, was er damit meinte, wenn er ſagte: „Laßt mich nur erſt mal groß

und berühmt ſein!“ — Früher war ihr ſolche Rede anmaßend erſchienen. Aber jetzt glaubte ſie auf einmal an ſeine Zukunft.

Sie blätterte noch einmal zurück, denn ſie wußte, ſie werde ihm ſagen müſſen, welches Blatt ihr am beſten gefallen habe. Da ſtieß ſie vorn auf der erſten Seite des Buches auf etwas Geſchriebenes. Verſe! Wahrhaftig, da ſtanden Verſe! War das aufregend! Ein richtiges Gedicht!

Sie las:

„Schon ſeit meinen frühen Jahren
Hab ich dich geſehen.
Niemals hat das Herz geſprochen,
Doch nun iſt's geſchehen!

Auf ging mir ein neuer Sinn,
Blind war ich ſo lang,
Bis das Wort: ich liebe dich!
Mir im Herzen klang.

Deiner Schönheit lieblich Bild
Schwebt um mich bei Nacht,
Und wie oft, wenn alles ſchweigt,
Hab' ich dein gedacht.

Tief verſchwiegen trag ich's nun,
Schmerz und höchſte Luſt.
Bis der Tod ſein Veto ſpricht,
Schlägt für dich die Bruſt.“

Thekla las es atemlos. Es kam ihr wunderſchön vor. Wie ſich das reimte! Welcher Rythmus darin lag! Sie hatte garnicht gedacht, daß Gabriel auch dichten könne. Dichten! Das war doch etwas ganz Außergewöhnliches. Sie hatte es nur einmal verſucht, als ſie Schillers

Gedichte in der Klaſſe hatten, aber es war nichts daraus geworden.

Sie las es wieder und wieder, ſagte ſich die einzelnen Verſe halblaut vor. Es that ſo wohl zu denken, daß dieſes Gedicht an ſie gerichtet ſei, an ſie allein. Kühn war es ja allerdings von ihm, ſehr kühn! Niemals hätte er ihr ſo etwas ſagen dürfen! Aber in Gedichtform konnte man das wohl nicht ſo ſtreng nehmen.

Am beſten gefiel ihr der letzte Vers, daß er es „tief verſchwiegen" tragen wolle, bis zum Tode. Sie fand das edel von ihm. Nun verſtand ſie erſt, warum er ihr das Buch mit ſolcher Heimlichkeit zugeſteckt und ſie hatte ſchwören laſſen, es niemanden zu zeigen. Keines Menſchen Auge würde es jemals zu ſehen bekommen; Gabriel konnte ganz ruhig ſein. Selbſt ihrer Freundin, Lilly von Ziegriſt, mit der ſie jetzt am intimſten war in der ganzen Klaſſe, ſelbſt ihr wollte ſie es nicht zu leſen geben.

Ob Lilly jemals ſchon ein Gedicht bekommen hatte, das an ſie gerichtet war? Thekla glaubte es nicht, denn Lilly würde ſich ſicher dicke damit gethan haben, ſo wie ſie nun einmal war.

Im Augenblick freilich war die Verſuchung groß, der Freundin das Skizzenbuch zu zeigen. Was würde die für Augen machen! Sie erzählte ja immer von allerhand Abenteuern, die ſie hatte; aber die glaubte man ihr nicht recht, denn Lilly war bekannt in der Klaſſe für ihr Aufſchneiden. Aber von einem Gedichte hatte ſie noch niemals zu erzählen gewußt.

Der verführeriſche Gedanke ging jedoch ebenſo ſchnell, wie er gekommen. Nein, das durfte ſie Gabriel nicht anthun! So konnte ſie ſeine edle Geſinnung nicht lohnen. Lilly würde ſicherlich den Mund nicht halten; dann würde es bald in der ganzen Klaſſe herum kommen. Und das

hätte ſie nicht ertragen. Nein, ſolche Dinge behielt man für ſich! —

Thekla las noch einmal das Gedicht durch. Dann ſchloß ſie die Augen und wiederholte es. Sie konnte es ſchon auswendig. Nun ſtand ſie auf, öffnete das Fach ihrer Kommode, wo ſie ihre Schätze aufzuheben pflegte: die Geburtstags- und Weihnachtsarbeiten für die Eltern, ihr Taſchengeld, Photographieen ihrer Freundinnen, Lieblingsbücher, und legte es dort zu unterſt.

Darauf ſchlich ſie in's Bett zurück, löſchte das Licht und wandte das Geſicht der Wand zu. Sie wollte nun ſchlafen, denn morgen war Dicté, wo man als Klaſſenerſte auf dem Platze ſein mußte.

„Tief verſchwiegen trage ich's, Schmerz und höchſte Luſt!" — flüſterte ſie, ſchon halb im Traume.

* * *

Wie lange Zeit ſeitdem vergangen ſei, hätte Thekla ſelbſt am wenigſten angeben können, als ſie jählings erwachte. Im Stockwerk unter ihr war ungewöhnliches Geräuſch zu hören. Stimmen ertönten, Thüren wurden geſchlagen, dann vernahm ſie deutlich, wie ſich die Hausthür öffnete, und jemand eiligen Schrittes auf dem ſteingepflaſterten Gange nach dem Gartenthore lief. Das waren Laute, die man ſonſt in dem ruhigen Hauſe des Nachts niemals zu hören bekam.

Thekla horchte geſpannten Ohres. Sie und Arthur wohnten allein hier oben, ſonſt gab es in dieſem Stockwerk nur noch Fremdenzimmer. Darüber wohnte die Familie Bartuſch. Herr und Frau von Lüdekind mit Agnes hatten das Parterre inne. Die Dienſtboten waren im Kellergeſchoß untergebracht.

Was konnte es nur geben? Dem jungen Mädchen wurde sehr bange zu Mut. Irgend etwas Schreckliches war da unten vorgefallen. Und sie war allein hier, fern von den Erwachsenen! Sollte sie rufen? Sollte sie ihren Bruder aufsuchen, der zwei Thüren von ihr schlief?

Sie entschied sich für das Letztere. Hastig warf sie ein paar Kleidungsstücke über und lief zu Arthur. Der Junge lag in seinem Bette und schnarchte aus vollem Halse. Thekla berührte ihn am Arm, er merkte es nicht; sie mußte ihn rütteln. Als Arthur endlich aufgeweckt war, und zu begreifen anfing, was von ihm verlangt werde, zeigte er sich sehr unwillig. Was? Jetzt aufstehen und hinuntergehen! Sie war wohl verrückt? Deshalb weil sie unten laut gesprochen und mit den Thüren geschlagen hatten! — Vielleicht hätte Agnes wiedermal Zahnschmerz und plärre, wie neulich erst. Sie solle sich wegscheren! — Damit wandte er knurrend der Schwester den Rücken zu.

Thekla mußte sich also allein auf den Weg machen. Ängstlich nach allen Seiten lauschend, tastete sie sich in der Dunkelheit die Stufen hinab, und klingelte. Sofort erschien Licht hinter den Scheiben der Vorzimmerthür. Ihre Mutter selbst machte ihr auf. „Ach du bist es! Was willst du?“

Die Mutter war ungehalten; sie hatte den Hausarzt erwartet. Thekla fragte, ob jemand krank sei. Natürlich sei jemand krank, war die Antwort, und sie solle nur machen, daß sie wieder in's Bett komme, nützen könne sie hier ja doch nichts.

Thekla wagte nicht hiergegen etwas zu sagen; sie sah, die Mutter befand sich in großer Erregung. Zu ihrem Glück kam jetzt Tante Wanda aus dem elterlichen Schlafzimmer herbei, Tante Wanda, die immer so besonders gütig gegen sie war. Thekla eilte auf das alte Fräulein zu, warf sich

ihr in die Arme und ſagte ihr leiſe in's Ohr, ſie bitte, bleiben zu dürfen.

„Du bleibſt, mein gutes Kind, du bleibſt hier!“ rief Tante Wanda und küßte die Nichte wiederholt auf Stirn und Augen. Thekla fühlte, wie die Tante zitterte, und begriff nun, daß es der Vater ſein müſſe, der krank ſei. Denn ſie wußte, daß Tante Wanda den Vater ſehr lieb habe. Sie begann zu weinen.

Tante Wanda wurde jetzt in's Schlafzimmer gerufen, wo der Kranke lag. Thekla wagte nicht, ihr dorthin zu folgen, ſie drückte ſich in eine Ecke des Vorzimmers neben einen großen Schrank, und blickte mit weitgeöffneten, ſtarren Augen auf das, was ſich nun entwickelte.

Die Dienſtboten liefen hin und her, dann erſchien wieder die Mutter, befahl etwas, widerrief es gleich darauf und jammerte, daß der Arzt noch immer nicht da ſei.

Die einzige Ruhige und Beſonnene in dieſem Treiben war Tante Wanda. Thekla ſah ſie durch die offene Thür, wie ſie am Lager des Vaters ſtand, ein Becken neben ſich, ihm mit Hilfe von Tüchern Umſchläge machend. Gelegentlich beugte ſie ſich über ihn, ob ſie zu ihm ſpreche, konnte Thekla nicht erkennen.

Endlich kam der Arzt; Thekla erkannte ihn ſchon von weitem an der Stimme. Er ſprach laut, entſchuldigte ſich damit, daß er in dieſer Nacht bereits zum zweiten Patienten gerufen werde. In der Thür packte er in fliegender Haſt ſeine Inſtrumente aus, fragte nach verſchiedenem und verſicherte, es werde ſchon nicht ſo ſchlimm ſein. Der Herr Major habe ja eine „Rieſennatur!“ Thekla ſah ſeine Glatze, den grauen Bart, die leuchtenden Brillengläſer im Krankenzimmer verſchwinden.

Dann war es lange Zeit ſtill. Thekla befand ſich noch immer in ihrer Ecke. Vor Ermattung war ſie zu-

ſammengeſunken und kauerte am Boden. Sie ahnte nun, daß es ſich da drinnen um Tod und Leben handle. Obgleich ſie noch nie einen Menſchen hatte ſterben ſehen, wußte ſie doch, was in dieſem Augenblicke über dem Hauſe ſchwebe. Es war ihr offenbar geworden in dem Augenblicke, wo ſie an Tante Wandas Bruſt gelegen und ihr Erbeben gefühlt hatte.

Sie hatte verſucht zu beten zum lieben Gott, daß er ihren guten Vater wieder geſund werden laſſen möge; aber die Gebetsworte waren auf ihren Lippen geblieben. Nun ſaß ſie hier und ſpannte; aber nichts war zu vernehmen als hie und da ein halblaut geflüſtertes Wort.

So alſo war es, wenn jemand ſtarb! Ganz anders hatte ſie ſich das vorgeſtellt. Aus der Bibliſchen Geſchichte wußte ſie von Menſchen, die geſtorben waren: Henoch hatte Gott der Herr zu ſich genommen, ohne daß er den Tod geſehen, Abraham und Iſaak ſtarben alt und lebensſatt. Andere wieder, wie Abſalom, waren eines gottloſen Todes geſtorben. Der Tod war ihr überhaupt bisher meiſt als etwas Schreckliches dargeſtellt worden, als eine Strafe. Der Herr ſchlug die Erſtgeburt der Ägypter. „Der Tod iſt der Sünde Sold!“ — erſt neulich war das im Religionsunterrichte dargelegt worden. Alle Menſchen waren ſündig von Geburt an und alle Menſchen mußten darum ſterben. Und auch ihr Vater, der ſo gut war, mußte ſterben. Hatte auch er Sünde gethan? —

Und da durchzuckte es ſie auf einmal blitzartig: Wie wenn ſie ſelbſt die Schuldige wäre? Wenn der Vater vielleicht ihr Unrecht büßen mußte? — War ſie denn nicht eine große Sünderin? Täglich, ja ſtündlich beging ſie Sünde. Wie oft hatte ſie nicht im Laufe des vergangenen Tages gefrevelt gegen Gottes Gebote?

War es nicht ein großes Unrecht von ihr, daß ſie das

Heft von Gabriel angenommen hatte, daß ſie es bei ſich verborgen gehalten und dann heimlich im Bette ſich angeſehen hatte? War das nicht Ungehorſam gegen die Eltern, ein ſchweres Unrecht!

Gewiß gewiß, es war ſo! Sie wurde geſtraft vom lieben Gott. Ihr Vater hatte ſicher keine Sünde begangen. Wie war es denkbar, daß er ſich verſündigen konnte!

Sie ſchlug die Hände vor die Augen, und begann zu beten. Jetzt fand ſie die rechten Worte. Sie trug Gott ihren Kummer vor, und bat ihn, er möge es nicht ihrem armen Vater entgelten laſſen, daß ſie ſo ſchlecht ſei. Und ſchnell kam die lindernde Wirkung des Gebetes über ihre Seele. Nun würde ihr Vater geſund werden; der liebe Gott würde ſie erhören. —

Bald darauf that ſich die Thür auf vom Krankenzimmer. Der Arzt erſchien. Er holte ein Inſtrument aus ſeinem Überzieher. Bei dieſer Gelegenheit ſah er das Kind in der Ecke. „Iſt das nicht Thekla?“ fragte er, hob die Lampe hoch und betrachtete das Mädchen durch ſeine blitzenden Brillengläſer, wie es ängſtlich zu ihm emporblickte. „Wenn du deinen Vater noch einmal ſehen willſt, dann komm herein, mein Kind!“ ſagte Doktor Beermann in freundlichem Tone, reichte ihr die Hand und führte ſie in das Krankenzimmer.

Wenn auch viele Einzelheiten dieſer Nacht im ſpäteren Leben Theklas Gedächtnis entſchwunden ſind, dieſer Augenblick, wie ſie mit dem alten Familienarzt in's Schlafzimmer trat, und der Anblick, der ſich ihr da bot, ſind ihr immerdar unauslöſchlich geblieben. Auf ſeinem Bette, den Kopf durch Kiſſen hoch aufgerichtet, lag ihr Vater, die Hände vor ſich auf der Bettdecke, die Augen weit geöffnet, mit einem Geſicht, das um ein Jahrzehnt gealtert ſchien. Tante Wanda ſtand ihm zu Häupten, ſehr bleich und ſehr ernſt,

aber ohne Thränen. Wenn seine starren, nach oben gewandten Augen überhaupt noch etwas zu erfassen vermochten, so schienen sie nach ihrem Gesichte gerichtet. In einer Ecke des Zimmers, vor einem Stuhle zusammengebrochen in fassungslosem Schluchzen lag die Mutter, die Hände ringend.

Doktor Beermann beugte sich über den Sterbenden und sagte:

„Hier ist Ihr Kind, Herr Major, Ihre Tochter!" Da der Kranke kein Zeichen des Verständnisses gab, wiederholte er dasselbe noch einmal lauter. Die Augen blieben leer und die Mienen ungerührt. Der Arzt schüttelte trübe den Kopf und sagte halblaut etwas zu Wanda Lüdekind. Dann nahm er Thekla wieder an der Hand, geleitete sie zur Thür und befahl ihr, sich zu Bette zu begeben.

Aber Thekla kam dem Befehl des Alten nicht nach. Zu Bette gehen, schlafen, wo sie das erlebt hatte! — Nein, jetzt wollte sie erst recht aufbleiben!

Eine Zeit lang stand sie unschlüssig im Vorzimmer, dann überlegte sie, daß sich neben dem Schlafzimmer der Eltern das Badezimmer befinde; niemand würde sie dort suchen, dort würde sie ungestört lauschen können.

Sie fand in dem kleinen Raume die Dienstboten des Hauses: die Köchin, die Jungfer, das Stubenmädchen und die alte Kinderfrau, eng zusammengeschmiegt. Die Mädchen fuhren erschreckt auf, als sich die Thür so unerwartet aufthat. Hanka die wendische Kinderfrau, die bereits bejahrt gewesen, als sie in's Haus gekommen, hatte der Reihe nach Arthur, Thekla und Agnes aufgezogen, und war noch immer da. Der Major hatte sich nicht entschließen können, den alten verdienten Dienstboten zu entlassen, obgleich sie zu nichts mehr recht nütze war, als zum Klatschen. Hanka im weißen Haar, über dem sie die weiße wendische

Witwenhaube trug, ſaß auf der Ofenbank und äußerte mit jener eigenartig gebrochenen Blechſtimme ganz alter Menſchen ihre Anſicht zu dem Falle. Um ſie herum waren ſchon ſoviele Menſchen verdorben und geſtorben, daß das Unglück für ſie etwas Alltägliches bekommen hatte. Sie ſprach vom Sterben wie andere vom Wetter ſprechen, deſſen ſteter Wechſel etwas Unabänderliches iſt. Theklas Anweſenheit ſtörte ſie nicht.

„Kommt meine Thekla zu mir? Hat meine Thekla Furcht?“ ſagte ſie nach Wendenart langſam jede einzelne Silbe betonend. „Setz dich hier, meine Thekla ruh dich aus!“ —

Thekla fühlte keine Angſt vor dem alten, verwitterten Rabengeſicht, und dieſen knochigen Händen, die ſie jetzt ſtreichelten; hatten dieſe Hände ſie doch durch Jahre gewartet, und dieſes Geſicht hatte ihr erſtes Lächeln geſehen. Sie ſchmiegte ſich an die Alte an, und lehnte, neben ihr ſitzend, den Kopf an die weiße Schürze, ohne welche Hanka zu keiner Tageszeit zu ſehen war. Die Alte fuhr fort zu erzählen. Sie hatte jeden Todesfall in ihrer Umgebung bisher vorausgewußt, ſo auch dieſen. Wie ihr „Vater ſelig“ verſtorben — was jetzt an die fünfzig Jahre her war — hatte ſie ihn im Leichenhemde die Nacht vorher erblickt. Bei verſchiedenen kleinen Kindern, die ſie verloren, war plötzlich das Totenlicht erſchienen, das nahe Ende anmeldend. Und hier beim gnädigen Herrn war es das Fallen des Leichenbrettes geweſen, welches das drohende Ereignis prophezeite. Sie rief die Mädchen zu Zeugen auf, daß auch ſie den dröhnenden Schlag vernommen hätten, von dem das ganze Haus gezittert. Und da ſie nun mal im Zuge war, erzählte die Alte einen Fall nach dem andern. Bei einer Familie, in deren Dienſt ſie geweſen, waren kurz nach einander Großmutter, Tochter und ein

Enkelkind geſtorben. Die Ärzte hatten es auf Anſteckung zurückgeführt, aber da ſei von Anſteckung keine Spur geweſen. Die hatten einander vielmehr eines nach dem andern „nachgezogen“. Denn das könnten die Toten. Wenn der Verſtorbene mit ſeinen weißen Lippen einen Gegenſtand berühre, den man ihm mitgegeben, dann müſſe auch der Geber von dannen. Das iſt das „Leichenſchmatzen“. Auch hierfür hatte ſie mehr als ein Beiſpiel anzuführen.

Thekla hörte dem unheimlichen Berichte der Alten mit Grauen zu. Sie glaubte alles wörtlich. Wie konnte ſie an dem zweifeln, was Hanka ſagte! —

„Hört ihr's!“ flüſterte die Wendin und hielt plötzlich im Erzählen inne, ihr weißes Haupt mit der großen Hakennaſe nach der Thür des Sterbezimmers wendend. Von dort kam jetzt deutliches Schluchzen. „Geſtern früh um dieſe Stunde iſt Leichenbrett gefallen. Jetzt iſt er heimgegangen.“ Dabei machte ſie mit drei Fingern der rechten Hand das Zeichen des Kreuzes über Stirn und über Bruſt. „Macht die Fenſter auf!“ befahl ſie den Mädchen. „Macht in ganzem Haus Fenſter auf!“ und als die jungen Dinger noch zögerten, nicht verſtehend, was ſie meinte: „Seele will Weg haben zu ewiger Seligkeit.“

Hanka ging in das Sterbezimmer; als alter Dienſtbote durfte ſie ſich ſolche Freiheit nehmen. Thekla ſchlich ihr nach. Dort lag der Hausherr auf dem Bette, ausgeſtreckt, mit geſchloſſenen Augen und gefalteten Händen. Neben ihm knieten zwei weinende Frauen.

Die alte Hanka aber ging mit unhörbarem Schritte zum Fenſter, ohne ein Wort zu ſagen und öffnete es weit, daß der helle Morgen hereinſtrahlte.

II.

Das Begräbnis war ſeit Monaten vorüber. Schon ſtand auf dem Grabe eine Marmorplatte mit goldener Inſchrift, welche beſagte, daß hier in Gott ruhe: Eberhardt Friedrich von Lüdekind, und darunter der Spruch: „Selig ſind die Toten, die im Herrn ſterben“. Epheu war angepflanzt, eine Trauerweide erhob ſich zu Häupten über der Ruheſtätte. Trotz der rauhen Spätherbſtwinde pilgerte die Witwe täglich zum Grabe.

Thekla brauchte einige Zeit, ehe ſie ſich an all das Neue und Wunderliche gewöhnte, das der Tod ihres Vaters im Gefolge hatte: die Witwentracht in der fortan ihre Mutter einherging, die ſchwarzen Kleider, die ihr ſelbſt angemeſſen worden waren. Und die Kondolenzbeſuche, die man empfing. Da waren immer und immer wieder dieſelben mit kläglich bekümmerter Miene vorgebrachten Fragen nach den letzten Augenblicken des Verſtorbenen, faſt die nämlichen Ausdrücke der Teilnahme und der Tröſtung, die von der Witwe mit kaum merklichen Änderungen beantwortet wurden.

Der Alltag fing an ſeine Rechte geltend zu machen. Im erſten Schmerze hatte Frau von Lüdekind beſtimmt, in den Räumen, die der Verſtorbene bewohnte hatte, ſolle für alle Zukunft alles ſo bleiben, wie er es verlaſſen; als ob er jeden Augenblick eintreten und ſeinen Platz wieder einnehmen könne. Aber dieſem gutgemeinten Vorſatze zum Trotze wurde doch ſehr bald an dieſem und jenem gerüttelt. Manche Einrichtung, die das Familienoberhaupt getroffen, konnte weil jetzt nicht mehr paſſend, fürderhin nicht beibehalten werden.

So geht es: die Erde hat ſich kaum über einem ge-

ſchloſſen, ſo beginnt auch ſchon die nüchterne Notwendigkeit des Weiterlebens Stich um Stich aufzutrennen, was jener Wehrloſe da unten geſchaffen hat. Man will noch das Andenken des Verſtorbenen ehren, will das Bewußtſein des Schmerzes um ihn nicht abſterben laſſen, aber das fortſchreitende Leben duldet 's nicht. Das Bild deſſen, der unerſetzlich geſchienen, rückt weiter und weiter, bis es nur noch ein blutleerer Schatten iſt, der über die Lebendigen keine Gewalt mehr hat.

Und ſchnell, grauſam ſchnell geht dieſer Prozeß vor ſich in der Seele des jungen Menſchen. Während der erſten Tage, nachdem man den Major von Lüdekind zu Grabe getragen, hielt bei ſeinen Kindern eine gedämpfte Stimmung an, weil ſie die Erwachſenen ernſt und trauernd ſahen. Dann wagte ſich allmälich ein lautes Wort, dann ein Lachen vor, und bald tollte die kleine Agnes im Hauſe umher wie früher, Arthur ließ auch nur noch durch den ſchwarzen Flor um Ärmel und Hut erkennen, daß er den Vater verloren. Einzig Thekla legte mehr Zurückhaltung an den Tag; wie ein Schatten aus jener Todesnacht, die nicht ohne Spur an dem jungen Gemüte vorübergegangen war, lag es über ihr.

Gabriels Skizzenbuch lag in der hinterſten Ecke ihres Kommodenfaches wohlverborgen. Sie hatte es nie wieder aufgeſchlagen. Sie dachte nicht einmal gern daran. Es ſchien ihr unheimlich; zu eng hing es mit jenem ſchrecklichen Erlebniſſe zuſammen, als daß ſie es ohne Grauen hätte betrachten können.

Wenn man einander begegnete — was bei Hausgenoſſen oft genug geſchah — dann ging ſie nicht wie ehemals auf Gabriel zu und reichte ihm die Hand, ſie eilte vielmehr ſo ſchnell ſie konnte von ihm weg. Der empfindliche Knabe merkte dieſen Wandel in ihrem Benehmen

ſchnell genug. Anfangs grüßte er ſie wenigſtens noch, dann ſtellte er auch das ein.

Thekla und Gabriel kannten einander nicht mehr. Gabriel nannte ihr Verhalten: „Verrat“. Aus ſeinem Kummer um ſie verſuchte er, ſich in Verachtung zu retten. Sie war eben doch zu jung und unreif für ihn. Seine Kameraden ſchwärmten meiſt für Damen, die älter waren. Was konnte man auch von einer erwarten, die in die Konfirmationsſtunde ging!

Und doch war es ihm nicht recht geheuer zu Mute bei ſeiner Verachtung. Sie war eben doch einzig in ihrer Art, wenn auch noch ein Backfiſch. Außerdem ſah ſie in dem halblangen, tiefſchwarzen Kleide, das ſie jetzt trug, viel erwachſener aus: wie eine richtige junge Dame.

Er nahm ſich hundertmal vor, ſich nicht um ſie zu kümmern, aber der Anblick ihrer knoſpenden Geſtalt, der für ſeine keimende Jünglingsſinnlichkeit alles Begehrenswerte in ſich ſchloß, warf ſofort all die düſteren Pläne über den Haufen. In ihrer Nähe ſein, dem Klange ihrer Stimme lauſchen, ihr in die Augen blicken, mehr wollte er nicht, jetzt. Später ja ſpäter! Er hatte ſeine Pläne im Geiſte fertig. —

Eine weitere ſchwere Beleidigung für Gabriel bedeutete es, als er eines Tages auf der Straße Thekla mit ihrer Freundin Lilly von Ziegriſt begegnete. Lilly war ihm ſowieſo verhaßt, denn er wußte, daß ſie als Hofmarſchallstochter die Naſe rümpfte über ſeine Familie. Und nun mußte er es erleben, daß dieſe kleine anmaßende Perſon über ſeinen Aufzug, der allerdings im Augenblicke nicht beſonders glänzend war, — er hatte die Schulſachen an — eine ſchnippiſche Bemerkung fallen ließ. So etwas konnte ihn furchtbar wurmen. Wenn er nur Theklas Geſicht dabei hätte ſehen können. Ob ſie gelacht hatte? —

Auch Thekla hatte Kummer. Vor allem ihr Bruder Arthur und seine Freunde schufen ihr Verdruß. Sie wußte ja, daß die Jungens allerhand verbotene Sachen trieben. Früher hatte sie sich nichts dabei gedacht, ja hatte ihnen gelegentlich geholfen. Aber, daß Arthur so wenig Gefühl zeigte, vier Wochen nach des Vaters Tode bereits ein festliches Gelage zu geben, das verdachte sie ihm. Und sie sagte es ihm auch, aber es machte keinen Eindruck auf den verhärteten Sünder.

Von diesen geheimen Zusammenkünften der Abiturienten durfte die Mutter natürlich nichts wissen. Man trank Bier und rauchte, und übte sich vorzeitig im studentischen Komment. Die einzige die darum wußte, war Thekla. Sie schlief auf demselben Flur nicht weit von Arthurs Zimmer, wo diese Zusammenkünfte abgehalten wurden. Sie hatte den Lärm aus erster Hand. Jeder Salamander, der gerieben wurde, machte sie aus dem Schlaf auffahren. Sie ängstigte sich für diese Jungen, vor allem für Arthur; sie sah über ihnen die drohende Strafe hängen. Und das Bewußtsein, Mitwisserin solchen Unrechts zu sein, bedrückte sie.

Ein anderer griff hier ein. Gabriels Vater, der Besitzer des Hauses, hatte von dem nächtlichen Treiben der Gymnasiasten Wind bekommen. Er beschwerte sich über die Ruhestörung bei Frau von Lüdekind.

Die Witwe neigte im allgemeinen dazu, alles was Arthur that, gut und schön zu finden, aber das hier war doch zu viel. Sie schalt den Jungen tüchtig aus; auch Thekla bekam ihr Teil. Es war ja ganz klar, daß sie mit im Geheimnis gewesen sei, und Thekla dachte nicht an's Ableugnen. Arthur hatte nur eine Sorge, nämlich die: der Vormund könne etwas erfahren.

Major von Lüdekind hatte in seinem Testament einen seiner Bekannten, den Finanzrat Sänger, zum Vormund

ſeiner Kinder eingeſetzt. Sänger ſtand im mittleren Lebensalter und war viel im Lüdekindſchen Hauſe aus und ein gegangen. Der Major pflegte ſcherzweiſe, ohne an die Möglichkeit eines nahen Todes zu denken, von dem Finanzrat zu ſagen, er habe ja als Junggeſelle Zeit und müſſe für ſein Ledigbleiben geſtraft werden. In allerhand juriſtiſchen Fragen hatte Sänger der Familie geholfen, der Verſtorbene war ihm dafür dankbar geweſen, da er als ehemaliger Offizier von dieſen Dingen nicht allzu viel verſtand. Vor der Geſchäftskenntnis ſeines Freundes Sänger hegte er die größte Achtung.

Arthurs Wunſch, daß der Vormund nichts von ſeiner Ausſchreitung erfahre, war begreiflich, und es gelang ihm, die Mutter zu überreden, daß ſie dieſes Mal noch ſchweige.

Auch eine andere Perſon war, die nichts von Arthurs Streichen erfahren durfte: Tante Wanda. Hier war es Frau von Lüdekind ſelbſt, welche darauf hielt, daß das Geheimnis gewahrt werde. Denn die Mutter wußte nur zu gut, daß Arthur nicht gut bei der Tante angeſchrieben ſtehe. Wanda hatte ja immer behauptet, daß der Junge verzogen werde. Frau von Lüdekind hegte eine gewiſſe Angſt vor dem ſcharfen Auge und dem ſchonungsloſen Urteil des alten Fräuleins. „Daß nur Tante Wanda das nicht erfährt!“ war eine ihrer ſtehenden Wendungen.

Man durfte es mit Tante Wanda nicht verderben, ſie war ja reich, und wem ſie mal ihr vieles Geld hinterlaſſen würde, war noch ganz ungewiß. Man mußte ſich manches von ihr gefallen laſſen, im Hinblick auf die Zukunft.

Auch Thekla wußte nicht recht, woran ſie mit der Tante ſei. Es war eine eigene Sache; ſeit dem Begräbniſſe ihres Vetters kam Wanda Lüdekind, die früher der häufigſte Gaſt geweſen, ja eine Art von „Schutzgeiſt des Hauſes“, wie der Major ſie getauft, nur noch ganz ſelten

zu ihren Verwandten. Und wenn man ſich in ſchwarzen Trauerkleidern im Salon der Mutter auf den ſteifen Lehnſtühlen gegenüberſaß, dann vermochte Thekla kaum in dieſen ſtrengen und verſchloſſenen Zügen ihre geliebte Tante Wanda wiederzufinden, die Freundin ihres guten Vaters, die auch gegen ſie immer ſo gütig geweſen war.

Was war mit der Tante? Warum hatte ſie manchmal ſo etwas Abweiſendes, ja geradezu Höhniſches? Beſonders wenn ſie mit der Mutter ſprach, kam das heraus. Die beiden waren faſt immer entgegengeſetzter Anſicht, ſelbſt in den kleinſten Dingen. So fand es Wanda Lüdekind geſchmacklos, daß man die Kranzſchleifen vom Begräbnis geſammelt, und damit die große Photographie des Verſtorbenen umgeben habe. „Der richtige Tapezierergedanke!“ rief Wanda Lüdekind, als ſie deſſen gewahr wurde.

„Gefällt es dir nicht?“ fragte die Witwe. „Ich fand es ein ſo ſinniges Andenken.“

„Aufdringlich iſt es, weiter nichts,“ erwiderte das alte Fräulein, „und ſieht Eberhardt ſo wenig ähnlich wie möglich.“

Frau von Lüdekind war durch dieſe Äußerung gekränkt. Als Wanda gegangen, ſagte ſie: „So iſt ſie! Immer hat ſie behaupten wollen, daß ſie ihn beſſer verſtünde, als irgend ein anderer Menſch.“ —

Für Thekla hatte ſolcher Meinungszwiſt der Erwachſenen etwas Verwirrendes. Man konnte geradezu irre werden an Tante Wanda. Daß ſie ſo unfreundlich ſprechen konnte! Und doch fühlte ſie ſich mächtig hingezogen in ihrem Herzen zu dem alten Fräulein, wie zu dem Menſchen auf der Welt, den ſie am höchſten hätte verehren und bewundern mögen. Warum mußte das ſo ſein? —

Es war ein Glück für Thekla, daß ſie etwas hatte in dieſer Zeit, das ſie über Vieles tröſtete. Das junge

Mädchen beſuchte ſeit dem Oktober den Konfirmationsunterricht. Jetzt, wo der jähe Tod ihres Vaters ſie beſonders ernſt geſtimmt hatte, war ihr Gemüt gleichſam vorbereitet für die geiſtliche Ausſaat. Der Paſtor, in deſſen Händen der Konfirmationsunterricht lag, war ein älterer Mann. Er hatte wohl ſchon manches Tauſend junger Menſchen für die Aufnahme in den Bund der erwachſenen Chriſten vorbereitet. Er fand ſehr ſchnell heraus, welche ſeiner Schüler in einem wirklichen Gemütsverhältnis zu dem Lehrſtoff ſtanden. Thekla von Lüdekind wurde bald ſein Liebling unter den drei Dutzend Mädchen, die zu ſeinen Füßen ſaßen. Er pflegte ſolche Fragen, für deren Beantwortung mehr als gutes Gedächtnis und Durchſchnittsverſtändnis gehörte, für dieſe bevorzugte Schülerin aufzuheben.

Mit Thekla gemeinſam beſuchte den Konfirmationsunterricht Lilly von Ziegriſt. Die beiden ſtanden ungefähr in gleichem Alter. Ihre Freundſchaft war mehr bedingt durch Ähnlichkeit der äußeren Lebenslage und gemeinſame Erlebniſſe, als durch tiefere Neigung. Herr von Ziegriſt, früher ebenfalls Offizier, hatte den Militärdienſt quittiert, um Hofmarſchall zu werden. Lillys Eltern wohnten nicht weit von der Familie des Majors von Lüdekind. Sie waren unbemittelt und doch durch ihre Stellung gezwungen, etwas vorzuſtellen. Wenn ſie auskommen wollten, mußten ſie mit allerhand Erſparniſſen und Erleichterungen von anderer Seite rechnen. So benutzten ſie, die ſelbſt in einem engen hohen Stadthauſe wohnten, mit Vorliebe den Garten der ihnen befreundeten Lüdekinds. Und wiederum Frau von Lüdekind ſah es nicht ungern, daß ihre Tochter mit einem jungen Mädchen umging, deſſen Eltern engſte Fühlung zum Hofe hatten.

Lilly war in vielem das gerade Gegenteil von Thekla. Die beiden waren auch nicht jederzeit Freundinnen geweſen.

Sie hatten ehemals als Rivalinnen gegolten; ja die Klaſſe hatte ſich um ihretwillen in zwei feindliche Heerlager geſpalten, die ſich nach der Haarfarbe der beiden führenden Mädchen die „Blonden“ und die „Brünetten“ nannten. Aber das war in ganz früher Zeit geweſen, wo man ſich noch gepufft, an den Haaren gerauft, ja gelegentlich gekratzt hatte. Jetzt konnte ſo etwas nicht mehr vorkommen; jetzt wurden ſolche Kämpfe höchſtens mit der Zunge ausgefochten.

Theklas und Lillys Freundſchaft war ungefähr ein Jahr alt. Die Wandlung war ſo gekommen:

Der franzöſiſche Unterricht wurde von einem Monſieur Lepellier erteilt, einem Herrn mit kahlem Kopfe und ſchwarzem Henriquatre, deſſen Färbung nicht immer gleichmäßig erſchien. In der Klaſſe war es Mode, für Monſieur Lepellier zu ſchwärmen. Seine Lebensgeſchichte wurde von einer Mädchengeneration der anderen übermittelt. Danach wäre er ſehr unglücklich verheiratet geweſen. Madame Lepellier, die nach einer Lesart tot nach einer anderen nur von ihm geſchieden war, wurden die ärgſten Dinge nach geſagt. Lepellier hatte aus Kummer über ſie in einer Nacht alles Haar verloren. Er ſollte ſogar einen Selbſtmordverſuch gemacht haben, wurde behauptet.

Mochte nun der Franzoſe ahnen, welcher Sagenkreis ſich um ſeine Perſon gewoben hatte, oder nicht, jedenfalls ließ er ſich die Huldigungen dieſer werdenden Damen gern gefallen. Er war ſehr launiſch und blaſiert; konnte, wenn er wollte, den Unterricht anregend geſtalten, an manchen Tagen jedoch ſpielte er ſich auf den Leidenden, ſtützte den Kopf in die Hand, machte ein gelangweiltes Geſicht und ließ alles gehen, wie es gehen wollte. Die Klaſſe aber fand ihn, wenn er „melancholiſch“ war, natürlich am intereſſanteſten.

Unter den Mitſchülerinnen war die Anſicht verbreitet, daß Lepellier für Thekla von Lüdekind ſchwärme. Es war eines von jenen vagen Gerüchten, wie es nirgends leichter entſteht als in der Phantaſie übermütiger Backfiſche.

Thekla hatte die Angewohnheit, wenn ſie etwas gefragt wurde, was ſie nicht zu beantworten vermochte, in Verwirrung die Hände gegeneinander zu reiben. Der Franzoſe hatte ihr bei einer ſolchen Gelegenheit einmal zugerufen: „Mais, mademoiselle, ne tordez donc pas ainsi vos jolies petites mains!“ — Von dieſem Augenblicke an ſtand es feſt, daß Lepellier für Thekla etwas empfinde. Man fand das äußerſt intereſſant, und manche von den jungen Dingern beneidete im ſtillen die Klaſſenerſte um dieſen Vorzug.

Eines Tages fand ſich ein Brief in Theklas Schulpult vor, von unbekannter Hand auf Franzöſiſch geſchrieben. Der Schreiber, der ſich mit L. unterzeichnet hatte, bat ſie, ob ſie ihn nicht durch ihre kleine, reizende Hand für's Leben glücklich machen wolle.

Thekla lachte herzlich über den drolligen Brief, an deſſen Echtheit ſie natürlich keinen Augenblick glaubte. Sie dachte ſich nichts dabei, ihn auch von anderen leſen zu laſſen. Darüber, wer den Brief geſchrieben, konnte kaum Zweifel ſein; ſo beherrſchte das Franzöſiſch in der ganzen Klaſſe nur eine: Lilly von Ziegriſt.

Dieſes Ereignis wäre, wie manche andere Klaſſengeſchichte der Vergeſſenheit anheimgefallen, wenn nicht die Schweſtern Kalkmeyer ſich gemüßigt gefunden hätten, zu Haus davon zu erzählen. Der Vater des Schweſternpaares, Oberſchulrat Kalkmeyer, war mit der Schulinſpektion betraut. Daher ſchien es nicht unbegreiflich, wenn Fräulein Zuckmann, die Vorſteherin, ein offenes Ohr hatte für etwaige Klagen dieſes Herrn.

Eines Tages wurde die Klaſſe zurückbehalten. Fräulein Zuckmann und die nächſtälteſte Lehrerin ſtellten eine Unterſuchung an über den franzöſiſchen Brief. Vor allem wurde Thekla Lüdekind in's Gebet genommen. Nun ſtand Thekla ausgezeichnet mit der Vorſteherin, von ihrer Unſchuld war man von vornherein überzeugt, aber man fahndete auf die Schreiberin des Billetdoux.

Wenn Fräulein Zuckmann geglaubt hatte, von Thekla alles zu erfahren, dann hatte ſie ſich in dem Charakter ihres Lieblings getäuſcht. Das Mädchen war verletzt, daß man das, was doch nur Scherz geweſen, in dieſer Weiſe zu einem Skandal aufbauſchte. Sie verweigerte jede Auskunft. Zum Staunen der Vorſteherin legte das ſonſt ſo willige und ſanfte Kind geradezu Trotz an den Tag. Die anderen Mädchen ſagten auch nichts, bis auf die Kalkmeyers, welche die Rolle der Angeber weiter ſpielten. Thekla wurde ſchließlich der Befehl erteilt, den Brief nachmittags mit in die Schule zu bringen; wahrſcheinlich ſollten Handſchriftenvergleichungen dran vorgenommen werden.

Auf dem Heimwege ſchloß ſich Lilly an Thekla an, was ſie bisher noch niemals gethan. Nur eng befreundete Mädchen gingen auf dem Wege von und zur Schule zuſammen. Thekla ſah, durch Lillys blaſſes Geſicht und unruhige Augen beſtätigt, daß ſie die Verfaſſerin des Briefes ſei. Lilly fragte, ob Thekla nicht ſagen könne, daß ſie den Brief verlegt habe. Thekla erwiderte: ſie werde den Brief verbrennen und ſagen, daß ſie ihn verbrannt habe, das ſei viel einfacher. Lilly atmete erleichtert auf; das ſei ein geſcheiter Gedanke, meinte ſie.

Am Nachmittag erſchien Fräulein Zuckmann abermals in der Klaſſe, und erklärte kurz: Thekla von Lüdekind ſei hiermit als Klaſſenerſte abgeſetzt, da ſie ſich Ungehorſam

habe zu Schulden kommen laſſen; ſie werde fortan als Letzte ſitzen. Auf die Sache mit dem Briefe ging ſie nicht weiter ein, wahrſcheinlich war die Vorſteherin ſelbſt im ſtillen froh, daß er aus der Welt geſchafft war.

Thekla aber, die ſchweigend ihren Platz der Nachbarin, Marie Kalkmeyer, einräumte, hatte die Bewunderung aller, am meiſten die ihrer alten Lehrerin, Fräulein Zuckmann, für ſich gewonnen. Nach vier Wochen nahm ſie übrigens ihren Poſten als Klaſſenerſte bereits wieder ein, da es ſich herausgeſtellt hatte, daß Marie Kalkmeyer nicht im ſtande war, die Klaſſe nur einigermaßen zuſammenzuhalten.

Eine bleibende Folge dieſes Ereigniſſes aber war die Freundſchaft zwiſchen Lilly und Thekla. Sie gingen fortan zuſammen aus der Schule, ſoweit ſie gemeinſamen Weg hatten und auch in der Freiviertelſtunde ſteckten ſie bei einander. So hatte ſich die anfängliche Rivalität in Kameradſchaft verwandelt.

Lilly war ihrer Freundin in mehr als einer Beziehung überlegen. In Toilettenfragen galt ſie in der Klaſſe als anerkannt erſte Autorität. Lilly wußte genau, welche Farben gut zu Blond ſtanden und welche zu Braun. Sie verſtand es bereits, ſich und andere hoch zu friſieren, obgleich das verpönt war; die Mädchen ſollten Zöpfe tragen. Sie legte Wert auf den Sitz ihrer Handſchuhe, Strümpfe und Schuhe. Sie übte ſcharfe Kritik an der Art, wie ſich viele andere Mädchen anzogen. Ja, ſie gab Urteile ab über körperliche Mängel und Vorzüge. So erfuhr Thekla, daß ſie ſchönes Haar und guten Teint habe, aber daß ihre Füße eine Kleinigkeit zu groß ſeien, und für ihre Taille noch viel geſchehen müſſe. Lilly war es auch, welche erklärte, als Thekla zum erſten Male nach dem Tode ihres Vaters in Trauer in der Klaſſe erſchien, daß zu blondem Haar Schwarz doch am beſten ſtehe; und es ſchien faſt, als beneide Lilly

die Freundin, daß ſie durch den Todesfall zu neuen Sachen gekommen war, in denen ſie wie eine Erwachſene ausſah.

Auch in anderer Beziehung noch zeigte ſich Lilly für ein Mädchen im Konfirmationsalter erſtaunlich unterrichtet. Sie kannte jeden Kavallerieoffizier der Garniſon, wenigſtens dem Namen nach. Sie wußte über manche Vorfälle in der Hofgeſellſchaft ſo gut Beſcheid, daß ſie den Neid eines ſkandalluſternen Reporters erregt haben würde. Gern erzählte ſie davon mit Wichtigkeit. Manche thaten ihr den Gefallen, ſie um ſolcher intimen Kenntnis einer höheren Welt zu beneiden, andere ſpielten die Gleichgültigen gegen das hochmütige Gebaren der Hofmarſchallstochter. So die Kalkmeyers, über deren Häßlichkeit und ſchlechtſitzende Kleider Lillys ſcharfes Mundwerk nicht zur Ruhe kam. Sie konnten wieder mit der genauen Kenntnis aller höheren Kirchen- und Schulbehörden prunken, zu denen ihr Vater, der Oberſchulrat, in enger Fühlung ſtand.

Lilly hatte auch ſehr ausgeſprochene Anſichten darüber, mit wem man umgehen könne und mit wem nicht. So zum Beiſpiel mißbilligte ſie den Umgang der Lüdekinds mit ihren Hausgenoſſen den Bartuſchs durchaus. Ein Menſch, der auf der Namenstafel im Hausflur angeſchlagen hatte: „J. Bartuſch, Geometer und vereidigter Markſcheider" war nicht ſalonfähig, und ſeine Kinder auch nicht.

Dazu kam, daß Ella Bartuſch eine Schule beſuchte, die von Fräulein Zuckmanns Schülerinnen als „gemein" betrachtet wurde. Die Mädels dort waren meiſt Töchter von Subalternbeamten und Kleinkaufleuten, ſie trugen keine Handſchuhe, und es hieß, daß ſie es ſich von den Lehrern gefallen ließen, einfach mit Familiennamen aufgerufen zu werden. Grund genug, ſolche Mädchen tief zu verachten.

Lilly nörgelte darum unausgeſetzt an Thekla herum, ſie ſolle doch die Freundſchaft mit Ella Bartuſch aufgeben.

Ein Mädchen, das einmal Kinderlehrerin werden ſolle, ſei nichts für ſie. Aber Thekla ließ ſich das zu einem Ohre hinein und zum anderen hinausgehen. Sie hatte ja Lilly gern, weil ſie ſo luſtig war, aber eigentlich ſtand ihr die ſanfte Ella mit ihren ſchönen, dunklen Augen doch näher.

Einmal kamen Ella Bartuſch und Lilly von Ziegriſt zufälligerweiſe in Theklas Zimmer zuſammen. Lilly rümpfte die Naſe und wollte kein Wort mit Ella ſprechen. Ella war darüber ganz verwirrt und entfernte ſich ſehr bald. Aber Thekla nahm Partei für ſie. Lillys Benehmen hatte ſie diesmal gekränkt. Es war Thekla von Kindheit auf eigentümlich, nicht zu ertragen, daß Menſchen, die ſie liebte, ungerecht behandelt würden. Sie ſagte Lilly ihre Anſicht deutlich, drohte ihr ſogar mit Aufkündigung der Freundſchaft. Lilly die durch das Auftreten der ſonſt ſo nachgiebigen Thekla völlig überrumpelt war, lenkte ein und verſprach, um nur Theklas Zorn zu beſchwichtigen, in Zukunft Ella Bartuſch beſſer zu behandeln.

* * *

Der Turnunterricht wurde von einem älteren, wohlbeleibten Fräulein erteilt, das durch ſeine Schwerfälligkeit eigentlich für dieſes Fach nicht gerade geeignet erſchien. Aber Fräulein Zuckmann konnte es nicht über's Herz bringen, der altgedienten Perſon den Laufpaß zu geben.

Die Mädchen liebten die Turnſtunden. Es war die Gelegenheit, wo am meiſten Unſinn getrieben wurde. Fräulein Zengſt aber, ſo hieß die Dicke, mußte, da ſie ſich ihrer Mängel wohl bewußt war, über Vieles ein Auge zudrücken, und war froh, wenn die jungen Damen wenigſtens dann, wenn die Vorſteherin zum Inſpizieren kam, Disziplin heuchelten. Die Erſcheinung der Zengſt, in einem Turn-

anzug, der ihr vor Jahren einmal gepaßt haben mochte, ihre Kurzatmigkeit, ihr Eifer, sich die Unbeweglichkeit nicht anmerken zu lassen, alles das gab unerschöpflichen Stoff zu verstecktem und offenem Schabernack. Dazu der lächerlich knabenhafte Anblick, den die meisten Mädchen im Turnkostüm boten, die Neckereien, die es bereits beim Anziehen in der Garderobe gab, vermehrten die intime Komik dieser Stunde. Alle Geister des Übermutes und des Ulkes waren da in diesen vierzehn- und fünfzehnjährigen geweckt, als hätten sie mit den langen Kleidern auch sofort alle Damenwürde, die sie sonst so eifrig anstrebten, abgelegt.

Es war üblich, wenn man sich für die nächste Stunde nach dem Turnunterricht schlecht vorbereitet wußte, zu Fräulein Zengst zu gehen und zu bitten, daß man sich in die Garderobe begeben dürfe. Es fiel daher nicht weiter auf, als Thekla eines Tages mitten in der Turnstunde der Lehrerin erklärte, sie wolle sich zurückziehen, da sie sich nicht wohl fühle. Man nahm stillschweigend an, daß sie noch Geschichtszahlen lernen wolle.

Aber Thekla war es wirklich nicht gut zu Mute. Schon seit einigen Tagen fühlte sie eine bleierne Schwere in den Gliedern. Heute war sie mit Kopfschmerz erwacht. Aber sie hatte ihren Ehrgeiz als Klassenerste. Sie fand es lächerlich, wie einige Mädchen das in Angewohnheit hatten, wegen jeder Kleinigkeit wegzubleiben und sich womöglich durch ärztliches Attest entschuldigen zu lassen.

In der Garderobe traf sie Lilly, die dort mit einem Buche in der Hand auf und abschritt. „Willst du Reformation repetieren?“ fragte Lilly. Thekla erwiderte, daß sie die Reformation könne, und ließ sich auf einen Stuhl nieder. Ein eigentümliches Gefühl ergriff sie, wie Schwindel. Stiche gingen ihr vom Rücken nach den Hüften. Was war mit ihr? Sie hätte doch zu Haus bleiben sollen! —

Lilly ſchlug das Buch zu und meinte: Geſchichte ſei zu langweilig. Thekla möge ihr, falls ſie drankomme, vorſagen. Darauf machte ſie ſich daran, die Kleider der Mitſchülerinnen, die hier an Haken herumhingen, einer genaueren Muſterung zu unterziehen. Plötzlich brach Lilly in lautes Gelächter aus. „Siehmal hier, Thekla!“ rief ſie und hielt eine Taille hoch. „Das iſt Marie Kalkmeyer! Längſt habe ich mir's gedacht, daß es nicht echt iſt bei ihr. Nun iſt es raus! Marie Kalkmeyer, die heilige Marie!“

In ihrer Aufregung über dieſe wichtige Entdeckung hatte Lilly gar nicht darauf geachtet, was mit Thekla vor ſich ging. Die ſaß da blaß mit verängſteten Augen und ſtöhnte.

„Was haſt du denn?“ rief Lilly endlich.

„Nichts!“ flüſterte Thekla. „Rufe um Gotteswillen niemanden! Ich weiß nicht, was mit mir iſt — ſeit ein paar Tagen“ . . . . . .

Sie lehnte ſich zurück und ſchloß die Augen. Schlaff ſanken die Hände an den Seiten herab.

Lilly eilte in die Turnhalle und rief: Thekla ſei in Ohnmacht gefallen. Alles ſtürzte in die Garderobe, die ſofort überfüllt war. Ein Mädchen riet, ihr die Kleider zu öffnen, eine andere wollte den Arzt holen, eine dritte rief nach Riechſalz und Eau de Cologne. Von all den guten Ratſchlägen wurde keiner ausgeführt. Man hatte den Kopf verloren, einige Mädchen mit ſchwachen Nerven begannen zu weinen.

Inzwiſchen hatte Thekla die Augen wieder aufgeſchlagen und blickte erſtaunt um ſich. Ein Mädchen, das immer eine Schwärmerei für Thekla Lüdekind gehabt, ein armes, wenig begabtes Ding, die ſich mit ihrer Liebe der Klaſſenerſten gegenüber niemals herausgewagt hatte, kniete vor ihr

nieder und rief ſchwärmeriſch: „Sie lebt! Unſere Thekla lebt!“

Thekla richtete ſich ein wenig auf. „Ich möchte nach Haus!“ ſagte ſie. Man wollte ſie führen und ſtützen. Aber dann kam eine beſonders Erleuchtete auf den naheliegenden Gedanken, daß Thekla in ihren Turnkleidern doch unmöglich auf die Straße könne. Viele geſchäftige Hände waren ſofort bereit, ihr beim Umziehen zu helfen, man brachte ihre Kleider herzu, wollte ihr beim Auskleiden behülflich ſein.

Aber Thekla bat mit flehender Miene, man möge ſie allein laſſen. Alle ſollten hinausgehen. Man war befremdet, die näheren Freundinnen ſogar beleidigt. Was hatte ſie denn, ſo zimperlich zu thun? — Da ſie aber darauf beſtand, allein zu ſein, ging man endlich in die Turnhalle zurück.

Einige Mädchen ſtanden in einer Ecke beiſammen und tuſchelten. Marie Kalkmeyer meinte: hier ſei etwas nicht, wie es ſein ſollte. Sie habe Thekla Lüdekind niemals getraut. Das mit dem Briefe damals ſei ſehr bedenklich geweſen, und nun wieder dieſe Geſchichte! Es werde noch ein Ende mit Schrecken nehmen mit ihr. Das Mädchen, welches vorhin vor Thekla niedergekniet war, fing die letzten Worte auf. Sie war eine kleine, ſommerſproſſige Perſon mit rotem Haar, für gewöhnlich eines der am wenigſten geachteten Mädchen in der Klaſſe; weil ſie ſtets unordentlich angezogen ging und ihre Fingernägel abkaute, was als ein Zeichen von Gemeinheit galt. Aufgeſtachelt durch das eben Erlebte wagte es dieſes ſonſt unterdrückte Weſen, ſich gegen eine Große, wie Marie Kalkmeyer, aufzulehnen. Was? So ſprach man von Thekla Lüdekind, von dieſem Engel! Und damit fuhr die kleine Perſon wie eine Katze auf die lange Marie los und fuchtelte ihr vor dem

Geſichte herum, jeden Augenblick bereit, mit den Nägeln, die ihr nur angeblich fehlten, ihre Rede zu unterſtützen.

Alles hatte ſich um die beiden Streitenden verſammelt. Man war in furchtbarer Erregung. So etwas hatte es ja ſeit Jahren nicht gegeben. Das war ein Rückfall in ganz frühe Zeiten. Schreckliche Beſchuldigungen wurden laut. Lilly von Ziegriſt hatte ſich nun auch noch eingemiſcht und berichtete triumphierend die Entdeckung, welche ſie ſoeben in der Garderobe an Maries Taille gemacht. Nun brach ein Höhnen los und Schmähen. Einige Mädchen führten einen wilden Reigen auf, wie Indianer, die um ein Opfer tanzen. Wo kamen bei dieſen jungen Dingern nur auf einmal all die Ausdrücke her, die niemand bei ihnen geſucht hätte. Es war, als ſeien ſie plötzlich von allen Geiſtern des Anſtandes und der guten Sitte verlaſſen.

Marie Kalkmeyer ſtand an eine eiſerne Säule gelehnt, wie an einem Schandpfahle, totenbleich, außer ſtande, ſich zu verteidigen. Mit gefalteten Händen blickte ſie zum Himmel empor, ein bekanntes Bild aus der Zeit der Chriſtenverfolgung kopierend. Ihre Schweſter Helene, neben ihr, weinte und ſchluchzte hyſteriſch. Fräulein Zengſt lief keuchend umher und erſuchte die „Damen“, doch „zu Verſtand zu kommen“. Alles umſonſt! Die toſende See war nicht zu beſchwichtigen.

In dieſem Augenblicke, wo die Not am höchſten war, erſchien „gottgeſandt“, wie ſich Marie Kalkmeyer ſpäter auszudrücken pflegte, Fräulein Zuckmann in der Turnhalle. Man merkte die Vorſteherin erſt, als ſie mitten drin war in dem Schwarm. Plötzlich ſtanden alle wie gelähmt. Die Zengſt rief ein ſchwaches „Antreten!“ das überhört wurde. Mit ſchreckensbleichen Mienen hingen die Kinder an den Blicken der Schulgewaltigen. Was würde ſie thun? — Sie that gar nicht viel, ſagte nur ein paar Worte

halblaut zu der Lehrerin und fragte dann nach der Klassenersten. Es war eine von Fräulein Zuckmanns Eigentümlichkeiten, für Unordnungen, die vorkamen, zunächst immer die Erste der betreffenden Klasse verantwortlich zu machen. Darum pflegte sie auch zu diesem Posten nicht die Mädchen auszusuchen, die am besten lernten, sondern solche, deren Charakter sie am höchsten stellte.

„Wo ist Thekla von Lüdekind?" fragte Fräulein Zuckmann. Man erklärte ihr, daß Thekla sich in der Garderobe befinde, weil sie nicht ganz wohl sei.

Zehn Minuten später lag Thekla im Zimmer der Vorsteherin auf dem Sofa. Fräulein Zuckmann saß bei ihrer Lieblingsschülerin und hielt ihr die Hand. Es war für das junge Mädchen wie ein Traum: eben noch Schmerz, Scham und Verwirrung über einen unheimlichen Vorgang, dessen Sinn sie nicht verstand, und nun befand sie sich in dem Raume, den man nur mit Scheu betrat, zugedeckt von Fräulein Zuckmanns eigenen Händen mit der seidenweichen oft von Ferne bewunderten türkischen Decke, und neben ihr saß sie, die für das Mädchen der Inbegriff war höchster Würde.

Die wenigen Worte, welche ihr von der Vorsteherin gesagt worden waren, hatten Thekla beruhigt. Es war also nicht etwas, dessen man sich zu schämen brauchte, was ihr geschehen war, nichts, wovor man sich fürchten mußte; etwas ganz Natürliches vielmehr, etwas Gutes sogar. Nicht alles, was die verehrte Lehrerin ihr sagte, während sie fortfuhr, ihr Hand und Haar zu streicheln, wurde Thekla vollkommen klar. Fräulein Zuckmann meinte ja auch, daß sie späterhin alles das besser verstehen werde. Aber das Kind fühlte sich gestärkt und geheilt, als sei ihr von mütterlicher Hand lindernder Balsam gereicht worden.

Dr. Beermann, der alte Hausarzt der Familie Lüde-

kind, bestimmte, daß Thekla in den nächsten Wochen die Schule nicht besuchen dürfe. Thekla war sehr niedergeschlagen; sie liebte ihre Schule. Außerdem kam doch nun die Oster-Abgangsprüfung heran, wo Fräulein Zuckmann Ehre mit ihr einlegen wollte. Nicht einmal zu Haus nacharbeiten durfte sie; ganz still sollte sie sich verhalten. Wenn Dr. Beermann etwas bestimmte, so stand es fest wie das Evangelium. Also galt es, sich fügen.

Ihre Mitschülerinnen zeigten große Teilnahme. Es hatte sich die Mode eingebürgert, Thekla Lüdekind zu besuchen und ihr Blumen mitzubringen. Im Grunde ärgerte sich Thekla über diese Besuche. Diese Mädels waren ja aufdringlich! Allerhand wollten sie von ihr wissen, betrachteten sie mit großen, neugierigen Augen wie jemanden, der sich in einem ganz außergewöhnlichen Zustande befindet. Aber was wollte man machen? Verleugnen lassen, ging doch nicht!

Viel mehr als zu ihren Klassengenossinnen fühlte sich Thekla in dieser Zeit zu Ella Bartusch hingezogen. Die war nicht so neugierig und so kindisch. Obgleich nicht besonders begabt, machte Ella in ihrem verständigen und ruhigen Wesen schon ganz einen frauenhaften Eindruck. Thekla ahnte es, daß sie in Ella eine Gefährtin habe. Ein paar Worte klärten sie schnell darüber auf. Von da ab fühlten sich die beiden Mädchen wie ein paar Schwestern.

Thekla eilte daher in ihrer unfreiwilligen Ferienzeit oftmals die Treppe hinauf zu den Bartuschs, sorgfältig Bedacht darauf nehmend, die Stunden zu wählen, wo Gabriel nicht zu Haus war. Sie hätte sich fürchten können vor ihm. Kaum begriff sie es jetzt noch, wie sie sich mit dem Jungen hatte auf so intimen Fuß stellen können, ehemals. Hatte sie es ihm nicht sogar einmal gestattet, sie beim Pfänderspiel zu küssen. Und nun gar das Skizzenbuch mit

dem Gedichte! Errötend nur vermochte ſie daran zu denken, was er ſich alles hatte herausnehmen dürfen gegen ſie.

Es erſchien ihr überhaupt vieles, was ſie früher gethan und gedacht hatte, jetzt in ganz anderem Lichte. Als ob ſich etwas in ihrem Verhältnis zu allen Dingen verſchoben hätte, als ob ihr ein neuer Sinn aufgegangen ſei.

Ihre Mutter hatte zu ihr geſagt: ſie ſei nun kein Kind mehr. — Wenn ſie kein Kind mehr ſein ſollte, was war ſie denn? Eine Dame, wie es Lillys Ideal war? Oder ein Backfiſch, wie ſie ihr Bruder nannte?

Schwer war es, ſich in alledem zurecht zu finden. Und nun gar jetzt, wo die Schule keine Abziehung bot, wo man ſoviel Zeit hatte zum Nachdenken.

Es kamen ihr oft ganz wunderliche Gedanken. Aber ſprechen konnte man darüber mit niemandem, mit der Mutter nicht, mit Lilly nicht, mit Ella am erſten noch.

* * *

Arthur hatte, unbekümmert des Verſprechens, das er der Mutter gegeben, ſeine nächtlichen Schwärmereien wieder aufgenommen. Er war in den Beſitz eines Hausſchlüſſels gelangt, und ging des Abends aus, während die Mutter glaubte, er ſitze oben in ſeinem Zimmer über den Büchern.

Auch die nächtlichen Zuſammenkünfte mit Freunden fanden wieder ſtatt. Nach den gemachten ſchlechten Erfahrungen aber feierte man dieſe Gelage nicht mehr in Arthurs Zimmer, welches gerade unter dem Schlafzimmer des Hauswirts lag, man zog es vielmehr vor, in einem leerſtehenden Fremdenzimmer zuſammenzukommen, wo man ſich unbewachter glaubte.

Die Sache wurde mit dem Ernſt und Eifer der Geheimbündelei betrieben. Man ſchmuggelte Bier, Cigarren und Eßwaren ein. In einer Art Zigeunerſprache wurde Buch geführt über dieſe Konventikel. Immerhin mußten verſchiedene Perſonen in's Geheimnis gezogen werden: der Hausmann, der es wohl merkte, wenn in ſpäter Stunde die jungen Leute vorſichtig aus dem Hauſe entlaſſen wurden. Ferner das Stubenmädchen, die am nächſten Morgen die Aſchenreſte, Cigarrenſtummel und manche anderen Zeugen des nächtlichen Gelages zu beſeitigen hatte. Aber Arthur verſtand es, mit freundlichen Worten und gelegentlichen kleinen Geldgeſchenken, ſich dieſe Leute ſoweit gefügig zu machen, daß ſie reinen Mund hielten.

Schwieriger war es mit Thekla. Ihr Zimmer war neben dem Fremdenzimmer gelegen, wo ihr Bruder die Freunde bewirtete. Obgleich man das Singen und Salamanderreiben als allzu verräteriſch aufgegeben hatte, war doch noch mancher Laut zu vernehmen, und durch Schlüſſelloch und Thürklinſe drang der Tabaksqualm zu ihr ein und machte ſie huſten.

Thekla hatte den Bruder ſchon einigemale gebeten, vernünftig zu ſein und zu bedenken, was für ihn auf dem Spiele ſtehe. Es mußte ja doch herauskommen; und was dann? Arthur kannte ſeine Schweſter richtig, wenn er darauf baute, daß ſie ihn nicht verraten werde; dazu war ſie ein viel zu guter Kamerad. Darüber, daß ſie nebenan halbe Nächte nicht ſchlafen konnte, ſetzte er ſich in der leichten Laune junger Leute hinweg, die auf ein Vergnügen erpicht ſind.

Eines Abends, als Thekla gerade beim Auskleiden war, bekam Arthur wiedermal Beſuch. Bald ſprangen die Pfropfen und die Gläſer klirrten. Thekla beeilte ſich, in's Bett zu kommen. Sie zog die Decke über die Ohren,

denn ſie mochte nichts von alledem hören. Schlafen wollte ſie, ohne ſich um die ungezogenen Jungens nebenan zu kümmern.

Aber das war leichter geplant als ausgeführt. Ein oder der andere Laut drang doch zu ihr, ſelbſt durch die doppelte Scheidewand der Thür und der Bettdecke. Sie waren heute ausgelaſſener denn je. Die Unvorſichtigen! Herr Bartuſch würde ſie ſicher hören. Dann fiel ihr mit einemmale ein, daß Ella geſtern erzählt habe, ihr Vater ſei verreiſt. Daher alſo die Unverfrorenheit, weil ſie ſich vor ihm ſicher wußten.

Und nun auf einmal hörte Thekla aus dem Chor der Stimmen nebenan eine ihr wohlbekannte heraus. Nicht Arthurs; nein, ihr Ohr täuſchte ſie nicht. Das war kein anderer als: Gabriel.

Wie kam er hierher? Was ſuchte er unter dieſen Gymnaſiaſten? Sicher hatte ihn Arthur verführt. Das Herz pochte ihr unwillkürlich, als ſie bedachte, daß er ihr ſo nahe ſei. Er war einer der lauteſten und wildeſten da nebenan. Sie kannte ihn garnicht ſo.

Thekla begann ſich nun auch um Gabriels willen zu ängſtigen. Wußte ſie doch, wie ſtreng Herr Bartuſch mit dem Sohne ſei. Noch gar nicht ſo lange her war es, daß er den Jungen körperlich zu züchtigen pflegte. Major von Lüdekind hatte ſich oft genug über dieſe harte Erziehungsmethode aufgehalten, und in ſeiner Gutmütigkeit die Kinder, ſo gut er konnte, in Schutz genommen.

Was dachte ſich Gabriel? Er, der ſonſt ſo genau überlegte, was er ſagte und was er that! Warum bramarbaſierte er heute ſo? dieſer Übermut kam ihm ſicher nicht vom Herzen. Sollte er etwa gar ſie, Thekla, damit ärgern wollen? —

Während ſie ſich beunruhigt durch dieſen Verdacht im

Bett hin und her wand, klingelte es plötzlich ſtark an der Vorſaalthür. Der Lärm im Nebenzimmer verſtummte ſofort. Thekla ſetzte ſich vor Schreck im Bett auf und lauſchte. Wer konnte das ſein? Wer durfte um dieſe Zeit Einlaß begehren?

Das Klingeln wiederholte ſich, verſtärkt durch ein Klopfen, wie mit einem wuchtigen Stocke. Gleichzeitig ein Rütteln am Thürſchloß. Das war nicht ihre Mutter, an die Thekla im erſten Augenblicke gedacht hatte.

Im Nebenzimmer beriet man flüſternd. Dem jungen Mädchen ſtockte das Herz bei dem Gedanken, daß es der Hauswirt ſein könne. Sie ſah Furchtbares herankommen.

Jetzt ſchurrte es an der Thür neben Theklas Bett. Zugleich ließ ſich Arthurs Stimme vernehmen: „Thekla — hörſt du — Thekla! —“

„Was ſoll ich?“ fragte ſie.

„Mach auf! Du mußt aufmachen! Wir ſind geklappt. Gabriels Alter iſt draußen. Wir dachten, er wäre verreiſt. Wenn er Gabriel findet, ſchlägt er ihn tot. Bei dir wird er ihn nicht ſuchen.“

Gleichzeitig donnerte es von neuem an der Vorſaalthür. Ein Überlegen gab es da nicht mehr. Thekla wußte nur noch das eine: hier mußte ſie helfen!

Mit bloßen Füßen ſprang ſie aus dem Bette, öffnete. Jemand zwängte ſich durch die Thür, die nur zu einem ſchmalen Spalt geöffnet war. Wer es ſei, wollte ſie gar nicht ſehen; ſofort war ſie wieder ins Bett zurückgeeilt, und hatte ſich in den Kiſſen vergraben. Aber an einem lauten ſtoßweißen Atmen merkte ſie, daß ein Menſch nicht weit von ihr im Zimmer ſei.

Alles Weitere iſt für ſie wie ein Traum. Im Nebenzimmer bleibt's totenſtill. Der Lärm an der Vorſaalthür geht fort. Ganz deutlich vernimmt man jetzt eine erregte

Männerſtimme. „Aufmachen!“ — Arthur ſcheint ſich in den Vorſaal begeben zu haben. Es wird geöffnet. Schritte. Es iſt wirklich der Hauswirt. Er ſtellt ein Verhör an; man antwortete ihm nur nachläſſig, er ereiferte ſich.

Jetzt huſcht ein Schatten über das Bett des jungen Mädchens. Eine Stimme, die ſie genau kennt, flüſtert nahe ihrem Ohre: „Thekla! Liebe Thekla! Du biſt mein guter Engel!“

Dann greift ſich jemand an der Wand entlang, vorſichtig, der Thür nach dem Vorſaal zu. Ein Spalt öffnet ſich, ſchließt ſich wieder. Er iſt hinaus, in Sicherheit; Gabriel iſt gerettet! Thekla iſt es zu Mute, als müſſe ſie ein Gebet ſprechen, ein Dankgebet zu Gott, für ihn und für ſich.

Nebenan wird weiter verhandelt. Der Hauswirt will die Namen der jungen Leute wiſſen, die ihm hartnäckig verweigert werden. Er droht mit Anzeige bei der Polizei wegen Ruheſtörung und Hausfriedensbruchs. Darüber vergehen lange Minuten. Aber Thekla iſt ruhig; Gabriel iſt ja gerettet, ſie hat ihn gerettet.

Schließlich entfernen ſich die jungen Leute, und auch Gabriels Vater geht.

Arthur klopft bei ſeiner Schweſter an und tritt ein. Er iſt jetzt ſehr kleinlaut. Die Sache kann ſehr üble Folgen haben. Der alte Bartuſch meldet ſie ſicher. Daß er aber auch heute Nacht nach Hauſe kommen mußte! Konnte es ein größeres Pech geben? Jetzt wo man gerade vor dem Examen ſteht! Diesmal kommt es vor die Lehrerkonferenz, womöglich giebt es ein consilium abeundi.

Thekla bedauerte den Bruder aufrichtig, ſie hätte viel darum gegeben, wenn ſie ihm hätte helfen können in dieſer ſchlimmen Lage. Aber was war ihr Mitgefühl für Arthur, gehalten gegen die tiefe Befriedigung, daß Gabriel kein Un-

heil getroffen hatte, und daß ſie es geweſen war, die ihn davor bewahrt!

III.

Arthur war durch das Abiturientenexamen gefallen. Er zeigte einige Tage lang große Niedergeſchlagenheit, dann tröſtete er ſich damit, daß er es ja zu Michaelis von neuem verſuchen könne.

Seine Mutter hielt ihren Sohn für begabt, und fleißig war er doch ihrer Anſicht nach auch geweſen. Das müde, blaſſe Ausſehen, das er in letzter Zeit oft gehabt, machte ihr Sorge; wenn Arthur ſich nur nicht überarbeitet hatte! —

Und nun dieſer Mißerfolg! Frau von Lüdekind war geneigt, anzunehmen: hier müſſe Ungerechtigkeit im Spiele ſein. Warum war gerade Arthur als Einziger in einer Klaſſe von einigen dreißig Schülern durchgefallen? Das konnte doch unmöglich mit rechten Dingen zugegangen ſein!

Finanzrat Sänger, der Vormund, hielt mit ſeiner Anſicht hierüber zurück. Er wollte es mit Frau von Lüdekind nicht verderben. Obgleich Junggeſelle, war er ſoweit Frauenkenner, um zu wiſſen, daß man einer Dame nicht widerſprechen ſoll in Fragen, wo mütterliche Eitelkeit mitſpielt. Arthur habe wohl Unglück gehabt, ſagte er, und die Scharte laſſe ſich ja leicht wieder auswetzen.

Im übrigen wurde Arthurs Mißgeſchick zum Anlaß für den Finanzrat, noch öfter als ſonſt das Lüdekindſche Haus aufzuſuchen. Er war ſtets gern dazu bereit, ſeinem

„jungen Freunde“, ſo nannte er Arthur, beizuſtehen in ſeinen Arbeiten. Arthur war wütend. Er ſuchte ſich ſo viel wie möglich dieſer läſtigen Überwachung zu entziehen; aber Sänger blieb zähe. Er ſei das dem Verſtorbenen ſchuldig, erklärte er, der ihm ſein Teuerſtes, ſeine Kinder, anvertraut habe. Gewöhnlich kam er in den Abendſtunden, und es ergab ſich dann ganz von ſelbſt, daß er zum Abendbrot blieb.

Glücklicher als Arthur war Gabriel geweſen; er hatte bei der Abgangsprüfung gut beſtanden. Er war von Natur ehrgeizig, und hinter ihm ſtand ein Vater, der den Knaben von früheſter Jugend an zum äußerſten Anſpannen ſeiner Gaben angefeuert hatte.

Gabriels Eltern hatten beſſere Tage geſehen. Durch Fleiß und Energie war Bartuſch in den Beſitz eines ganz netten Vermögens gelangt. Er hatte ein nicht mehr ganz junges Fräulein von adeligem Stande geheiratet, die nicht ohne Zögern ſeinetwillen ihren Namen aufgab. Dann, angefeuert durch ſeine Frau, die, da ſie keinen vornehmen Mann bekommen hatte, wenigſtens einen reichen haben wollte, ließ ſich Bartuſch in gewagte Grundſtückſpekulationen ein, bei denen er den größten Theil ſeines ſauer erworbenen Geldes zuſetzte.

Frau Bartuſch hatte daher ihre Anſprüche bedeutend herabſtimmen müſſen. Sie war jetzt eine verbitterte alte Frau, die ihre Vergangenheit nicht vergeſſen konnte. Sie intereſſierte ſich für Dinge und Perſonen, mit denen ſie in gar keiner Verbindung mehr ſtand, las in den Zeitungen vor allem die Familiennachrichten und den Hof- und Geſellſchaftsklatſch und regte ſich daran auf. Ihre Häuslichkeit vernachläſſigte ſie mit einer gewiſſen Abſichtlichkeit, weil es unter ihrer Würde ſei, ſich um dergleichen untergeordnete Dinge zu kümmern. Infolgedeſſen hatte ſich der Gatte

die Leitung des Hausweſens bis in die kleinſten Kleinigkeiten hinein angeeignet. Er war zum Kleinigkeitskrämer geworden, der jede Frage bis zur Kleidung der Kinder und zum Ankauf der Lebensmittel hinab, nach ſeinem Sinne entſchied. Bartuſch, nicht immer in beſter Laune, hatte ſich im Umgang mit den Seinen den barſchen Ton des Haustyrannen angewöhnt. Von der Gattin wurde das mit Duldermiene ertragen; es war ihr eine Befriedigung, ſich immer von neuem ſagen zu können: daß ſie ſich mesalliert habe, und ihm wenigſtens fühlen zu laſſen, daß er keine Manieren habe.

Am meiſten litten die Kinder unter dieſen Verhältniſſen. Ella war in ſteter Angſt vor dem Vater und ſuchte ſich allen ſeinen Wünſchen im voraus anzupaſſen. Sie war in der Familie ein kleines, unſelbſtändiges, verſcheuchtes Weſen, lebte nur auf, wenn ſie ſich ſicher vor des Vaters Zorn und der Mutter Laune wußte. Gabriel aber zeigte ſchon frühzeitig einen gewiſſen Hang zur Auflehnung gegen die väterliche Autorität. Die Mutter wollte darin den Einfluß ihres edleren Geblütes erkennen, das in ihm zum Durchbruch komme. Sie ſtellte ſich unwillkürlich auf Seite des Knaben. Dadurch aber reizte ſie nur den Vater, dieſes Kind beſonders ſtreng zu behandeln.

Kein Wunder, daß ein empfindlicher, ehrgeiziger und geweckter Knabe, wie Gabriel, ſich in ſolcher Lage nicht wohl fühlte. Früh ſchon ſuchte er ſich für das, was ihm daheim verſagt wurde, anderwärts ſchadlos zu halten. In der Familie des Majors von Lüdekind fand er alles, was ihm ſonſt an Lebensfreude abging. Wie von einem freundlichen Geſtirn ging von dort Licht und Wärme aus, ihn anziehend, wie jeden, der im kalten und dunkeln ſteht, der Sonnenſchein lockt.

Sein Vater begünſtigte die Freundſchaft mit den Lüde-

kinds nicht, weil er beſorgte, ſeine Kinder könnten ſich im Umgang mit Reicheren und Höhergeſtellten verwöhnen. Aus entgegengeſetzten Gründen aber ſuchte und begünſtigte ſeine Frau den Umgang mit ihnen. Und in dieſem einen Falle erwies ſich Frau Bartuſch, die ſonſt ziemlich einflußlos war, ſtärker als ihr Mann; die Freundſchaft zwiſchen den Kindern der beiden durch Zufall in ein Haus zuſammengeführten Familien gedieh.

Schweren Widerſtreit gab es, als es galt, für Gabriel einen Beruf zu wählen. Der Vater wollte, daß ſein Sohn Techniker werde. Der Junge habe dazu Beanlagung. Beſonders im Hochbaufache, ſei ein ſchönes Stück Geld zu verdienen. Die Mutter wiederum wünſchte, Gabriel möchte Offizier werden. Hätte ſie ihn in ſchmucker Uniform geſehen, das würde ein Pflaſter bedeutet haben für ihren gekränkten geſellſchaftlichen Ehrgeiz.

Gabriel ſelbſt hatte weder Luſt, Techniker zu werden, noch ſehnte er ſich nach dem Offiziers-Portepee; ſein Ideal war: Künſtler. Das ſchmale Taſchengeld des Knaben ging faſt ganz für Stifte, Farben, Papier und Leinewand auf. Der Vater ließ die „Pinſelei" zu, wie er es nannte, weil er in dieſer Thätigkeit keine üble Vorbereitung ſah für den Architekten. Als aber Gabriel ernſthaft davon ſprach, Maler werden zu wollen, trat er dem ganz energiſch entgegen. Das ſei weiter nichts als „geniale Faulenzerei", erklärte er. Der Knabe, der mit Begeiſterung an ſeinem Plane hing, verteidigte ihn eine Zeit lang tapfer; ſchließlich mußte er ſich aber doch dem Willen des Familienoberhauptes fügen, von deſſen Unterſtützung ſeine Exiſtenz nun mal abhängig war.

Nach glücklich beſtandenem Abiturientenexamen ſollte er alſo ſeine Studien an einer techniſchen Hochſchule beginnen. Der Abſchied vom Elternhauſe fiel Gabriel nicht

ſonderlich ſchwer; für ihn bedeutete er ja nur die Befreiung aus drückendem Joche. Und die akademiſche Ungebundenheit winkte vielverſprechend.

Trotzdem ging er ungern. Das Haus, das er verlaſſen ſollte, umſchloß in ſeinen Mauern ein Kleinod. Um keinen Preis wollte er gehen, ohne von Thekla Abſchied genommen zu haben.

Er wünſchte ſie allein, unbeobachtet von irgend wem, zu ſprechen. Aber das war ſo leicht nicht zu erreichen. Bei dem offiziellen Abſchiedsbeſuche, den er der Familie Lüdekind abgeſtattet, waren Mutter und Geſchwiſter dabei geweſen. Auf der Straße ſie anzureden, war doch auch nur eine halbe Sache. So lag er denn auf dem Anſchlage, ihr Aus- und Eingehen bewachend.

Endlich war ihm das Glück günſtig. Thekla ging ohne Hut, eine Schürze vorgebunden, in den Garten. Er eilte ihr nicht ſofort nach, beobachtete ſie vielmehr noch eine kurze Weile von ſeinem Fenſter aus, ſah, wie ſie von Boskett zu Boskett und von Beet zu Beet ſchritt, hier eine Blume pflückend, dort einen Zweig brechend, dann begab auch er ſich in den Garten, langſam ſchlendernd, ſich anſtellend, als ergehe er ſich da ganz zufälligerweiſe.

Der Garten ſchmückte ſich eben mit den Erſtlingen des Frühlings. Schneeglöckchen, Narziſſen, Stiefmütterchen und Anemonen leuchteten aus den Quartieren. Einzelne Sträucher waren ſchon ganz mit Grün behangen, andere hielten noch zurück. Ein paar Fruchtbäume ſtanden im Schmuck ihrer unſchuldigen Blüten wie von Schnee überſchüttet. Das Pfirſichſpalier glich einem Vorhang von duftig roſafarbenem Stoff.

Durch das helle Grün des Strauchwerks ſah Gabriel eine blaue Schürze leuchten, und erkannte das blonde Haar der Geſuchten. Obgleich er das Schulweſen glück-

lich hinter ſich hatte, klopfte ſein ſiebzehnjähriges Herz doch wie das eines Schülers. Er ging mit zagenden Schritten über den Raſen auf Thekla zu, die eben an einem Beete kauerte und Schneeglöckchen in ihre offengehaltene Schürze pflückte. Sie wurde ſeiner erſt anſichtig, als er dicht vor ihr ſtand. Er lüftete den Hut.

Thekla erhob ſich. Von der Frühlingsſonne war ihr Geſicht ſchon roſig gefärbt, es rötete ſich noch ein wenig mehr, als ſie ihm jetzt ſo von Angeſicht zu Angeſicht gegenüberſtand.

„Ich wollte nur Abſchied nehmen, weil ich morgen reiſen muß“, begann er. Dann berichtete er in Haſt, wo es hingehe, was er vorhabe, welche Vorleſungen er hören wollte. Alles war übrigens bei ſeiner Staatsviſite ſchon durchgeſprochen worden; er ſprach auch nur, um ſie zu feſſeln. Denn er fürchtete, ſie könne ihm wieder entſchlüpfen.

Theklas anfängliche Befangenheit legte ſich ſchnell. Sie war ihm nicht mehr böſe, ſchon lange nicht mehr. Herzlich hatte ſie ſich darüber gefreut, daß er ſein Examen ſo gut beſtanden; ja ſie hatte ſchon hin und her überlegt, ob es ſchicklich ſei, ihn dazu zu beglückwünſchen. Wenn noch ein Reſt von Fremdheit zwiſchen ihnen geweſen wäre, ſolchem Frühlingsmorgen mußte er weichen. Sie wußte ja, daß er gehen wolle, vielleicht für lange Zeit. Es beſchlich ſie etwas wie eine bange Ahnung davon, daß man ſich ſo nicht wieder ſehen würde, daß dies den Abſchluß bedeute ihrer und ſeiner Kindheit. Da ſollte er wenigſtens nicht einen unangenehmen Eindruck von ihr mit fortnehmen.

„Wir werden uns alſo in nächſter Zeit nicht ſehen, Thekla“ ſagte er, ermutigt durch ihren freundlichen Blick. „Vielleicht lange nicht ſehen! Wirſt du . . .“ er zögerte, denn es war auf Frau von Lüdekinds Wunſch ſchon vor einiger Zeit ausgemacht worden, daß ſich die Kinder nicht

mehr duzen ſollten. „Wirſt du noch manchmal an mich denken?“

Sie ſah ihn ehrlich und ganz ohne Scheu an: „Ja, das werde ich gewiß thun!“

„Und ich werde immerwährend an dich denken, Thekla!“ rief er. Seine Stimme zitterte.

Sie gingen dem Hauſe zu. „Soll ich dir beim Blumenpflücken helfen?“ fragte er, mit den Blicken flehend, daß ſie dieſes Zuſammenſein verlängern möge.

„Ich danke dir, Gabriel. Ich habe genug Blumen. Es iſt für Vaters Bild. Die Mutter ſtellt jeden Tag einen friſchen Strauß davor.“

„Und, Thekla, willſt du nicht . . . .“ begann er und räuſperte ſich. „Willſt du mir nicht ein Andenken mitgeben an dich?“

Sie blieben beide ſtehen. Thekla ſenkte den Scheitel. „Ich habe nichts, Gabriel!“ ſagte ſie aufrichtig betrübt. Aber gleich darauf kam ihr ein Einfall. „Hier nimm ein paar Blumen!“ Damit begann ſie flink einzelne Blüten aus ihrer Schürze hervorzuſuchen, und wand ſie zuſammen. „Sie werden freilich welken, aber du kannſt ſie ja auch einpreſſen in ein Buch, wenn du durchaus ein Andenken haben willſt.“

Sie reichte ihm das einfache Sträußchen mit lächelndem Munde. Gabriel war ſo verwirrt durch ihre Güte, daß er nur mit bebender Hand die Gabe hinnehmen konnte. Ein heißes Begehren war plötzlich in ihm aufgeſtiegen, ſie, wie ſie ſo vor ihm ſtand, in die Arme zu nehmen und zu küſſen, wie er es in der Kinderzeit gethan. Aber er hielt an ſich. Auch er fühlte es deutlich, die Kindheit war für ſie beide unwiederbringlich dahin. Die vor ihm ſtand, war kein Kind mehr. Es war etwas an ihr, das ihm Scheu einflößte.

Ziemlich kleinlaut ſagte er nur: „Ich danke, Thekla! Ich werde deine Blumen preſſen. Lebewohl! Ich gehe jetzt.“ Damit lüftete er den Hut. Innerlich war er wütend auf ſich, daß ihm zum Abſchied nichts Eindrucksvolleres eingefallen war.

An der Hausecke blieb er noch einmal ſtehen und ſah ſich um. Da ſtand ſie auf dem Kieswege. Mit der einen Hand hielt ſie die blaue Schürze, mit der anderen deckte ſie die Augen gegen die blendende Sonne. Sie nickte ihm zu.

* * *

Theklas Einſegnung hatte ſtattgefunden. Gleichzeitig war das Ende ihrer Schulzeit herangekommen. Wenigſtens hatte das junge Mädchen das, was der vorſchriftsmäßige Lehrplan verlangte, nach Ausſage ihres Abgangszeugniſſes vollſtändig in ſich aufgenommen.

Aber die Vorſteherin hätte ſie gern noch länger behalten. Fräulein Zuckmann trug ſich nämlich mit der Abſicht, aus den begabteſten Schülerinnen der erſten Klaſſe eine Art Selekta zu bilden. Dieſe auserwählten Mädchen ſollten freiwillig noch ein oder auch zwei Jahre lang weiter zur Anſtalt kommen, und eine Reihe von Aufgaben und Stoffen durcharbeiten, die ſonſt nicht im Rahmen des gewöhnlichen Unterrichts behandelt wurden. Wer ſich dazu befähigt zeigen würde, — ſo war der Plan — ſollte ſpäter in den kleinen Klaſſen ſelbſt Unterricht erteilen dürfen.

Thekla war für dieſen Plan begeiſtert. Sie konnte ſich nicht an den Gedanken gewöhnen, die Schule, der ſie ſechs Jahre lang angehört hatte, plötzlich und für immer verlaſſen zu ſollen. Sie vermochte ſich das Leben einfach

nicht vorzuſtellen, ohne die Pflichten, die ſie ſo lieb gewonnen hatte.

Ihre Freundin Lilly lachte ſie aus. Jetzt wo man eine Dame war, wo endlich das ſchreckliche Backfiſchtum für immer überwunden war, noch einmal zur Schule gehen, und ſich mit dem dummen Zeuge herumſchlagen! — Das ſollte Thekla doch lieber ſolchen Mädels überlaſſen wie den Kalkmeyerſchen Zwillingen; die waren häßlich genug dazu. Aber für ſie beide hieß es doch nun, ans Ausgehen denken.

Thekla ſtieß mit ihrem Plane, Fräulein Zuckmanns Selekta zu beſuchen auch noch bei anderen auf Widerſtand. Frau von Lüdekind behauptete, davon ſei bei Lebzeiten ihres Gatten niemals geſprochen worden, und ſie könne die Verantwortung nicht auf ſich nehmen, etwas zuzulaſſen, was möglicherweiſe Eberhardt nicht gebilligt haben würde. Man müſſe deshalb des Vormunds Anſicht hören.

Finanzrat Sänger hatte manches Wort zu der Angelegenheit zu ſagen. Es wäre die Frage, meinte er, ob es überhaupt gut ſei, daß ein junges Mädchen mehr lerne, als durch die Schulbehörde vorgeſchrieben. Er beleuchtete den Gegenſtand von verſchiedenen Seiten, erwog die Gründe für und wieder, gab aber ſein Endurteil ſchließlich dahin ab: daß in unſerer Zeit die Mädchen eher zu viel als zu wenig lernten, allzu große Gelehrſamkeit die echte Weiblichkeit gefährde, und drittens — und für ihn das Ausſchlaggebende — daß man die Meinung des Verſtorbenen hierzu nicht erfahren könne. Darum ſei es angezeigt, ehe man etwas thue, was nicht in ſeinem Sinne ſein möchte, von dem ganzen Plane abzuſehen.

Thekla war ſehr betrübt über die Wendung, die ihre Sache nahm. Es lag ihr wirklich garnicht ſoviel daran, gelehrt zu werden, ihr kam es vor allem darauf an, Fräu-

lein Zuckmann, der ſie für ſo vieles dankbar zu ſein hatte, einen Gefallen zu erweiſen. Sie wußte, daß von ihrem Zutritt oder Wegbleiben das Zuſtandekommen der Selekta — zu der ſich nur wenige gemeldet hatten — abhängig gemacht war. Der Gedanke, ihrer Lehrerin eine Enttäuſchung zu bereiten, war ihr ſchrecklich. Und doch hatte ſie gar keinen Einfluß darauf; ihre Mutter und der Vormund entſchieden darüber.

In ihrer Bedrängnis wandte ſie ſich an Tante Wanda. Wenn hier jemand helfen konnte, ſo war ſie es.

Wanda Lüdekind hörte die Nichte ziemlich gelaſſen an, als Thekla aber berichtete, was der Vormund geſagt habe, verfärbte ſie ſich. Es war Wandas Eigentümlichkeit, leicht die Farben zu wechſeln. Hier war eine ihrer empfindlichſten Seiten berührt worden.

Tante Wanda fand nämlich, daß dem Manne in der Welt ſowieſo viel zuviel Gewalt eingeräumt ſei. Überall war die letzte Entſcheidung in die Hand der Männer gelegt. Und wie ſie meiſt ausfiel, ſah man ja an den tauſend Dummheiten und Ungerechtigkeiten, die jeden Augenblick geſchahen. Hier wieder ſolch ein Fall! Hatte einmal ein Mädchen einen vernünftigen Wunſch — auch eine Seltenheit — ſo war ſofort ein Mann da, ihr den zu unterſagen. Sie kochte. Sofort wollte ſie zu Theklas Mutter gehen, bei der ſie lange nicht geweſen, um ihr zu ſagen, daß Finanzrat Sänger ſich nicht in die Angelegenheiten Theklas zu miſchen habe, die ihr Patenkind ſei.

In ſo aufgebrachter Laune trat Fräulein von Lüdekind zur Abendſtunde bei ihrer Couſine ein. Die Witwe ahnte nichts Gutes; wenn Tante Wandas Wangen dieſe abgezirkelten roten Flecke zeigten, wobei ihr feines Näschen völlig weiß wurde, dann war Sturm im Anzuge. Außerdem paßte ihr der Beſuch in dieſem Augenblicke garnicht.

Finanzrat Sänger war bei Arthur oben und konnte jede Minute herabkommen. Die beiden, Wanda und Sänger, würden gewiß Streit beginnen. Auch war es der Witwe aus verſchiedenen Gründen nicht recht, wenn die Couſine von des Finanzrats häufigem Hierſein Kenntnis erhielt.

Wanda Lüdekind ging, wie es ihre Gewohnheit war, ohne Umſchweif auf ihr Thema los. Thekla, die ſich beſcheiden entfernen wollte, mußte bleiben, denn um Thekla handelte es ſich ja gerade.

Frau von Lüdekind hatte in dieſer Frage eine eigene Meinung nicht. Aber wie die meiſten unſelbſtändigen Naturen ſchwebte ſie in ſteter Angſt, jemand könne ſie zu etwas überreden. So auch hier. Vorher hatte ſie ſich noch garnicht ſchlüſſig gemacht, was nun eigentlich mit dem Mädchen werden ſolle. Als ſie nun aber ſah, daß Wanda Lüdekind für Theklas Idee eingenommen ſei, war ſie dagegen, nur um jener nicht den Triumph zu gönnen, ihren Willen durchgeſetzt zu haben.

„Du ſollteſt froh ſein, Erneſtine, daß deine Tochter etwas lernen will," ſagte Tante Wanda. „Überhaupt, daß ſie einen ſelbſtändigen Gedanken hat und ihn ſogar auszuſprechen wagt; das iſt ſchon etwas, bei einem Mädchen von heute!"

„Ich lege ihr ja auch gar nichts in den Weg!" erwiderte die Mutter. „Im Gegenteil! Ich habe mir das wohl überlegt und mit einem guten Bekannten auch ſchon darüber geſprochen. Es wird alles für ihre Ausbildung geſchehen, was bei jungen Damen unſeres Standes üblich iſt. Thekla wird Malſtunde erhalten, im Klavier ſoll ſie ſich weiterbilden . . . ."

„Hör auf!" rief Wanda. „Um Gotteswillen hör auf! Der ganze Jammer der höheren Töchtererziehung! Und damit ſoll das arme Kind da genudelt werden, auf daß ihre

famos geſunde Natur verkümmert, und ſolch ein ſchreckliches Weſen, ſolch ein abgerichteter Papagei aus ihr werde, wie die anderen dummen Dinger ſind. Dann adieu herrliche Natürlichkeit!“

Thekla die dabei ſaß, hörte mit Staunen zu. Alſo die Tante fand, daß ſie eine „famos geſunde Natur“ und „herrliche Natürlichkeit“ beſitze. Sie hatte bisher keine Ahnung davon gehabt, daß man ihr ſolche Eigenſchaften zutraue.

„Leute, die was von Erziehung verſtehen, ſind auch ganz meiner Meinung,“ ſagte die Witwe beleidigt. Der Ton, den die Couſine anſchlug, reizte ſie.

„Für mich kommt es darauf an, was Thekla ſelbſt will“, erwiderte Wanda. „So jung ſie iſt, bleibt ſie für ſich verantwortlich. Wir Frauen können gar nicht zeitig genug anfangen, uns in der Selbſtverantwortung zu üben. Hindert man Thekla an dieſem Entſchluſſe, ſo thut man ein großes Unrecht an ihr. Das iſt meine Anſicht in der Sache.“

Wieder hörte Thekla mit Staunen, welche Auslegung die Tante ihren Wünſchen gab. Wahrlich, an ſo große Dinge hatte ſie dabei gar nicht gedacht! Aber es erwärmte ſie doch und machte ſie ſtolz.

Übrigens trat das, was Frau von Lüdekind die ganze Zeit über befürchtet hatte, ein: Finanzrat Sänger kam nun wirklich.

Mit ſelbſtbewußtem ſogar ein wenig ſpöttiſchem Lächeln verneigte er ſich vor Wanda Lüdekind, als wolle er ſagen: ‚Sehen Sie, mein Fräulein, früher haben Sie in dieſem Hauſe die erſte Violine geſpielt, nun ſind andere daran. Die Zeiten ändern ſich eben!‘ —

Wanda gehörte zu den Menſchen, die ungemein ſtarke Antipathieen und Sympathieen haben. Sie liebte ihre

Freunde mit einer gewiſſen bewußten Blindheit; an den Leuten, die ſie nicht leiden mochte, aber gab es für ſie auch kein gutes Haar. Sänger war einer von den Menſchen, die ihr von Grund der Seele zuwider waren. Alles an ihm reizte ſie zum Widerſpruch. Seine Erſcheinung: dieſe Miſchung von philiſtröſer Beamtenwürde und erkünſtelter Jugendlichkeit. Die geckenhafte Kleidung. Die umſtändliche Art ſich auszudrücken. Die burſchikos gezierten Bewegungen, und über alledem ausgegoſſen das arrogante Selbſtbewußtſein eines Mannes, der ſich für elegant, liebenswürdig und geiſtreich hält. Wanda war den Männer im ganzen nicht hold; aber ſie mußte ſich doch eingeſtehen, daß ſie notwendig ſeien, ja ſie gab ſogar zu, daß einige von ihnen wirklich gut und tüchtig ſein konnten. Aber dieſer Menſch ſtellte gewiſſermaßen den Extrakt dar von allem, was ihr den Mann widerwärtig und verhaßt machte. Sänger war in ihren Augen geradezu eine unerlaubte Perſönlichkeit. Sie mußte alle ihre Erziehung zuſammennehmen, ihm nicht ihren Abſcheu ganz ungeſchminkt zu zeigen.

Gleichſam, um zu beweiſen, wie gefeſtigt ſeine Stellung hier ſei, zog der Finanzrat das Cigarrenetui aus der Bruſttaſche und fragte: „Sie geſtatten doch wohl, Frau Erneſtine?“ Die Witwe geſtattete, obgleich ſie gewünſcht hätte, daß er ſich in Gegenwart von Wanda Lüdekind nicht ſolche Freiheiten herausnehme.

Mit einem kleinen verlegenen Lachen ſagte ſie zu Wanda: „Der Herr Finanzrat kommt manchmal nach Arthur ſehen. Ich bin ihm ſehr dankbar dafür.“ Sie ſprach dann weiter über Arthurs Fleiß und wie er ſich neuerdings anſtrenge, um zu Michaelis ein möglichſt gutes Examen zu beſtehen.

„Wenn er ſo weiter macht, garantiere ich Ihnen mindeſtens eine 2a,“ meinte Sänger, ſich auf den Hacken

wiegend, während er die Hände in die Taſchen ſeines kurzen Röckchens vergrub.

„Wie ich Ihnen ſchon oft geſagt habe, Frau Erneſtine, Arthur iſt gar nicht auf den Kopf gefallen. Daß er bisher nicht viel geleiſtet, liegt einfach daran, daß ihm die rechte Direktion gefehlt hat. Ich fürchte, mein verſtorbener lieber Freund war etwas — wie ſoll ich ſagen, um keinen verletzenden Ausdruck zu wählen — er war etwas zu nachſichtig gegen den jungen Mann. Übrigens ein ſehr verzeihlicher Fehler! Als unbeteiligter dritter trifft man doch vielleicht eher das Richtige. Jedenfalls iſt der junge Menſch jetzt auf dem rechten Wege. Sie haben nichts zu befürchten um ſeinetwillen, Frau Erneſtine, wenigſtens ſo lange es mir geſtattet bleibt, ein wenig die Kontrolle über ihn auszuüben," damit klopfte er mit ſelbſtgefälliger Miene die Aſche in den nächſten Becher.

Frau von Lüdekind blickte beſorgt nach dem alten Fräulein.

„Wir werden ja ſehen, was der Erfolg ſein wird," ſagte Wanda Lüdekind nur.

„Wovon der Erfolg, gnädiges Fräulein?" fragte Sänger, und betonte dabei jede Silbe. Er ſpannte längſt auf den Augenblick, mit Tante Wanda anzubinden; ſein ganzer Vortrag war darauf berechnet geweſen.

Wanda Lüdekind wollte ſich nicht zu einem Streit verführen laſſen. Sie kannte ſich ſelbſt leidlich gut und wußte, daß ſie leicht hitzig wurde. Es lag ihr gar nichts daran, ſich heut mit Sänger zu ſtreiten. Um Theklas willen war ſie hier, Theklas Sache wollte ſie in Ordnung bringen.

Sie ſann noch nach, was ſie antworten ſolle, als die kleine Agnes in's Zimmer geſtürmt kam und direkt auf den Onkel Vormund zueilte, um ihn zu umarmen.

Agnes befand ſich in jenem Stadium der Entwickelung, das für Mädchen am ungünſtigſten iſt. Ihre Kindesſchönheit hatte ſie eingebüßt, und dafür war noch kein Erſatz da. Sie erſchien faſt geſchlechtslos mit ihrer flachen Bruſt und den knabenhaft eckigen Gliedmaßen. Verlegen ſein zu müſſen über ihre nackten Arme und den bloßen Hals, hatte ſie noch niemand gelehrt. Ohne es zu wiſſen, bot ſie in all ihren Widerſprüchen einen beinahe komiſchen Anblick.

Sänger hatte von jeher mit Agnes auf Neckfuß geſtanden. Mit der minder dreiſten Thekla war ihm das nie gelungen. Aber für die kleine Agnes war er der ſpaßhafte Onkel, mit dem man ſich jede Albernheit erlauben durfte. Sie ritt auf ſeinen Beinen, verſteckte ihm das Taſchentuch und kitzelte ihn. Er rächte ſich dadurch, daß er ihr Grimaſſen ſchnitt, ſie in die mageren Arme kniff, oder ſie einfach feſtnahm und abküßte. Auch heute gab es wieder ſolchen Kampf, der damit endete, daß der Finanzrat erhitzt in einem Lehnſtuhle ſaß, vor ſich zwiſchen den Knieen die lachende und kreiſchende Agnes, die er an den Knöcheln feſthielt, während ſie wehrlos gemacht, ihm auf die Platte puſtete, was er, wie ſie wußte, gar nicht vertragen konnte.

Frau von Lüdekind, die ſolche Schäkereien ſonſt als harmloſen Spaß duldete, war heute Tante Wandas wegen etwas ſtrenger. Sie befahl Agnes, gute Nacht zu ſagen und zu gehen. Es zeigte ſich jedoch, daß das Mädchen keine beſondere Eile hatte, dem mütterlichen Wunſche nachzukommen. Schon mußte mit Strafe gedroht werden, als Thekla eingriff.

„Ich gehe mit und bringe dich zu Bett, Nes!“ — ſo war des Kindes Koſename — damit nahm ſie die kleine Schweſter an der Hand, die ihr willig folgte.

Wanda war es recht, daß Thekla gegangen. Denn ſie war entſchloſſen, nunmehr die Zukunft ihrer Nichte mit

Mutter und Vormund durchzusprechen. Sie sagte es rund heraus, daß sie es für durchaus zweckmäßig halte, wenn Thekla noch ein paar Jahre in Verbindung mit der Schule bleibe, und daß es sie freuen würde, wenn Thekla etwas Tüchtiges erlerne, vielleicht gar das Examen als Lehrerin ablege.

„Das hat sie doch wirklich nicht nötig!“ rief Frau von Lüdekind entsetzt.

„Grade weil sie es nicht nötig hat, halte ich es für gut und nützlich für sie. Für uns Frauen der sogenannten besseren Kreise sind die Jahre nach der Konfirmation die gefährlichsten. Man verlernt das bißchen, was man als höhere Tochter gelernt, denkt an allerhand Tand und Unsinn. Dabei wird der Kopf leer und das Herz arm. Ich dachte, Thekla wäre für was Besseres bestimmt als für solchen übertünchten Müßiggang!“

Die Witwe wußte, daß sie gegen Wanda Lüdekind, deren geistige Überlegenheit sie mehr ahnte, als anerkannte, nicht aufkommen könne; hülflos sah sie sich nach dem Vormund ihrer Kinder um.

Finanzrat Sänger war der Unterhaltung der beiden Frauen mit ironischem Lächeln gefolgt. Hier, wo es sich um eine Frauenangelegenheit handelte, war er sich seiner Überlegenheit voll bewußt, denn alles was in dieses Fach schlug, betrachtete er als seine Spezialität.

Jetzt durch Frau von Lüdekind direkt um seine Ansicht angegangen, räusperte er sich zunächst, legte die Cigarre weg und erklärte: „Wenn einmal die Prinzipienfrage aufgeworfen wird, dann sehe ich mich genötigt, Folgendes zu sagen: es ist nicht der Lebenszweck der Frau, über das ihr von der Natur gesteckte Ziel hinauszustreben. Es würde zuweit führen und würde auch nicht einmal für Damenohren ganz passend sein, wollte ich auseinandersetzen, wes-

halb alles dafür ſpricht, daß die Frau von Natur nicht zur Selbſtändigkeit beſtimmt iſt.“

Jedes Wort, das er ſprach, reizte Tante Wanda, aber ſie dachte an Thekla und nahm ſich zuſammen. „Was hat denn das mit unſerem Fall zu thun?“ fragte ſie nur.

„In unſerem Falle hat das zu bedeuten: Ein junges Mädchen, das wie unſere Thekla das Glück genießt, in günſtigen wenn auch nicht glänzenden Verhältniſſen geboren zu ſein, welches ferner das Glück genießt, die Mutter zu beſitzen,“ — damit verbeugte er ſich nach der Witwe hin — „das mit einem Worte eine Heimat hat, wenn auch das Familienoberhaupt leider allzu früh abgerufen worden iſt, ein ſolches junges Mädchen würde unrecht thun, wollte es den geſicherten Port im Schoß der Familie, dieſen großen Vorteil, aufgeben. Denn es iſt und bleibt nun einmal wahr: das junge Mädchen gehört in die Familie.“

„Thekla würde auch garnicht der Familie entfremdet werden,“ ſagte Wanda, und wunderte ſich dabei über die Ruhe, die ſie zu heucheln verſtand.

„Doch!“ erklärte Sänger mit Gewicht. „Es iſt eine alte Erfahrung: Frauen, die ſich auf ein Gebiet begeben, das von Gottes- und Rechtswegen dem Manne gehört, ich meine alſo die ganze Klaſſe der emanzipierten Frauen, bekommen etwas Unweibliches. Der feinſte Duft edler Weiblichkeit wird von ihnen abgeſtreift. Solche Frauen paſſen dann nicht mehr für das Familienleben. Erfahrungsgemäß bekommen ſie auch äußerſt ſchwer einen Mann.“

„Ja iſt denn das aller Mädchenerziehung höchſtes Ziel, für den Mann abgerichtet zu werden?“ konnte ſich Wanda Lüdekind nicht enthalten auszurufen. Sofort aber bereute ſie ihre Bemerkung, als ſie Sängers höhniſche Miene ſah.

„Gewiß, Sie haben ja inſofern recht, gnädiges Fräulein, nicht jedes Mädchen bekommt einen Mann, und nicht

jeder Mann nimmt ſich eine Frau, wie man zum Beiſpiel an uns beiden ſieht. Aber immerhin werden Sie zugeben, daß die Ehe das Normale iſt und der ledige Stand die Ausnahme. Darum ſoll eine junge Dame ſo erzogen werden, daß kein Blauſtrumpf aus ihr wird, ſondern, daß ſie womöglich ihren Mann einmal glücklich macht."

„Und ſo niedrig ſchätzen ſie alſo den Mann ein, daß Sie annehmen, eine Gans wird ihn glücklicher machen als eine Frau, die etwas aus ſich gemacht hat!" rief das alte Fräulein und lachte wild auf.

„Darüber will ich mich nicht mit Ihnen ſtreiten, Fräulein von Lüdekind. Die Frage iſt mir nämlich zu heikel. Ich glaube, wir haben darin beide zu wenig Erfahrung. Aber hier" — damit wieder eine Verbeugung gegen die Witwe — „haben wir eine Mutter. Ihre Anſicht, gnädige Frau, iſt ſchließlich die ausſchlaggebende."

Frau von Lüdekind war dem Wortwechſel mit gemiſchten Gefühlen gefolgt. Für ſie gab es keine Prinzipien. Auch dachte ſie niemals weit über das Nächſtliegende hinaus. Jede Entſcheidung zerfiel für ſie in eine Unſumme von kleinen perſönlichen Einzelfragen, die ihr ſchließlich viel wichtiger waren als das Ganze.

In dieſem Augenblicke lag ihr daran, daß die beiden: Sänger und Wanda Lüdekind, ſich nicht verfeindeten, und vor allen Dingen, daß Wanda ſich nicht allzuſehr gekränkt fühle. Denn wenn ſie ſelbſt auch im Herzen auf Seiten Sängers ſtand, deſſen Anſicht ſie unbeſehen für die richtige hielt, ſo ſagte ſie ſich doch andererſeits, daß man es mit Tante Wanda nicht ganz verderben dürfe. Wer konnte Wanda denn verhindern, im friſchen Ärger eine Teſtamentsveränderung vorzunehmen? —

Sie verſuchte daher dem Geſpräche eine etwas harmloſere Färbung zu geben. Ihr Wunſch ſei nur der, ſagte

ſie, ihr Kind ſoviel wie möglich bei ſich zu haben. Deshalb würde ſie es am liebſten ſehen, wenn Thekla den Unterricht, den ſie noch brauche, wie Klavier, Singen, Tanzen, möglichſt im Hauſe genieße, oder wenigſtens unter ihrer direkten Aufſicht.

„Bravo, ſo ſpricht eine Mutter!“ rief Sänger. „Man muß nur an den Takt einer echten Frau appellieren, ſo bekommt man gewiß die richtige Antwort!“ Dabei warf er einen triumphierenden Seitenblick auf das alte Fräulein. Der Hieb hatte geſeſſen.

Wanda Lüdekind verfärbte ſich, weniger aus Ärger über die Malice als aus wirklichem Gram darüber, daß ſie Theklas Sache ſo gut wie verloren ſah. Sie wandte ſich an ihre Couſine. „Ich weiß ja, Erneſtine, daß mich das ſtreng genommen nichts angeht, du haſt die Erziehung deiner Kinder zu leiten, du ganz allein . . .“

„Entſchuldigen Sie, gnädiges Fräulein, daß ich unterbreche,“ ließ ſich hier Sänger vernehmen, „aber ich muß dieſen Irrtum richtig ſtellen. Auch ich habe ein Wort mitzuſprechen in ſolchen Fragen, obgleich natürlich nur im Einvernehmen mit der Mutter. Der Verſtorbene hat mir nun mal die Ehre angethan, mich zum Vormund ſeiner Kinder zu ernennen.“

Am liebſten hätte Wanda Lüdekind erwidert: ‚Ja, leider hat mein Vetter dieſe größte aller Dummheiten begangen!‘ Sie ſchluckte jedoch auch das herunter und immer wieder ſich nur an die Couſine wendend, als ob der Mann da Luft für ſie ſei, fragte ſie: „Ich will von dir eine Antwort, Erneſtine. Was haſt du vor mit Thekla? Willſt du ihr erlauben, ſich zu einem Menſchen zu entwickeln, oder ſoll ſie eine Puppe werden, wie die anderen? Du als Mutter haſt allein die Verantwortung. Ich würde dirs ſehr verdenken, wenn du dir dein Recht durch irgend wen verkümmern ließeſt.“

„Ach weißt du was, Wanda!“ gab die Witwe zur Antwort, der die Frageſtellung unbequem war. „Ich glaube, du übertreibſt etwas! Wir meinen es doch alleſamt gut mit Thekla. Ich denke mir, es iſt das Beſte, wenn es mit Thekla genau ſo gehalten wird, wie mit uns allen. Ich habe kein Examen gemacht und du auch nicht, und wir ſind doch ganz gut durch's Leben gekommen. Warum ſoll denn mit Thekla durchaus eine Ausnahme gemacht werden? Ich wünſche mir gar keine gelehrte Tochter. Das würde auch ſchließlich nicht im Sinne meines guten Eberhardt ſein. Und ich muß mich doch nach dem richten, was er gewollt hat!“

„Bravo, bravo!“ applaudierte Sänger. „Jetzt haben Sie das löſende Wort gefunden, Verehrte! Der Wille unſeres verewigten Freundes muß den Ausſchlag geben. Und hierin wenigſtens wird uns Fräulein von Lüdekind, deſſen bin ich ſicher, nicht widerſprechen.“

„Allerdings widerſpreche ich! Gerade dem widerſpreche ich!“ rief Wanda und blitzte ihn mit tiefleuchtenden Augen an. „Eberhardt würde auf meiner Seite ſtehen, wenn er unter uns wäre, und nicht auf der euren.“

„Das iſt billig zu behaupten, aber beweiſen können Sie das nicht!“

„Was wiſſen denn Sie von Eberhardt?“

„Vielleicht ebenſo viel, wenn nicht mehr als Sie, mein Fräulein! Ich darf mich rühmen, ſein Freund geweſen zu ſein. Und außerdem haben wir hier einen klaſſiſchen Zeugen: ſeine Witwe.“

„Ach!“ machte Wanda Lüdekind nur, mit einer abweiſenden Bewegung, als könne ſie nicht ausdrücken, was ſie auf dem Herzen habe.

„Ich muß allerdings ſagen,“ miſchte ſich hier Frau von Lüdekind ein, „ich glaube auch, Eberhardt würde dir

nicht beiſtimmen, Wanda. Obgleich wir ja leider niemals darüber geſprochen haben bei ſeinen Lebzeiten."

„Und du willſt behaupten, du hätteſt deinen Mann geliebt, wenn du nicht einmal weißt, wie er über dieſe wichtigſten Dinge gedacht hat!" rief Wanda Lüdekind außer ſich. „Haarklein will ich dir von jeder Sache ſagen, wie Eberhardt ſie gewollt. Ihr anderen habt eben keine Ahnung von ſeinem innerſten Weſen!"

„Das muß ich denn doch ſagen! In Gegenwart ſeiner Witwe wollen Sie das aufrecht erhalten?"

„Ich weiß, was mir der Verſtorbene geweſen iſt," erwiderte Wanda ſtolz. „Und wenn ich hier über ſeine Denkweiſe belehrt werden ſoll, ſo lache ich. Er hatte ſeine ſchwachen Seiten; ich kannte ſie beſſer als irgend wer. Aber Engigkeit war niemals ſeine Schwäche."

„Ich kann mir nicht helfen, das nenne ich Pietätloſigkeit!" rief Sänger.

„Nein, Pietätloſigkeit iſt es nicht, ſondern ganz etwas anderes," erwiderte das alte Fräulein, bitter lachend, und erhob ſich. „Ganz etwas anderes. — Jeden Morgen Blumen vor Eberhardts Bild ſtellen, iſt keine Kunſt. In ſeinem Geiſte und Sinne leben, das wäre ſchon eher etwas. Aber vieles, was hier vorgeht, iſt gewiß nicht nach ſeinem Herzen."

„Du wirſt doch ſo nicht gehen!" rief Frau von Lüdekind, die ſchon wieder die Sorge plagte, Wanda könne dauernd gekränkt ſein.

Aber das alte Mädchen war bereits auf dem Wege.

IV.

Es war eine herbe Enttäuſchung für Thekla, als ſie durch ihre Mutter erfuhr, daß ihr Wunſch verworfen ſei. Natürlich gab es gegen dieſe Entſcheidung keine Auflehnung. Sie hatte ſich darein zu ſchicken, was die Mutter mit dem Vormund für gut befand, aber es bemächtigte ſich ihrer doch etwas wie Verſtimmung gegen die Erwachſenen. Sie fühlte heraus, daß man ihr nicht gerecht geworden ſei. Und jedes Kind empfindet Ungerechtigkeit beſonders bitter. Zum erſten Male kam ihr zum vollen Bewußtſein, daß ſie verwaiſt ſei. Welch unerſetzlichen Verluſt hatte ſie durch den Tod ihres guten Vaters erlitten! —

Als Frau von Lüdekind ſah, daß ſich Thekla die abſchlägige Entſcheidung tiefer zu Herzen nahm, als erwartet, wurde ihr Mitleid rege. Sie war gutmütig, und vermochte in ihrer Umgebung ein vergrämtes Geſicht nicht zu ertragen. Sie betrieb es, daß Thekla nun wenigſtens Unterricht im Malen und in der Muſik erhielt, wie ihr in Ausſicht geſtellt worden war. Später ſollte dann auch noch das Tanzen dazu kommen, das jetzt, wo das Trauerjahr noch lief, für nicht paſſend befunden wurde.

Es wurde der Witwe nicht leicht, ſich in der Lehrerfrage zu entſcheiden. Der Rat des Vormundes ward angerufen, und Sänger, der ſich auf ſein Kunſtverſtändnis gern etwas zu gute that, erklärte ſich bereit, auch die Regelung dieſer Angelegenheit in die Hand zu nehmen. Er brauchte lange Zeit zur Prüfung der Bewerber. Endlich kam er mit einem ältlichen Fräulein für Klavier, und mit einem Greiſe, der den Titel Profeſſor führte, für Zeichen- und Malunterricht an. Er behauptete von ihnen, ſie ſeien „Kapazitäten“. Beide hatten das gemeinſam, daß ihre

Art zu unterrichten äußerſt umſtändlich und altmodiſch war, und daß ſie bei ihren Schülern Intereſſe, Eigenart und Luſt zur Sache ſehr bald durch die eigene hoffnungsloſe Temperamentloſigkeit völlig lahm legten.

Thekla gab ſich redliche Mühe. Aber ſie merkte mit der Zeit, daß ſie nicht vorwärts komme. Die Fingerfertigkeit, die man ihr beibrachte, für etwas Echtes zu nehmen, war ſie zu ehrlich. Daß die Lehrer, welche man ihr gegeben, Stümper ſeien, die jedes Talent verderben mußten, ahnte ſie nicht.

Sie hatte viel freie Zeit übrig, mit der ſie nicht immer wußte, was anfangen. Das Spielen im Garten gab es nun auch nicht mehr. Die einzige Unterhaltung, die ſie hatte, waren die Ausfahrten, welche ſie in Geſellſchaft ihrer Mutter und des Vormunds unternahm. Freilich da war auch nicht viel Zerſtreuung dabei, in einem Mietwagen ſtundenlang auf ſtaubiger Landſtraße einhergezogen zu werden. Sie hätte viel lieber ihre jungen Gliedmaßen gerührt, wäre am liebſten jedem Schmetterling nachgeſprungen; jede bunte Blume, wenn ſie auch im dichten Getreidefelde oder auf ſumpfiger Wieſe ſtand, bedeutete eine Verſuchung für ſie. Warum konnte man nicht zu Fuß gehen? Auf die Berge, durch den Wald! Oder nach dem See, wo Kähne lagen, auf denen ſie andere junge Menſchen rudern ſah.

Aber Finanzrat Sänger hielt dergleichen für unpaſſend, er eiferte gegen Tennis und Radeln, Dinge, die man in ſeiner Jugend nicht gekannt hatte. Dagegen war das Ausfahren im Mietwagen nach ſeinem Geſchmacke. Das ſchien ein ſicheres, ſolides und bequemes Fortkommen. Wenn es regnete, konnte man den Wagen ganz ſchließen laſſen, und gegen die Sonne ſchützte das Halbverdeck. Wenn Bedürfnis dazu vorlag, wurde angehalten und ein

wenig ausgeſtiegen. Dann bot er der Witwe höflich den Arm und ſchritt, den Überzieher auf dem Arme, mit behutſam kleinen Schritten voran; weil er ſich einbildete ein kleiner Fuß ſei noch modern, trug er knappes Schuhwerk. Hinter ihnen ging Thekla. Das Vorauseilen, oder gar das Springen über Gräben und das Streifen auf Nebenwegen war ihr ſtreng unterſagt.

Kehrte man ein, ſo geſchah es wohl, daß ſie für eine Familie angeſehen wurden: Vater, Mutter und Kind; worüber die Witwe ſtets errötete, Thekla ſich im ſtillen ärgerte, während Sänger den Irrtum ganz gern zu ſehen ſchien.

Thekla hegte gewiß allen Reſpekt vor ihrem Vormund, aber ſie fand ihn manchmal recht herzlich langweilig. Sie begriff ihre Mutter nicht, die ſich am Schluſſe einer ſolchen Ausfahrt ſtets aufs lebhafteſte bei ihm bedankte und auch von Thekla verlangte, daß ſie ihm Dank abſtatte für das „Opfer" das er ihnen gebracht. Sänger pflegte ſolchen Dank freundlichſt anzunehmen, und meinte: es ſei ſeine Pflicht und eine „ſehr angenehme Pflicht", die Damen zu „zerſtreuen".

So ging der Sommer hin. In ein Bad reiſte man nicht, obgleich Doktor Beermann davon geſprochen hatte. Die Witwe erklärte, ſie vermöge ſich jetzt noch nicht vom Grabe ihres Gatten zu trennen.

Thekla ſchien es, als ſei die Zeit noch nie ſo geſchlichen, wie jetzt, wo ſie ſoviel Zeit für ſich hatte. Sie fühlte das Bedürfnis nach Thätigkeit. Gelegentlich ging ſie in die Küche und half dort. Aber die Köchin, in der Angſt, das gnädige Fräulein könne ihr ein Gericht verderben, überließ ihr nur ganz leichte Sachen. Im übrigen duldete ſie als echter Küchendrache ſolchen Beſuch nur, wenn er ihr paßte, und verſtand es, ſelbſt die Tochter des Hauſes hinaus zu komplimentieren. Mit Jungfer und Stubenmädchen ließ ſich

Thekla nicht ein; die beiden nutzten jede Intimität sofort aus und wurden aufdringlich. Anders schien darüber Arthur zu denken. Er unterhielt sich in Abwesenheit der Mutter gern mit der Jungfer, einem niedlichen kokett gekleideten Dinge; und wie man aus dem Geflüster und Gekicher schließen konnte, wurde dabei allerhand Kurzweil getrieben. Thekla schämte sich für ihren Bruder, daß er sich mit einer gewöhnlichen Zofe in Vertraulichkeiten einließ.

Am meisten noch hatte Thekla von dem Verkehr mit der alten Hanka. Die saß den ganzen Tag in der Plättstube, eine Näharbeit, die niemals fertig wurde, im Schoße; denn Hanka brachte mit ihren schwachen Augen und den zitterigen Händen nichts mehr zu stande. Die anderen Dienstboten nannten sie die „wendische Eule". Und in der That, mit ihrer Brille, der scharf gebogenen Nase, und der aufgeplusterten Haube sah die Greisin diesem drollig würdevollen Vogel nicht ganz unähnlich.

Thekla saß gern bei ihr. Sie liebte die altmodischen Geschichten der Wendin. Alle Personen, die in Hankas Leben eine Rolle gespielt, waren ihr vertraut. Menschen, die sie mit Augen niemals gesehen hatte, die aber durch die drastische Schilderung der Alten völlig lebendig vor der Phantasie des Kindes standen.

Hankas Lebenslauf glich einem reichlich mit Schrecknissen und Abenteuern gespickten Romane. Ihr Mann war ein Thunichtgut gewesen und hatte sie mit einem ganzen Haufen kleiner Kinder sitzen lassen, um selbst mit einer Gauklergesellschaft auf und davon zu gehen. Auch auf einige von ihren Kindern war dieser Trieb zu unstätem Lebenswandel übergegangen. Der eine Sohn hatte es sogar bis zu fünf Jahren Gefängnis gebracht. Eine Tochter — und die war der Stolz der Mutter — war Garderobiere an einem Theater. All die Abenteuer ihres

Gatten und ihrer Kinder, sowie die eigenen Erlebnisse, die Schicksale all der Menschen, welche sie als kleine Kinder auf den Armen getragen, das zusammen bildete eine große Geschichte mit unzähligen Kapiteln, Haupt- und Nebenpersonen.

In diesem Labyrinth fand sich eigentlich nur noch Thekla zurecht. Sie hatte dieses abenteuerliche Durcheinander, das die Alte ohne jede Spur von Sentimentalität mit grausamer Nüchternheit vortrug, hingenommen, so wie Kinder eben alle Eindrücke in sich aufnehmen: die biblische Geschichte, wie die Mythologie, und die germanische Märchenwelt, kritiklos, als vollendete Thatsachen.

Jetzt, wo die Greisin allmählich die Personen und Ereignisse ihres eigenen Lebens zu verwechseln und durcheinanderzuwerfen anfing, kam ihr Thekla zu Hülfe. „Nein, Hanka, es war der Karl, der damals nach Amerika mußte, nicht der Traugott." Oder in einem anderen Falle: „Damals hast du aber erzählt, daß der kleine Egon sich die Nadel in den Fuß getreten hat, nicht die kleine Vally." So korrigierte sie das schwindende Gedächtnis der Alten aus dem, was sie selbst erst von ihr empfangen hatte. Der Schluß war dann immer, daß die Greisin mit zitterndem Haupte sagte: „Alte Leute sind zu nichts nich gutt meine Thekla! Hanka wird gnädige Herrschaft auch bald verlassen."

Am häufigsten sah Thekla noch Ella Bartusch von ihren Freundinnen. Ella hatte gleich Thekla zu Ostern die Schule verlassen. Doch damit sollte ihre Ausbildung nicht zu Ende sein. Ihr Vater verlangte, sie müsse mindestens das Lehrerinnenexamen bestehen. Die Mutter war dagegen, denn sie fand es unter ihrer Würde, eine Tochter zu haben, die ein Brotstudium betrieb. Auch Ella selbst, der das

Lernen von jeher ſchwer gefallen, war nicht begeiſtert für den Plan. Aber viel zu verſchüchtert und dem Vater gegenüber an murrloſes Gehorchen gewöhnt, wagte ſie es nicht, ſich ſolchem Beſchluſſe zu widerſetzen.

Im geheimen manche Thräne vergießend, beſuchte Ella ein Seminar, in welchem junge Mädchen für den Erzieherinnenberuf ausgebildet wurden.

Ein launiſches Geſchick wollte es alſo, daß Ella, welche keine Neigung zur Weiterbildung in ſich ſpürte, durch den väterlichen Willen gerade zu dem gezwungen wurde, was Thekla ſich wünſchte und was ihr unterſagt worden war. Beide Mädchen ſeufzten, daß ihnen die verkehrten Loſe zugefallen ſeien, aber ihr Mißgeſchick wurde zum Anlaß, ſich näher zu kommen. Thekla ließ ſich die Aufgaben zeigen, die Ella mit heim brachte und verſuchte ſich an ihrer Löſung. Auch all die Bücher, welche die Freundin jetzt zu ſtudieren hatte, las ſie mit durch. Und oftmals konnte ſie der armen Ella helfen bei ihrer Arbeit.

Noch inniger aber verband die beiden jungen Mädchen das Intereſſe an den beiderſeitigen Brüdern. Ella teilte Theklas Sorgen, daß Arthur abermals durchfallen könne. Thekla wiederum ließ ſich von Ella ganz gern die Briefe vorleſen, die Gabriel nach Haus ſchrieb. Er pflegte ſein Schreiben an die Schweſter und nicht an die Eltern zu richten. Manches darin mochte darauf berechnet ſein, zu Theklas Ohren zu gelangen. Er hatte den Entſchluß gefaßt, während der Sommerferien nicht nach Haus zurückzukehren, ſondern ſeine Freiheit zu benützen, um zu Fuß eine Studienreiſe durch Süddeutſchland zu unternehmen. Manche Aufnahme von Baudenkmälern, in der Eile hingeworfen, legte er ſeinen Briefen bei. Der Vater durfte dergleichen nicht ſehen, denn er würde nur von neuem über Gabriels „unausrottbaren Dilettantismus"

gewettert haben. Thekla aber, der Ella dieſe Zeichnungen gern überließ, ſammelte die Blätter mit Sorgfalt.

Auch Arthur lebte in einer ganz neuen Welt. Er ſprach kaum noch von etwas anderem als von militäriſchen Dingen. Zum Herbſt wollte er eintreten, um ſein Jahr abzudienen. Die große Frage war nun: welches Regiment? Es hätte nahe für ihn gelegen, bei dem alten Regimente ſeines Vaters einzutreten. Aber er hatte ſich's nun mal in den Kopf geſetzt, Kavalleriſt zu werden. Er unterhielt ſich auch oft mit den Mädchen darüber. Thekla riet zu den Küraſſieren, weil ſie fand, Arthur habe die paſſende Figur dazu. Ella hingegen wünſchte, er möchte bei den Ulanen eintreten, ſie meinte die Tſchapka müſſe ihm ausgezeichnet zu Geſicht ſtehen. Ja, einmal war er ihr im Traume als ſchneidiger Ulanenoffizier erſchienen. Doch erfuhr das einzig Thekla unter dem Siegel tiefſter Verſchwiegenheit.

Auch mit Lilly Ziegriſt hatten die Beziehungen nicht aufgehört. Bei Lilly war die Mauſerung vom Backfiſch zur Weltdame äußerſt ſchnell vor ſich gegangen. Ihre Lieblingsthemata waren: Kleidermoden, über die ſie ſich durch ein franzöſiſches Damenjournal unterrichtete, Hofklatſch, in den ſie durch ihren Vater, den Hofmarſchall eingeweiht wurde, und gelegentlich auch ein kleiner Skandal, den ſie mit früherſchloſſenen Sinnen überall aufzufangen wußte. Mit der Wahrheit hatte Lilly nie auf beſonders vertrautem Fuße geſtanden, ſie log nicht gerade grob, die Klugheit ſagte ihr, daß man damit meiſt hereinfällt, aber ſie ſchmückte aus. Debutieren ſollte ſie in der großen Welt zwar erſt im Winter, aber ihre Eltern nahmen ſie zur Vorbereitung auf dieſen wichtigen Schritt ſchon jetzt in kleinere Geſellſchaften mit, angeblich um das gute Kind an Menſchen zu gewöhnen, damit ſie ihre Schüchternheit überwinden lerne.

Im Hochſommer gingen Herr und Frau von Ziegriſt mit ihrer alten Herzogin nach einer ländlichen Reſidenz. Dort gab es für die Tochter natürlich keinen Platz. Daher erſchien Frau von Lüdekinds Vorſchlag äußerſt annehmbar, daß Lilly während der Abweſenheit der Eltern bei ihnen leben ſolle.

Thekla freute ſich herzlich.

Lilly zeigte ſich als der angenehmſte Gaſt. Sie konnte liebenswürdig ſein, wenn ſie wollte; und hier hielt ſie das für angebracht. Denn ſo jung ſie war, wußte ſie doch ſchon, daß man ſich ſelbſt am beſten unterhält, wenn man die Menſchen, mit denen man zuſammen iſt, zu unterhalten verſteht. Und ſich zu unterhalten war Lillys Lebenszweck. Es gelang ihr wirklich, einiges Leben in das Lüdekindſche Haus zu bringen.

Man war dort gerade an dem Zeitpunkt angelangt, wo eine ſtreng innegehaltene Trauerzeit anfängt, ihre Längen fühlbar zu machen. Ein Jahr beinahe war der Major nun tot. Die Witwe ging noch täglich an ſein Grab, und ſie und Thekla trugen der Auguſtſonne zum Trotze immer noch tiefes Schwarz. Man ſah keine Gäſte und nahm keine Einladung an. Aber doch eilten die Gedanken ſchon mit einer gewiſſen Ungeduld jenem Zeitpunkte entgegen, wo das Trauerjahr und ſein natürlicher Zwang ihr Ende erreicht haben würden.

Die Witwe ſah es daher nicht ungern, daß durch Lillys Beſuch gewiſſermaßen die künſtliche Mauer durchbrochen wurde, mit der man ſich umgeben hatte. Die Ausfahrten mit dem Vormund nahmen einen etwas weniger feierlichen Charakter an. Lilly ſetzte es durch, daß zum Rudern und Tennisſpielen Erlaubnis erteilt wurde. Sie wußte zu erreichen, was ſie wollte. Selbſt Finanzrat Sänger konnte ihr auf die Dauer nicht widerſtehen. Am

ſchlimmſten aber war es mit Arthur. So kurz vor dem Examen einen Gaſt wie Lilly im Hauſe! Der arme Junge verwickelte ſich völlig in die Schlingen, die ihre loſen Augen um ihn legten. Und was er bis dahin noch nicht an Wiſſen in ſich aufgenommen hatte, das erlernte er in dieſen ſchwülen Hochſommertagen ſicher nicht.

Lilly ſchlief in Theklas Zimmer. Die Mädchen hatten ſich's ſo gewünſcht. Und Frau von Lüdekind, die ein Fremdenzimmer für den Gaſt bereit gehalten hatte, fügte ſich dieſem Wunſche. Aus ihrer eigenen Jugendzeit wußte ſie, daß eine Mädchenfreundſchaft erſt dann beſiegelt iſt, wenn man zuſammen ſchläft.

Bis in die ſinkende Nacht hinein wurde geſchwätzt. Lilly wußte ſo unterhaltend zu plaudern. Sie war von erſtaunlicher Offenheit, ſprach von Dingen, an die Thekla kaum zu denken ſich getraute, mit einer Gemütsruhe, die das Gewagteſte ſelbſtverſtändlich erſcheinen ließ. Manchmal entrüſtete ſich Thekla und ſchalt die Freundin, aber Lilly wollte von „Moralpauken" nichts wiſſen. „So wie ich bin, bin ich nun mal!" war ihre einzige Entſchuldigung.

Beim Ankleiden ging es mit großer Unbefangenheit zu. Staunend ſah Thekla, was Lilly alles mit ſich vornahm. Von Natur hatte ſie dünnes Haar, dem ſie aber durch entſprechende Behandlung den Anſchein von Fülle zu geben wußte. Überhaupt war Lilly mit natürlichen Reizen nicht verſchwenderiſch ausgeſtattet. „Hübſch bin ich nicht, das weiß ich, aber ich möchte pikant ſein, denn das iſt viel mehr!" erklärte ſie. „Gott, wenn ich deine Figur hätte, Thekla, was wollte ich anſtellen! Donnerwetter, die Männer ſollten ſtehen bleiben, mit offenem Munde!" —

Sie machte ſich daran, Thekla anzuziehen, denn davon habe dieſe keine Ahnung. Eigenhändig behandelte ſie das Haar der Freundin und baute ihr eine Friſur auf. Dann

wurde eine alte Balltaille hervorgeholt, die man im Kleiderſchranke von Theklas Mutter entdeckt hatte, Lilly garnierte ſie mit Geſchick. Thekla mußte ſich's gefallen laſſen, daß ſie gepudert und parfümiert wurde — „wie man's macht, ehe man in Geſellſchaft geht". Lilly war in höchſter Extaſe über ihr Machwerk, und erklärte mit leuchtenden Augen, Thekla ſähe zum Auffreſſen aus.

Dann verſchwand ſie auf einige Zeit, um auf einmal als Gigerl verkleidet wieder aufzutreten. Sie hatte dem zufällig abweſenden Arthur einen vollſtändigen Anzug mit allem, was dazu gehört, entwendet. Nun nahm ſie eine tiefe Stimme an und ſpielte den jungen Mann mit ausgeſprochener Kennerſchaft. Ihre Liebeserklärung und ihre Küſſe waren ſo feurig, daß Thekla geradezu erſchrak und ſich in plötzlich erwachtem Schamgefühl vor Lilly in das Nebenzimmer flüchtete, das ſie verſchloß. Als man ſich ſpäter in natürlicher Tracht wiederſah, meinte Lilly, Thekla ſein ein „Lamm", und verſtehe keinen Spaß.

Am Abend ehe Lilly das Lüdekindſche Haus verlaſſen ſollte, ſaß ſie zur Abſchiedsfeier bei Thekla auf dem Bette. Man hatte eben darüber geſprochen, wie nett die Zeit geweſen und wie ſchnell ſie verfloſſen, als Lilly plötzlich vollkommen unvermittelt fragte: „Sage mal, Thekla, hat eigentlich Finanzrat Sänger deiner Mutter den Hof ſchon gemacht, als dein Vater noch lebte?"

Thekla ſah die Sprecherin mehr verſtändnislos als erſchreckt an.

„Jedenfalls beſorgt er es jetzt gründlich. Du wäreſt imſtande, das gar nicht zu merken, Schäfchen! Haſt du die verliebten Augen nicht geſehen, mit denen er deine Mutter immer anſieht."

Thekla ſetzte ſich kerzengrade im Bette auf. „Du biſt ſchlecht, Lilly!"

„Ich ſage das ja nur, um dich vorzubereiten. Früher oder ſpäter wird's doch ſo, paß mal auf! Du kriegſt einen Stiefvater, weißt du, wie Lola Britzwalk einen hat. Da verlobte ſich die Mutter auch ein Jahr nach dem Tode des erſten Mannes. Kannſt du dich beſinnen? Lola bekam ein neues Kleid zur Hochzeit."

„O, Lilly, du biſt ſchlecht!" wiederholte Thekla. Ihr wurde auf einmal ſo furchtbar bang zu Mute.

Lilly fuhr unbeirrt fort: „Du müßteſt meiner Anſicht nach Stellung nehmen zu der Sache. Wenigſtens würde ich das thun, wenn ich an deiner Stelle wäre. Dieſer Herr Sänger bildet ſich zwar ſehr viel ein auf ſeine Erſcheinung, trägt enge Schuhe und färbt ſich das Haar, — aber ich denke ihn mir gar nicht nett als Vater. Außerdem iſt er nur bürgerlich, und deine Mutter würde ihren Hofrang verlieren. Du mußt ihn tüchtig ärgern, Thekla. — Kind, was weinſt du denn?"

„Du haſt deinen Vater nicht verloren, Lilly!" ſchluchzte Thekla.

„Ach werde nur nicht traurig! Das nützt alles nichts. Deine Mutter hat ſich ja auch ſchon getröſtet. Du kriegſt dann ein neues Kleid zur Hochzeit, wie Lola Britzwalk. Und in gewiſſer Beziehung denke ich es mir ganz intereſſant, einen Stiefvater zu haben."

„O nein, nein!" jammerte Thekla und verbarg ihr Haupt in den Kiſſen.

* * *

Es kam eine wunderliche Zeit für Thekla Lüdekind. Sie fing eigentlich jetzt erſt an, zu begreifen, daß ſie nicht

mehr Schulmädchen ſei. Ihre Freundin Lilly hatte wenigſtens einen Lebenszweck, die wollte „pikant ſein“. Aber Thekla verſpürte dazu weder Luſt noch Begabung in ſich. Und niemand war da, der ihr irgend ein Ziel hätte vorſtecken können, nach dem zu ſtreben der Mühe wert geweſen wäre.

Etwas wie matte Läſſigkeit kam über das Mädchen. In der Schule war ſie den Mitſchülerinnen als ein Muſter hingeſtellt worden von Fleiß, und jetzt konnte ſie ganze Stunden vertrödeln mit Nichtigkeiten. Sie ſchlief lange in den Morgen hinein. Es gab ja nichts für ſie, um deswillen es ſich verlohnt hätte aufzuſtehen. Wie war ſie früher aus dem Bette gehüpft, freudig und geſpannt dem kommenden Tage entgegen. Da hatten tauſend kleine Intereſſen und Aufregungen gewinkt. Jetzt gab es von alledem nichts mehr. Gähnend ſetzte ſie ſich nach dem Frühſtück an's Klavier und ſpielte zum hundert und ſoundſovielſten Male ihre Fingerübungen durch, oder ſie ſtickte an dem Rückenkiſſen, das Mama zu Weihnachten als Überraſchung bekommen ſollte; das Muſter war bereits im Laden vorgezeichnet. Schließlich las ſie auch ein wenig. Aber die Bücher waren meiſt langweilig. Der Vormund hatte ſie ausgeſucht.

Frau von Lüdekind war überzeugt, eine gute Mutter zu ſein, und glaubte der Tochter gegenüber ihre Pflichten in jeder Beziehung zu erfüllen. Sie ſorgte dafür, daß die Kinder gut genährt wurden, ſich reinlich hielten, und jederzeit paſſend angezogen ſeien. Und auch für Geiſt und Gemüt wurde etwas gethan. Thekla hatte eine, allgemein als gut renommierte, höhere Töchterſchule beſucht, war konfirmiert worden, bekam Unterricht im Malen und Klavier. Jetzt ſollte dazu auch noch Tanzſtunde kommen; was wollte man mehr! Frau Erneſtine hatte es in dieſem Alter genau ſo gehabt. Alle Töchter aus den beſſeren

Familien bekamen in dieſem Alter Unterricht im Malen, Klavier und Tanzen. Es war das Korrekte ſo, und außerdem ſchien es auch die paſſendſte Ausfüllung der Zeit in jenem ſchwierigen Alter, wo die Mädchen nicht mehr Kinder ſind, und doch auch nicht Damen vorſtellen können. Auf dieſe Art und Weiſe waren ſie doch wenigſtens auf einige Stunden des Tages untergebracht.

Arthur war nun auch fort. Er hatte zu Michaelis ſein Examen gemacht, zwar auch jetzt noch nicht mit Glanz, aber für ihn war die Hauptſache erreicht: das Pennälertum hatte nun ſein langerſehntes Ende gefunden. Dann war er eingetreten als Freiwilliger. Er hatte ſich ſchließlich doch für die Ulanen entſchieden. Ellas Traum war alſo in Erfüllung gegangen.

Schlimm war es für Thekla, daß ſich auch Tante Wanda nicht mehr recht um ſie kümmern wollte. Das alte Fräulein hielt ſich überhaupt den Verwandten fern ſeit der letzten ſtürmiſchen Auseinanderſetzung. Thekla empfand eine gewiſſe Scheu vor der Tante. Sie hatte es früher gar nicht ſo bemerkt, daß das alte Fräulein auch unfreundlich ſein konnte. Sie, Thekla war doch nicht die Schuldige, wenn aus ihrem Plane nichts geworden war! Aber die Tante meinte höhniſch: „Du haſt keinen Unternehmungsgeiſt mein Kind. Wenn man etwas wirklich will, ſetzt man es auch durch. Aber du verfällſt bereits der Lüdekindſchen Bequemlichkeit. Geh mir! In dir habe ich mich getäuſcht.“

Wirklich, Tante Wanda war ſchwer zu verſtehen. Sie war doch ſelbſt eine Lüdekind! Und welche Verehrung hatte ſie für den Verſtorbenen gehabt! Sicherlich, ſie war ungerecht! Ob die Mutter nicht doch recht hatte, wenn ſie ſagte: „Wanda iſt eine alte verbitterte Jungfer!“ —

Es kam ſo weit, daß Thekla anfing, Tante Wanda

zu meiden. Nur hin und wieder mußte ſie ihr eine Anſtandsviſite machen; darauf hielt Frau von Lüdekind. Die Witwe wollte nicht alle Verbindung mit der Couſine verlieren; wer weiß wozu Wanda noch einmal gut ſein konnte! —

So pilgerte Thekla denn als gehorſames Kind gelegentlich nach dem Häuschen, in welchem das alte Fräulein völlig für ſich wohnte. Doch war es nicht mehr das alte vertrauliche Verhältnis zwiſchen den beiden Fräuleins von Lüdekind, der Sechzigjährigen und der Sechzehnjährigen. Die Herzen waren weit von einander entfernt.

Am luſtigſten ging es noch in der Tanzſtunde zu. Die Lehrerin, eine ehemalige Ballettänzerin, jetzt eine würdevolle Dame, verſtand es, den Ehrgeiz ihrer Schülerinnen anzuſtacheln. „Nicht jede Dame kann ſchön ſein," das war einer ihrer Leitſätze, „aber jede Dame kann graziös werden, wenn ſie will und wenn ſie in die richtige Behandlung kommt." Übrigens ſchien ſie für ihre Behauptung ſelbſt das beredteſte Beiſpiel. Ihrer auseinandergegangenen Figur zum Trotze wußte ſie auf zierlichen Füßchen behende und leicht jeden Pas zu tanzen. „Sehen Sie, ſo, meine Damen, mit Gefühl! Das Herz muß in den Füßen ſitzen, wenn Sie tanzen. So! . ." Und ſie hob ihre Röcke leicht mit den Fingerſpitzen auf, daß man den koketten Halbſchuh ſah. „Sehen Sie, ſo! Und wenn Sie dazu mit den Augen noch die nötige Begleitung geben, dann garantiere ich Ihnen, daß kein Männerherz widerſtehen kann."

Ihr Gatte, ebenfalls Tänzer von Beruf, ein Mann mit volltönendem italieniſchen Namen, leitete die Herrenklaſſe. Beiden Parteien wurde in Ausſicht geſtellt, daß man ſie bei guten Leiſtungen ſchließlich zu einander führen wolle. Thekla war Kind genug, dieſem Ereignis voll Aufregung, ja mit Bangen entgegenzuſehen. Sie gab ſich die größte Mühe, den Grad von Grazie zu erreichen, den

die Lehrerin für notwendig erachtete, um gewürdigt zu werden, mit Schülern Sandrinis, des Profeſſors der Tanzkunſt, zu tanzen. Wußte Thekla doch auch von ihrem Bruder Arthur her, der im Jahr zuvor dieſe Dreſſur durchgemacht hatte, daß die jungen Herrn ſofort mit Kritik und Spott zur Hand waren, wenn ein Mädel ihrer Anſicht nach „ledern tanzte".

Zweimal in der Woche fand der Unterricht ſtatt. Er bildete eine angenehme Unterbrechung in der grauen Eintönigkeit der Wintermonate, wo man vom Garten nichts hatte und Landpartien nicht unternehmen konnte.

Gelegentlich ſchlich ſich Thekla, um der Langeweile zu entfliehen, in die obere Etage zu Bartuſchs. Ella verbrachte jetzt den halben Tag in ihrem Inſtitut und zeigte ſich, wenn zu Haus, ziemlich ungenießbar. Obgleich urſprünglich gar nicht begeiſtert für ihre Thätigkeit, war ſie nun doch mit einem gewiſſen Eigenſinne befliſſen, durchzuſetzen, was ihr die Natur eigentlich verſagt hatte. Für Thekla bedeutete es immer ein peinliches Gefühl, Ella von ihrer Thätigkeit ſprechen zu hören: was ſie alles lernen müſſe und wie weit ſie jetzt ſchon ſei; ja, nächſtens ſollte ſie bereits eine kleine Kinderklaſſe probeweiſe übernehmen. Thekla wurde dadurch immer wieder ſchmerzlich an das erinnert, was ſie ſelbſt einmal gewollt.

Frau Bartuſch nörgelte zwar viel über Ellas Thätigkeit und beklagte ihr eigenes trauriges Loos, aber gegen ihre Gäſte — deren ſie nur wenige hatte — war ſie die Liebenswürdigkeit in Perſon. Fräulein von Lüdekind erſchien dieſer Frau, die an fortgeſetzter Langeweile litt, als ſtets willkommener Beſuch. Hier wurde Thekla von einer Erwachſenen mal ganz als Vertrauensperſon behandelt; und welchem jungen Dinge verfehlte das Eindruck zu machen? —

Gern brachte die Mutter das Geſpräch auf ihren Sohn, der ihr Stolz war. Wenn ſie von Gabriel ſprach, dann konnten ihre ſonſt griesgrämigen Züge etwas wie Verklärung annehmen. Er war jetzt in der Schweiz, wo er den ganzen Winter über bleiben wollte. Selbſt zu Weihnachten kam er nicht nach Haus, der Reiſekoſten halber. Sein Studium verſchlang ſowieſo viel Geld.

Für Thekla hatten die Beſuche bei Frau Bartuſch noch etwas beſonders Anziehendes: dieſe Dame las nämlich ungewöhnlich viel und hatte ſtets Bücher im Hauſe. Es braucht wohl kaum geſagt zu werden, daß ſie ihr Bedürfnis durch die Leihbibliothek befriedigte. Theklas jüngſt erwachter Leſetrieb aber fand ſeine Schranke in der läſtigen Aufſicht, die Finanzrat Sänger ausübte. Sowie Frau Bartuſch erſt mal herausgefunden hatte, daß das junge Mädchen ihre Leidenſchaft teile, wußte ſie ihr Bücher genug in die Hände zu ſpielen. Thekla war ein dankbares Publikum. Von der modernen Unterhaltungslitteratur hatte ſie ſo gut wie noch nichts kennen gelernt.

Anfangs las ſie nur, wenn ſie bei Frau Bartuſch zu Beſuch war, auf den Huſch, hier ein Kapitel und da einen Abſchnitt. Aber das war ein unvollkommenes Vergnügen! Als ihr aber die Bücher geradezu aufgedrängt wurden, nahm ſie ſie mit und las im Bett, oftmals bis in den Morgen hinein. Dann wunderte ſich das Stubenmädchen über die tief herabgebrannten Kerzen, und Frau von Lüdekind über das blaſſe Ausſehen und das verträumte Weſen ihres Kindes.

Hin und wieder aber ſchlug doch das Gewiſſen. Es war gewiß großes Unrecht, was ſie that! Das Heimliche an ſolchem Treiben widerſtrebte ihr. Sie nahm ſich vor, das Leſen zu laſſen, aber da trat die Verſuchung in Geſtalt von Frau Bartuſch, die wieder ein „hochintereſſantes

Buch“ entdeckt hatte, von neuem an ſie heran. Der Trieb war doch ſtärker als der gute Vorſatz; und in der Nacht darauf lag das junge Mädchen, den Kopf aufgeſtützt, und durchflog mit glänzenden Augen und verhaltenem Atem Seite um Seite irgend eines romantiſchen Abenteuers, das ſich eine blühende Dichterphantaſie auserſonnen hatte.

Ihre Freundin Lilly ſah Thekla in dieſem Winter nur ſelten. Lillys Zeit war ganz durch Geſelligkeit mit Beſchlag belegt. Sie lachte über Thekla, die noch Tanzſtunde nehmen mußte. Sie flog bereits von einem Ball zum andren.

Der Argwohn, den Lilly in das Gemüt ihrer Freundin geſenkt, war dort nicht eingeſchlafen, im ſtillen wirkte er fort. Mit minder argloſen Blicken ſah die Tochter zu, wenn die Mutter Vorbereitungen traf, für den Empfang des Vormunds. Alles wurde ihm ja geradezu von den Augen abgeleſen; ſein Wunſch war Befehl. „Der Herr Finanzrat will es ſo!“ das war das entſcheidende Wort für den ganzen Haushalt.

Die Witwe entſchuldigte eines Tages ihr Verhalten ſelbſt. Der Herr Finanzrat thue ihr ſo leid. Es ſei nicht leicht für einen Junggeſellen, das ewige Gaſthofeſſen und den Mangel einer wirklichen Häuslichkeit zu ertragen. Sie halte es für ihre Pflicht, dem bewährten Freunde des Verſtorbenen das Leben etwas angenehmer zu machen.

Thekla wußte nun erſt recht nicht, was ſie denken ſollte. Die Verlegenheit ihrer Mutter war ihr nicht entgangen. Wenn Lilly doch recht haben ſollte! — Alles was gut und anſtändig war, ſchien ſich gegen dieſen Gedanken zu empören. Gewiß war es ſchlecht und unnatürlich von ihr, ſo etwas nur zu denken. Aber ſchließlich, man konnte doch ſeinen Augen nicht verbieten, zu ſehen!

Sänger ſelbſt that übrigens nichts, was Theklas Ver-

dacht hätte bestätigen können. Er sagte nach wie vor „gnädige Frau“ zu der Witwe, und legte ihr gegenüber ein umständlich steifes Wesen an den Tag. Bei Tisch pflegte er wiederzugeben, was er an Neuigkeiten aus den Zeitungen aufgelesen hatte. Nach Tisch rauchte er seine Cigarre und philosophierte über den Weltlauf. Thekla fand ihn so uninteressant, wie nur möglich.

Eine Stunde etwa nach dem Abendessen, pflegte er nach der Uhr zu sehen und mit der stets wiederkehrenden Wendung zu sagen: „Wie die Zeit vergeht! Es ist schon wieder um neun Uhr. Ich werde nun bald an Aufbruch denken müssen.“

Und als Echo darauf meinte die Witwe: „Thekla, du wirst müde sein. Junge Menschen brauchen Schlaf,“ oder etwas dergleichen.

Thekla sagte „Gutenacht“ und ging nach ihrem Zimmer. Aber noch lange nicht gab ihr dann die Hausthürglocke das Zeichen, daß Sänger gegangen sei.

Schrecklich zu denken, daß die Mutter lügen könne! —

V.

Gabriel Bartusch war nach mehr als einem Jahre in's Elternhaus zurückgekehrt, auf Ferien. Seit er damals im Frühling Abschied von Thekla genommen, waren mit ihm Veränderungen vor sich gegangen, die auch schon äußerlich in's Auge fielen.

In den Jahren angehender Manneszeit wachsen die jungen Leute schnell in's Holz. Alles ist in Entwickelung,

die Züge nehmen Charakter an, der ſprießende Bart verleiht Männlichkeit, das Selbſtbewußtſein erwacht, man fühlt, daß man wer iſt. Und dieſes fröhliche Wachſen müſſe in alle Ewigkeit ſo fortgehen, wähnt man. Alles erſcheint dem Ehrgeize da erreichbar. Man iſt der Mittelpunkt der Schöpfung. Von den tauſend Hinderniſſen, Stricken und Feſſeln, die das Leben für jeden in Bereitſchaft hat, ahnen wir da noch nichts; das wird man ja ſpielend überwinden und ſich ſeinen Weg bahnen.

Auch Gabriel trat mit dieſer Siegermiene des flügge gewordenen Helden zu Haus auf. Er fand, daß hier alles unendlich philiſterhaft, eng, beſchränkt und verkümmert ſei. Und mit der Rückſichtsloſigkeit der intoleranten Jugend ſprach er dieſe Anſicht offen aus.

Das paßte nun freilich ſchlecht zu den Verhältniſſen, wie er ſie zu Haus vorfand. Zunächſt geriet er mit dem eigenen Vater in Widerſtreit. Der Alte ſah zwar, daß er den Jungen nicht umſonſt auf Reiſen geſchickt habe, es konnte ihm nicht entgehen, daß Gabriel ſeinen Horizont erweitert und ſein Auge geſchärft hatte, aber gerade das reizte auch wieder die väterliche Eiferſucht. Der Laffe ſollte ſich nur ja nicht etwa einbilden, daß er ihm, ſeinem Vater imponiere! Irgend welche Anerkennung wollte Bartuſch ſenior ihm auf keinen Fall merken laſſen. Nach wie vor krittelte er an dem jungen Menſchen herum, und was der von Aufnahmen, Skizzen und Grundriſſen vorlegte, die Frucht ſeiner Reiſen, wurde für jugendlich unfertig und dilettantenhaft erklärt. Vor allem aber bekam der junge Menſch zu hören, daß er pekuniär völlig vom Vater abhängig ſei. Als ob Gabriel das nicht ſelbſt gewußt und ſchmerzlich genug empfunden hätte!

Um ſo mehr Anklang fand der Sohn bei der Mutter. Sie nahm mit mütterlichem Stolz die Veränderung wahr,

die mit ſeiner Erſcheinung vor ſich gegangen, wie gewählt er ſich jetzt kleidete und wie ſicher er auftrat. Den Sinn für das Feine konnte er ja doch nur von ihr haben. Darin wollte ſie den alten Tropfen Blutes wiedererkennen, der ihrem Sohn durch ſie in den Adern floß. Und ſie hatte damit nicht ganz unrecht: Gabriel Bartuſch war ein Menſch von verfeinerten Bedürfniſſen, von unruhigem Blute, deſſen Nerven gegen die ſpießbürgerliche Atmoſphäre des Vaterhauſes beſtändig revoltierten.

Gabriel machte, bald nachdem er angekommen, bei den Lüdekinds Beſuch. Er traf die Mutter an und Thekla.

Das junge Mädchen kam ihm mit unbefangener Herzlichkeit entgegen. Sie hatte bereits gehört, daß er da ſei und ſich auf ſeinen Beſuch gefreut. Auch ſie war angenehm durch die Vervollkommnung überraſcht, die mit Gabriel vor ſich gegangen. Man hatte einen Herrn vor ſich.

Das Geſpräch war naturgemäß auf ſeine Reiſe gekommmen. Er erzählte von Städten, Kirchen und Profanbauwerken. Frau von Lüdekind, für die ein Gebiet der Kunſt dem anderen glich, wie ein Ei dem anderen, ſprang mit einem kühnen Satze vom Dom zu Speyer über zu Theklas Malerei. „Gieb mir einmal die Veilchen dort von der Wand mit den Maikätzchen und dem aufgeſchnittenen Apfel, die du gemalt haſt, mein Kind! Herr Bartuſch wird ſich als Künſtler dafür intereſſieren.“

Für Thekla hätte die Mutter kaum einen ungelegneren Wunſch ausſprechen können. Sie wußte, daß an ihren Sachen nicht viel war, und fürchtete Gabriels kritiſchen Blick. Zögernd kam ſie dem mütterlichen Befehle nach.

Gabriel war höflich genug, mit ein paar nichtsſagenden Worten über die „unverkennbaren Fortſchritte“, von dem Blatte, das er in Wahrheit furchtbar unbedeutend und ohne jede perſönliche Note fand, abzugehen. Er ſprach

von Muſik, erwähnend, daß er in Mailand einer Wagner-aufführung beigewohnt habe, und verbreitete ſich weiter darüber, wie ſich Wagner, für den er begeiſtert war, jetzt doch den ganzen Erdball erobert habe.

Auch hier wieder ergriff Frau von Lüdekind die Gelegenheit, Thekla in ihren Talenten vorzuführen. Wozu ließ man denn dem Kinde für viel Geld Klavierſtunden geben? —

Thekla ſträubte ſich zwar und erklärte, ſie ſchäme ſich vor jemandem, der das Beſte gewöhnt ſei, ihre Leiſtungen zu zeigen; aber die Mutter beſtand ſo hartnäckig darauf, daß es ein Ausweichen nicht gab. Sie ſpielte ein paar von den „Liedern ohne Worte" herunter, ſo gut ſie es eben vermochte, und Gabriel murmelte, als ſie geendet, etwas von „leichtem Anſchlag", und das Inſtrument ſei vorzüglich im Klang.

Es war dem jungen Mädchen wirklich lieb, daß er bald darauf ging. Sie hatte den verhaltenen Hohn in ſeinen Zügen wohl gemerkt. Daß die Mutter ihr auch ſo etwas anthun mußte, gerade vor ihm!

Gabriel fühlte ſich von ſeinem Beſuche nur wenig erbaut. Früher war ihm der Lüdekindſche Kreis als das Höchſte erſchienen an Vornehmheit und Eleganz, was er kannte. Wie war auch das jetzt verblaßt! An die Erfahrung ſchien man ſich nachgerade gewöhnen zu müſſen, daß einem, nachdem man einen Blick gethan in die Welt, daheim alles zuſammenſchrumpfte.

Aber eine hätte er doch gern ausnehmen mögen: Thekla! Von ihr das Bild hatte er überall bei ſich getragen im Geiſte. An ſie hatte er gedacht, als er in einer oberitalieniſchen Fremdenpenſion in den Kreis eleganter Frauen aus aller Herren Länder geriet, die ihm mit hohler Schöngeiſterei zu imponieren verſuchten; da hatte er ſich

durch den Gedanken an Theklas Schlichtheit zu retten gewußt. Und in Genf, als der junge Menſch der Schwäche ſeiner Grundſätze und der Gewalt ſeiner Sinne zum erſten Male den unausbleiblichen Zoll entrichtet, da hatte er in dem troſtloſen Zuſtande, der ſolcher Erfahrung folgt, ſich geſagt, daß er damit ſein Ideal für immer entweiht habe.

Vielleicht, weil er ſie in der Phantaſie ausgeſchmückt hatte mit allen höchſten Gaben, konnte Thekla dieſem Bilde in Wirklichkeit nimmermehr entſprechen. Gabriel fühlte ſich enttäuſcht, nachdem er ſie wiedergeſehen. Nicht daß ihre Erſcheinung verloren hatte! Im Gegenteil; ſeinem geſchärfteren Blicke entging nicht, wie die Linien ihrer Geſtalt ſich verfeinert hatten und welchen Schmelz ihre Haut zu entwickeln begann.

Ganz etwas anderes war es, was ihn ſtörte. Sie kam ihm unbedeutend vor. Das Stilleben mit dem aufgeſchnittenen Apfel und die Lieder ohne Worte hätte er ihr noch verzeihen können; denn ſie hatte wahrſcheinlich ſtumpfſinnige Lehrer. Aber er fand, daß ſie ſich überhaupt nicht weiter entwickelt habe. Sie war genau das geblieben, was ſie zuvor geweſen: das gute, wohlerzogene Mädchen, die das that, was die Mutter ſie hieß. Es fehlte ihr — ja, was war es eigentlich, was ihr fehlte? Er ſann lange nach dem rechten Ausdruck dafür. Dann meinte er, das Richtige getroffen zu haben, wenn er meinte, daß ihr „Perſönlichkeit“ fehle.

Er ſah ſie unter günſtigeren Umſtänden wieder. Es gelang ihm, mit ihr zu ſprechen in Augenblicken, wo die Anweſenheit der Mutter nicht auf ihr laſtete. Ihre Anmut entzückte ihn, und er war verliebter in ſie denn je.

Aber wenn er in nüchternen Augenblicken über ſein Verhältnis zu ihr grübelte, dann ſtörte ihn einmal die

Beobachtung, daß ſie eigentlich gegen jedermann von der gleichen Zuvorkommenheit und Freundlichkeit war, und dann mußte er ſich auch ſagen, daß doch ein tiefer Gegenſatz klaffe zwiſchen ſeiner und ihrer Weltanſchauung.

In ihm war etwas Gährendes, etwas das ſich auflehnen wollte gegen Sitte und Ordnung. Er war, wie die meiſten geiſtig frühreifen Menſchen in dieſem Alter, radikal. Er that ſich ſelbſt etwas darauf zu gute, gottlos und anarchiſtiſch zu ſein.

Er vermutete richtig, daß Thekla nicht die Perſon ſei, dieſe Seite ſeines Weſens zu verſtehen, geſchweige ſie gelten zu laſſen. Er verſuchte es einmal, als ſie unter vier Augen waren, das Geſpräch auf das religiöſe Gebiet zu ſpielen. Aber er ſah ſofort an ihrer Miene, daß ſie über ſeine Freigeiſterei erſchrecke. Sie war wirklich ein Lämmchen, dem man nichts anderes zu bieten wagen durfte, als den gewohnten Grünklee frommer Geſinnung.

Wie würde das ſpäter werden? — Würde er es ertragen, mit einer Frau zuſammenzuleben, die er nach allem was er ſah, für geiſtig nicht auf der Höhe halten konnte? —

Aber vielleicht würde es ihm gelingen, ſie mit der Zeit zu ſeinem Standpunkte emporzuziehen. Er empfand eine gewiſſe Genugthuung bei dem Gedanken, wie ſehr er ihr überlegen ſei. Und er dachte jetzt bereits ernſthaft darüber nach, wie er ſie zu bilden und was er mit der Zeit aus ihr zu machen gedenke.

* * *

Arthur hatte, nachdem er ſein Freiwilligenjahr glücklich abgedient, die Univerſität bezogen. Er dehnte die Oſter-

ferien so lange es ging aus, um, wie er Thekla gestand, seine Kasse zu stärken. Das Studium sei doch viel teurer als man sich's vorstelle, seufzte er. Als aber seine Schwester ganz harmlos die Frage an ihn richtete, ob denn die Herren Professoren so viel Geld für ihre Vorlesungen bekämen, lachte er unbändig, ließ sich aber auf weitere Erklärungen des Sachverhalts nicht ein.

Er hatte im Laufe des ersten Semesters gewaltig an Körperumfang zugenommen. Er war ein junger Riese mit aufgeschwemmtem Fleisch, wie es übertriebener Biergenuß hervorbringt. Wie's schien, pflegte er auch mehr mit dem Gesichte als mit dem Rappiere zu parieren. Aber er war sehr stolz auf seine kaum verheilten Schmisse.

Arthur fand, daß Finanzrat Sänger auffällig oft bei ihnen sei. Er meinte, „dem alten verhungerten Kerl" scheine Mutters warmes Abendbrot zu gefallen. Weiter ging sein Verdacht nicht. Und Thekla scheute sich, ihrem Bruder gegenüber auszusprechen, was sie darüber dachte.

Daß Sänger an Frau von Lüdekinds Geburtstag, der in diese Zeit fiel, zu Tisch geladen wurde, schien selbstverständlich. Früh schon war ein Bouquet von ihm gekommen, mit einem Briefe, der seine kleine pedantische Handschrift zeigte. Die Witwe griff, als sie an den von Thekla aufgebauten Geburtstagstisch trat, danach zuerst. Sie lachte gezwungen, steckte den Brief dann zu sich und war offenbar noch lange mit seinem Inhalt beschäftigt. Zerstreut dankte sie den Kindern, schien aber für ihre Gaben nur wenig Interesse übrig zu haben.

Als der Finanzrat erschien, war er besonders festlich gekleidet. Arthur stieß Thekla an und raunte ihr zu: er glaube, der alte Narr habe sich die Locken brennen lassen.

Auch bei Tisch legte die Witwe eine gewisse hastige Unruhe an den Tag. Thekla bedauerte die Mutter. Was

ſpielte ihr nur ſo mit? Etwas von der Beklemmung, welche die Hausfrau beherrſchte, teilte ſich auch Thekla mit. Sie fühlte ſich durchaus nicht feſtlich geſtimmt, trotz der Blumen und des Geburtstagskuchens. Ihr war, als liege heute etwas Unheilvolles in der Luft. Arthur freilich merkte nichts. Er war zwar wenig davon erbaut, daß ſich der Vormund neuerdings angewöhnt hatte, ihn mit „mein junger Freund“ anzureden, aber der Verdruß darüber war doch nicht ſo groß, um ſeinem Behagen Abbruch zu thun darüber, daß es heute ein beſonders reichliches und auserleſenes Mittagbrot gab, und daß Champagnergläſer aufgeſtellt waren, zum erſtenmale, ſeit der Vater nicht mehr lebte.

Sänger ſchien in beſonders angeregter Laune, er kam aus dem bedeutungsvollen Lächeln nicht heraus, und ſprach dem Weine tüchtig zu, ſo daß ſeine Wangen bald glühten. Auf „gute Kameradſchaft“ trank er mit ſeinem Freunde Arthur. „Auf daß die Freundſchaft kein Loch bekomme!“ rief er Thekla zu, und daß ſie ihn immer „gut behandeln möge, auch wenn er mal alt ſei“, erbat er ſich von Agnes.

Beim Braten erhob ſich Sänger zum Toaſte. Er begann mit paſtorenhaftem Tonfall und Geſtus von dem Trauerfalle, der vor nunmehr zwei Jahren dieſes Haus getroffen habe. Es ſei Ehrenpflicht, auch an einem Tage wie dem heutigen, des teuren Verſtorbenen zu gedenken. Er dürfte wohl annehmen — und dabei ſenkte er die Stimme — daß der ſelig Entſchlafene vielleicht gerade in dieſem Augenblicke herabſchaue auf ſie, und an ihrem Beiſammenſein unſichtbar teilnehme.

Thekla war ganz abgezogen durch das, was ſie an ihrer Mutter wahrnahm. Frau von Lüdekind ſaß da wie von Blut übergoſſen und zitterte ſo ſtark, daß es die Tochter neben ihr deutlich fühlte.

Warum mußte der unſelige Menſch die Mutter ſo quälen, und ſie alle mit ihr? Sie wußten doch, was ſie an dem Vater verloren hatten, auch ohne ihn!

„Aber das Leben iſt nun mal ſo!“ rief Sänger, plötzlich den Grabeston fallen laſſend. Man könne nicht ewig trauern, auch der berechtigtſte Schmerz kenne ſeine Grenzen, und das Glück wolle ſein Recht haben. Wie man ſchon vor einem Jahre die Trauerkleider abgelegt habe, ſo ſolle der heutige Tag nun auch den Abſchluß bilden des inneren Kummers; denn er ſei ein Freudentag in doppeltem Sinne. Einmal weil heute der Geburtstag der Hausfrau und Mutter dieſer Familie gefeiert werde, ſodann aber auch — hier ſtockte er einen Augenblick und nickte dem Geburtstagskinde ermutigend zu — ſodann aber auch halte er ſich für verpflichtet, nunmehr zu erklären, was ſie wohl ſchon ahnten. Keine beſſere Gelegenheit könne er ſich denken, als dieſes Feſt, das ſie wie eine einzige Familie bereits vereine. Mit kurzen Worten denn: er wolle die Kinder zu Zeugen machen ſeines und ihrer Mutter Glück, denn ſie ſeien Verlobte.

Damit ſchloß er und ſchaute ſich mit ſiegesgewiſſem Lächeln im Kreiſe um. Agnes, die von früheren Geburtstagsreden her wußte, daß man bei ſolcher Gelegenheit tüchtig „Hoch“ rufen müſſe, ließ denn auch ihre helle Stimme erſchallen und war ſehr erſtaunt, daß niemand einfiel. Thekla ſaß wie erſtarrt und blickte auf die Mutter. Arthur gab ſich keine Mühe, ſein unmutiges Erſtaunen zu verbergen.

Es waren peinliche Minuten. Froſtig fiel die Frage Sängers in die allgemeine Verſtimmung: ob die Kinder denn nicht mit dem Brautpaare anſtoßen wollten.

Als niemand dazu Anſtalten machte, ergriff er noch einmal das Glas und ging um dem Tiſch. Er umarmte

und küßte Arthur, der nicht wußte, wie ihm geſchah. Auch Thekla fühlte auf einmal ſeinen weinfeuchten Schnurrbart an ihrer Wange. Einzig von Agnes erhielt Sänger einen herzhaften Kuß zur Entgegnung. Das Kind fand den Gedanken zu ſpaßig, daß ihre Mama einen Bräutigam habe.

Die Erwachſenen waren froh, als dieſes Mittagsmahl zu Ende ging. Auch Sänger hatte inzwiſchen gemerkt, daß Arthur und Thekla über die Ausſicht, ihn zum Stiefvater zu bekommen, wenig erfreut ſchienen. Das befremdete ihn, denn er hatte wirklich geglaubt, die Kinder müßten hochbeglückt ſein.

Thekla ging nicht mit in den Salon zum Kaffee, ſie begab ſich auf ihr Zimmer, wohin ihr Arthur ſehr bald nachfolgte. Das Mädchen ſchluckte an Thränen. Arthur lief im Zimmer auf und ab und erging ſich in lauten Verwünſchungen. Sänger wäre der widerwärtigſte Menſch von der Welt, und nun ſolle er ihn zum Stiefvater bekommen. Was das für eine ſchreckliche Blamage ſei! Er getraue ſich gar nicht mehr, vor ſeine Korpsbrüder zu treten, die würden ihn ſchön auslachen! Auch noch einen Bürgerlichen zu nehmen! Hatte denn die Mutter gar nicht bedacht, wie ſie ſich degradiere? —

Thekla war von ſolcher Sorge ſehr weit entfernt. Ihr Kummer entſprang ganz anderen Empfindungen. Sie fühlte vor allem die Schmach, die man dem Toten anthat. Sie wußte, daß das, was ihre Mutter vorhatte, ſeiner nicht würdig war. Der Vater lag da draußen unter dem kalten Steine mit der goldenen Inſchrift, und konnte nichts dazu ſagen, nichts dagegen thun. Ihm geſchah bitteres Unrecht.

Thekla hatte Arthur noch nie ſo aufgeregt geſehen. Er ſprach davon, daß er in ſeiner Ehre gekränkt ſei, und daß er Sänger fordern werde. Aber dem Ton, in welchem

er das vorbrachte, war anzuhören, daß er wohl ſelbſt nicht an den Ernſt ſolcher Drohung glaubte.

Übrigens entſchlüpfte ihm in der Erregung ein Geſtändnis der Schweſter gegenüber: er habe Schulden gemacht, ſchon in der Militärzeit, und könne ſie jetzt von ſeinem Wechſel nicht bezahlen. Das Schlimme ſei, die Mutter, auf die er gerechnet habe, werde in Zukunft wohl nichts thun, als was ihr geliebter Sänger gut heiße. Und der ſei der „ſchofelſte Knauſer", den es nur gebe. Da müſſe er eben noch das ganze Jahr zu Ende warten, bis er in den vollen Beſitz ſeines väterlichen Erbteils gelange. Solange würden die Gläubiger wohl noch ſtunden. Wenn er erſt mündig ſei, dann könne ihm kein Stiefvater mehr was reinreden.

Thekla ahnte, daß darin etwas Bedenkliches liege. Sie bat den Bruder, offen zu ſein gegen die Mutter; ſie ſelbſt verſtand zu wenig von dieſen Dingen, um ihn wirklich beraten zu können.

Am Abende dieſes ungewöhnlichen Tages kam die Mutter zu ihr. Es war lange Zeit her, ſeit Frau von Lüdekind ihre Tochter zuletzt im Schlafzimmer aufgeſucht hatte. Thekla war ſchon halb entkleidet, und warf ſchnell einen Mantel über, als ſie ſah, daß ſich die Mutter wohl zu einer längeren Ausſprache häuslich bei ihr niederließ.

Das Kind wußte, wovon geſprochen werden ſollte; zwiſchen ihnen gab es doch heute nur ein mögliches Thema. Und doch ſprach Frau von Lüdekind von allem anderen eher, als von dem Außerordentlichen, das ihrer beider Seelen bewegte.

Als Thekla noch klein geweſen, da hatte ſie wohl manchmal etwas verbergen müſſen vor den Eltern, um der Strafe zu entgehen. Und ſelbſt ſpäter — es war noch gar nicht ſo lange her — hatte ſie nicht immer ein ganz

reines Gewiſſen gehabt in Gegenwart der Mutter. Und nun ſchien ſich das in's Gegenteil verkehrt zu haben. Die Mutter ſchämte, fürchtete ſich wohl gar vor ihr! —

Thekla war ja nicht ganz unvorbereitet geweſen auf das, was ſich heute vollzogen hatte. Aber damals, als Lilly mit dreiſter Rede auf die Beziehungen zwiſchen der Witwe und dem Finanzrat anſpielte, da hatte ſie empört den Gedanken einer ſolchen Möglichkeit zurückgewieſen. Und immer, wenn ſeitdem ihr Verdacht nach dieſer Richtung gelenkt wurde, hatte ſie verſucht dagegen anzukämpfen, wie gegen etwas, das ihrer Mutter nicht würdig ſei. Um ſo beſtürzender wirkte daher jetzt die Erkenntnis auf ſie, daß Lilly richtig beobachtet hatte. Damals alſo ſchon, wo der Vater noch kein Jahr tot war — — Thekla wollte dem gar nicht weiter nachſinnen; man kam da auf zu häßliche Gedanken.

So ſaßen ſich Mutter und Tochter gegenüber und keines ſagte dem anderen offen, was es meinte. Bis die Witwe ſich, ein Herz faſſend, plötzlich erklärte, ohne Thekla dabei anzuſehen: Der Vormund ſei ſehr betrübt geweſen, daß Thekla und Arthur, was er ihnen heute eröffnet, ſo wenig freundlich aufgenommen hätten.

Thekla erwiderte nichts darauf. Die Mutter fuhr ziemlich erregt fort: Der Finanzrat ſei ein ausgezeichneter Mann. Der Verſtorbene habe ihn auch ſehr hoch geſchätzt und ſie thäten ſehr unrecht daran, ihrem Vormund den ſchuldigen Reſpekt zu verſagen. Sänger habe Beſſeres um ſie verdient.

Dann verteidigte ſie den Schritt, den ſie vorhatte. Sie habe lange und reiflich überlegt, was ſie thun ſolle. Es ſei ja keine Kleinigkeit für ſie in ihrem Alter. Aber ſie fühle ſich ſo ſchutzlos und verlaſſen in der Welt. Eine Witwe habe es ſchwer. Sie ſei auch feſt überzeugt, daß

der Verſtorbene nichts dagegen gehabt haben würde. Und ſie habe nicht anders gekonnt.

Thekla vernahm die Worte, aber ſie überzeugten ſie nicht im geringſten. Frau von Lüdekind mußte aus dem beharrlichen Schweigen des Kindes den Vorwurf wohl heraushören. „Mein Kind!“ ſagte ſie mit weicherer Stimme als bisher, „du mußt mich nicht hart beurteilen. Es mag ja ungewöhnlich erſcheinen, was wir vorhaben. Vielleicht wird es mir auch ſehr verdacht werden von den Menſchen. Aber ich glaube beſtimmt, daß du mich verſtehen wirſt, Thekla, wenn du erſt einmal wiſſen wirſt, was Liebe iſt.“

Damit küßte Frau von Lüdekind die Tochter und ging weinend aus dem Zimmer.

Die letzten Worte hatten Eindruck gemacht auf das Mädchen. Die Mutter ſprach von „Liebe“. War es denkbar, daß ſie den Mann liebte? —

Liebe! Sie hatte ſich darunter etwas ganz anderes vorgeſtellt. Liebe war etwas unſagbar Hohes und Herrliches. Eine Ahnung davon glaubte ſie gewonnen zu haben in jenen frühen Tagen, wenn ihr Vater ihr ſanft über das Haar ſtrich, und ſo freundlich mit ihr ſprach, wie ſonſt kein Menſch auf der Welt ſprechen konnte. Und in der Schule hatte ſie Fräulein Zuckmann geliebt, wenn Liebe Bewunderung iſt und der Wunſch, gut zu ſein aus Dankbarkeit. Liebe war wohl auch das, was ſie für Tante Wanda empfand, wenn es da auch manchmal geſtört wurde durch das Beängſtigende, ſchwer zu Verſtehende an dem alten Fräulein. Liebe war vor allem das Gefühl der Demut vor Gott und der Hingebung gegen den Heiland, wie es der Konfirmationsunterricht in ihre Seele gepflanzt hatte.

Und dann gab es eine ganz andere Liebe, von der ſie in Büchern geleſen hatte. Das war die Liebe irdiſcher

Art, die Weltluſt, die zu jener göttlichen Liebe im Gegenſatze ſtand. Sie empfand einen geheimen Schauer vor ſolchen Dämonen; aber doch hatte es etwas ſüß Lockendes, ſich in Gedanken bis an den Vorhof dieſes Geheimniſſes zu wagen.

Von alledem hatte das Verhältnis zwiſchen ihrer Mutter und dem Vormunde nichts. Da war nichts Hohes dabei und nichts Liebliches. Und doch hatte die Mutter von „Liebe“ geſprochen.

Sie ſollte das ſpäter verſtehen! — Wann würde das ſein? — Ein Fröſteln überlief plötzlich ihren jungen Leib. Sie hüllte ſich feſter in die Bettdecke ein.

VI.

Am nächſten Morgen nach dem Frühſtück rief Frau von Lüdekind ihre Tochter beiſeite. Thekla könne ihr einen großen Gefallen thun, wenn ſie ſogleich zu Tante Wanda gehe. Sie möge der Tante von dem neueſten Familienereignis Mitteilung machen. Eigentlich hätte ſie es ja ſelbſt auch thun können, fügte die Witwe etwas haſtig hinzu, aber Thekla ſtehe doch nun mal ſo gut bei der Tante; und wer weiß, die nehme es am Ende gar übel. Man wiſſe ja bei Wanda Lüdekind niemals recht, woran man ſei.

Thekla that, wie ihr geheißen, holte zunächſt Hut und Handſchuhe. Die Witwe kam ihr nachgeeilt. „Höre noch eins, mein gutes Kind! Wenn dich die Tante einladen ſollte — ich weiß ja nicht, ob ſie es vorhat, aber

es wäre doch möglich — wenn ſie dich alſo auffordert, bei ihr zu wohnen für einige Zeit, ſo nimm's an. Sie wollte dich ja ſchon früher immer haben. Und jetzt würde es gerade mal gut paſſen."

So mit Inſtruktion verſehen, begab ſich Thekla zur Tante. Das gnädige Fräulein ſei aus zu Armenbeſuchen, verſicherte Kathinka, Wanda Lüdekinds wichtigſter Dienſtbote, ein Mittelding zwiſchen Dienſtmädchen, Jungfer und Wirtſchafterin. Thekla beſchloß alſo zu warten, denn die Aufträge, die ihr die Mutter gegeben hatte, konnte ſie doch unmöglich Kathinka anvertrauen.

Sie wäre nur gar zu gern hier geblieben; dazu brauchte ihr die Mutter wahrlich nicht erſt zuzureden. Schon früher einmal, als Arthur das Scharlachfieber gehabt, hatte Thekla einige Wochen bei der Tante verlebt.

Wie vertraut ihr die Räume waren! Wanda Lüdekind hatte, um die ewigen Nöte mit dem Hauswirte los zu ſein, das Häuschen mitſamt dem Gartengrundſtück angekauft. Sie hatte mehr Platz darin, als für ein alleinſtehendes Mädchen nötig iſt. Die Beſitzung paßte auserleſen zu ihren Gewohnheiten und Bedürfniſſen, und gab ihrer Perſönlichkeit recht eigentlich den Rahmen, der zu ihr gehörte.

Das Häuschen lag etwas von der Straße zurück, hinter einem Kranz von alten Flieder- und Goldregen-Sträuchern, über die es gerade nur mit den ovalen Dachfenſtern hervorguckte. Einige unaufdringliche Verzierungen über Thür und Fenſtern gaben ihm einen gewiſſen Stil und hoben es als etwas Beſonderes ab von den übrigen grauen, ſchmuckloſen Käſten, die mit ihren vielen Etagen hierherum aufſtiegen. Zu ebener Erde lag außer der Küche und der Vorratskammer nur ein winziges Eßzimmer und ein kleiner Salon neben dem ſchmalen Hausflur. Zum

Dachſtockwerk führte eine Holztreppe empor. Oben ein viereckiger Platz mit alten Nußbaumſchränken umſtellt, hinter weiß angeſtrichenen Thüren die freundlichen Schlafzimmer.

Der Salon zu ebener Erde blickte am ſchmalen Ende durch ein großes Fenſter auf den Garten. Dieſer Garten mit ſeinen ſauber abgezirkelten, von niederem Buchsbaum eingefaßten Blumenbeeten ſchien nur die Fortſetzung dieſes Zimmers, deſſen Wände eine altmodiſche Tapete wie mit einem Gitterwerk von Blumenguirlanden und Laubgewinden verzierte. Über zierlichen Empirekommoden, Rokokoetageren, Tiſchen und Stühlen im Biedermeierſtile, hingen an der Wand eine Anzahl von jenen zarten und doch ſo ſprechenden Paſtellporträts, wie ſie zur Zeit unſerer Urgroßmütter gemalt wurden. Das Ganze war anheimelnd und gemütlich, wenn auch nicht gerade einheitlich. Auf Wanda Lüdekind, als die letzte eines Familienzweiges, waren allerhand Erbſtücke aus den verſchiedenſten Einrichtungen gekommen. Der Neid behauptete von ihr, ſie ſei geizig und ſcharre Vermögen zuſammen. Das Gegenteil davon war ungefähr richtig; die Hilfsbedürftigen ihrer Umgebung wußten das. Allerdings haßte das alte Fräulein die Verſchwendung.

Thekla muſterte all die guten Bekannten unter den Bildern. Alles befand ſich noch am alten Platze. Nur ein Bild war neu hinzugekommen, ein großes, das auf einer Staffelei ganz für ſich ſtand. Das junge Mädchen erſchrak geradezu, als ſie die Züge ihres Vaters in voller Lebendigkeit vor ſich erblickte.

Wie kam Tante Wanda zu dem Bilde? Thekla wußte genau, daß ſich der Vater niemals hatte malen laſſen. Oft hatte die Mutter darüber geklagt, daß ſie nur Photographien von ihm beſitze.

Das Porträt ſtellte den Verſtorbenen dar in dem

Alter, wie er aus dem Leben geſchieden war. Im ſchlichten, grauen Anzug, wie man ihn meiſt geſehen hatte, ſeit er den Abſchied genommen. Sinnend, ein wenig melancholiſch, blickten ſeine großen, blauen Augen aus dem treuherzigen Geſichte auf den Beſchauer herab. Thekla ſtand davor mit angehaltenem Atem. Ihr war, als ſei der Verſtorbene gegenwärtig in Fleiſch und Blut. Ja, das war freilich etwas ganz, ganz anderes, als die ſteifen Photographien daheim! Wenn man das ſah, dann konnte man wahrhaftig meinen, der Vater ſei gar nicht für immer gegangen, hier hatte er eine Heimſtätte gefunden. Und hier gehörte dieſes Bild auch her! Das fühlte Thekla deutlich, je länger ſie ſich in dieſem Zimmer aufhielt, das von dieſem Porträt völlig beherrſcht wurde.

Wanda Lüdekind kam endlich und mochte wohl dem Mienenſpiele Theklas ableſen, was es ſei, das die Nichte ſo ergriffen habe. „Du kannteſt es noch nicht?“ fragte ſie. „Iſt es ſchön?“ —

Dann erzählte ſie, wie das Porträt entſtanden ſei. Sie hatte dem erſten Maler der Stadt, welcher den Verſtorbenen bei Lebzeiten gekannt hatte, den Auftrag gegeben, ihn unter Zuhilfenahme einiger Photographien zu malen. Vor einigen Tagen erſt war das Bildnis fertig geworden. „Es überwältigt mich ſelbſt immer noch durch ſein Leben!“ meinte Wanda, dabei liebkoſte ſie das Porträt mit einem langen Blicke.

Dann riß ſie ſich los und ſagte in freundlichem Tone, die Augen noch groß von Ergriffenheit: „Leg ab, Thekla! Es freut mich, daß du deinen Weg mal wieder zu mir gefunden haſt. Du darfſt nicht gleich wieder gehen, mein Kind! Wie ſteht's bei euch?“ —

Jetzt erſt, wo ſie ſprechen ſollte, wurde es Thekla klar, daß ihr Auftrag doch ein recht ſchwerer ſei. Vor den

klaren Augen des alten Fräuleins fühlte ſie ſich von Scheu befallen.

„Was haſt du denn, Kind? Du ſiehſt mir ſo eigentümlich aus. Iſt bei euch was paſſiert?“ —

Da löſte ſich bei Thekla die unnatürliche Spannung, in der ſie ſich ſeit geſtern befand; ſie begann heftig zu weinen.

„Du großer Gott!“ rief Wanda, „was hat denn das Mädel! Haben ſie dir was gethan? Rede doch nur!“

„Geſtern war Mamas Geburtstag“ . . . . begann Thekla ſchluchzend.

„Das habe ich gewußt!“ rief die Tante. „Ich wollte kommen, habe mir's aber anders überlegt. Der Herr Finanzrat war doch gewiß bei euch — wie?“

Dieſe Frage gab Thekla Gelegenheit zu reden. Sie trat ganz nahe an die Tante heran, ihren Arm um den Hals des alten Fräuleins legend, flüſterte ſie ihr die Nachricht in's Ohr.

Wanda verfärbte ſich. Ihr kleiner, zierlicher Körper reckte ſich mit einem Male ganz ſtramm und ſteif empor. Mit blitzenden Augen rief ſie aus: „Hab's gewußt! Hab's kommen ſehen! Pfui Schande und Schmach!“ Dann ging ſie im Zimmer auf und ab, kaum noch auf die Anweſenheit der Nichte achtend. Vor dem Bilde ihres verſtorbenen Vetters blieb ſie ſtehen: „Das haſt du nicht verdient! Nein, das nicht!“

Mit einem Male wandte ſie ſich und ſtellte ſich vor Thekla hin: „Sage deiner Mutter von mir . . . . . Nein, ſage ihr nichts! Sie iſt ja Eberhardts niemals würdig geweſen. Vielleicht hat ſie jetzt den gewählt, der zu ihr paßt.“

Als ſie jedoch an Theklas Beſtürzung ſah, daß das doch wohl nicht die angemeſſene Sprache der Tochter gegen-

über sei, hielt sie an sich und fragte in etwas milderem Tone: „Und du, was soll denn nun aus dir werden?"

Das Mädchen umarmte das alte Fräulein von neuem. „Darf ich nicht bei dir bleiben Tante?" fragte sie ängstlich leise.

„Hier bleiben, bei mir? Gar kein übler Gedanke, Kind! Daheim wirst du jetzt auch nur das fünfte Rad am Wagen sein. Dort werden sie nun Brautpaar spielen. Ekelhaft!" Das Letzte sagte sie mehr für sich. „Natürlich, du bleibst bei mir! Du kannst gleich wieder in dein altes Zimmer ziehen, oben; das hat nur auf dich gewartet."

* * *

Für's erste blieb also Thekla im Hause der Tante. Der Umzug war schnell bewerkstelligt. Ihre Mutter deutete dabei an, daß sie möglicherweise nicht wieder in ihr bisheriges Zimmer im Elternhause zurückkehren werde, da man die Wohnung gekündigt habe. Der Finanzrat wolle nicht hier wohnen bleiben, weil die Wohnung zu weit von seinem Büreau gelegen sei. Nach der Hochzeit aber werde man ein Quartier in der inneren Stadt beziehen.

Es war das erste Mal gewesen, daß sie der Tochter gegenüber von der Hochzeit gesprochen hatte. Für wann der Termin in's Auge gefaßt sei, erfuhr Thekla nicht, sie fragte auch nicht danach.

Arthur hatte wieder die Universität bezogen. Das Brautpaar war also sich selbst überlassen, denn Agnes wurde in ein ländliches Pfarrhaus gegeben, wo sie den ganzen Sommer über bleiben sollte. Es hatte sich mit einem Male herausgestellt, daß das Mädchen vervös sei, und daß sie der Kräftigung in frischer Landluft dringend bedürfe.

Thekla vermißte das Elternhaus ſo gut wie gar nicht. In wenigen Tagen ſchon war ihr zu Mute, als ſei dies hier ihr eigentliches Heim.

Bei Wanda Lüdekind wurde zeitig aufgeſtanden, des Abends ſaß man nicht zu lange auf, die Mahlzeiten mußten pünktlich angerichtet ſein. Der kleine Hausſtand rollte wie am Schnürchen ab. Als die Tante merkte, daß Thekla ſich nützlich machen wollte, wies ſie das junge Mädchen an, erklärte ihr, warum dies und jenes ſo gemacht werde und ließ ſie mit zugreifen in der Häuslichkeit.

Wanda hielt überhaupt ſehr viel von der Thätigkeit. Sie meinte, man werde fett und phlegmatiſch, wie ſo viele Frauen der beſſeren Stände, wenn man nicht den ganzen Tag über beſchäftigt ſei.

Thekla ſetzte ihren Mal- und Klavierunterricht auch im Hauſe der Tante fort. Wanda, die dem Unterricht beiwohnte, ſah ſich das eine Weile lang mit an, ohne etwas zu ſagen. Dann fragte ſie eines Tages die Nichte, ob ſie Vergnügen habe an den Stunden. Thekla war offen genug, das zu verneinen. Dann müßten ſie abgeſchafft werden, je eher je beſſer, erklärte Wanda, denn das ſei ja nur Geldverſchwendung und Quälerei obendrein. Thekla meinte, die Malſtunden würde ſie ohne Kummer fahren laſſen, aber in der Muſik möchte ſie es gern weiter verſuchen.

Die Tante lachte ſie aus, daß ſie das nicht längſt geſagt habe. Dann lohnte ſie den alten Profeſſor der Mal- und Zeichenkunſt ab, und ebenſo die Konſervatoriſtin. Es wurde nach einer neuen Lehrkraft für den Klavierunterricht geſucht.

Eine tüchtige Lehrerin war nach einiger Zeit gefunden, zu der Thekla in's Haus ging, weil die Tante nur ein ungenügendes Inſtrument beſaß. Freilich war das eine andere Sache! Thekla fühlte, daß ſie bei der neuen Lehre-

rin in einer Stunde mehr lerne als vordem in Monaten. Eines Tages kam ſie glückſtrahlend und berichtete der Tante, die Lehrerin ſage, daß ſie eine ſchöne Stimme habe und ſie müſſe Singſtunden nehmen, könne aber noch ein halbes Jahr damit warten, bis ſie noch feſter im Klavier ſei.

„Wundert mich gar nicht!“ meinte Wanda. „Dein Vater hatte auch eine ſchöne Stimme. Später iſt ihm die Luſt am Singen vergangen, wie an ſo vielem anderen.“

„In der Schule bei Fräulein Zuckmann habe ich doch auch geſungen, Tante. Aber kein Menſch hat mir geſagt, daß meine Stimme der Ausbildung wert wäre.“

„Gott, wie du deinem Vater ähnlich biſt, Thekla! Der verſtand auch nie, etwas aus ſich zu machen. Das haſt du von ihm!“

Thekla bekam es oft von der Tante zu hören, ſie ſei viel zu weichherzig. So komme man heutzutage nicht durch die Welt. Das Leben werde ſie noch arg in die Schule nehmen. Hart müſſe man werden.

Wanda Lüdekind konnte ſich, wenn ſie auf dieſes Thema kam, geradezu ereifern. Die Frauen begingen faſt alle den Fehler, behauptete ſie, daß ſie die Welt durch die Brille ihrer Gefühle anſähen, ſich vom Herzen ſtatt vom Kopfe führen ließen. Dadurch allein bekämen die Männer das Übergewicht. Denn die Frauen ſeien unbedingt die klügeren, feinfühlenderen und beſſeren. Aber alle dieſe Vorzüge büßten ſie wieder ein, indem ſie ihr Gefühl befragten ſtatt den Verſtand. „Wir müſſen nüchtern werden, und hart, ganz hart, wie von Eiſen!“ konnte Wanda am Schluſſe eines ſolchen Vortrags ausrufen.

Thekla wußte hierzu nicht allzuviel zu ſagen. Sie machte nur im ſtillen die Bemerkung, daß die Tante in ihrem Beſtreben „hart“ zu werden, noch nicht allzu weit gediehen zu ſein ſchien.

Die meiſten ihrer Handlungen entſprangen nämlich der reinſten Herzensgüte. Niemand konnte ſeine Dienſtboten beſſer halten und gerechter behandeln als Wanda Lüdekind. Die Armen und Notleidenden aber bekamen ihre Barmherzigkeit erſt recht zu ſpüren. Thekla ſtaunte, in welchem Umfange die Tante ihr Leben der Mildthätigkeit widmete. Nicht etwa, daß ſie wahllos mit vollen Händen von ihrem Reichtum weggeſchenkt hätte; von Almoſen-geben hielt ſie nicht viel. Aber ſie gehörte mancher gemeinnützigen Anſtalt an, ſtand in Verbindung mit allen wichtigeren Perſönlichkeiten der Stadt, welche ſich der Charitas widmeten, und führte eine weitläufige Korreſpondenz mit auswärtigen Inſtituten. In dieſen Teil von Wandas Leben bekam Thekla erſt nach und nach Einblick, weil die Tante davon nicht viel Weſens machte.

Man konnte nicht gut ſoviel Energie täglich am Werke ſehen, ohne einen Anſporn zu Ähnlichem zu ſpüren. Thekla bat die Tante, ſie doch auf ihre Gänge in die Armenviertel mitzunehmen. Wanda that das, mit vorſichtiger Auswahl der Fälle. Sie wußte, daß die Nichte noch nicht reif ſei, das Elend in jeder Geſtalt zu ſehen.

Es ſchien Thekla, als ſehe ſie jetzt erſt, wozu ſie auf der Welt ſei. So ſchien das Leben wirklich des Lebens wert. Wenn ſie zurück dachte an die langen Monate des vergangenen Winters, wo ſie die Tage in Müßiggang zugebracht hatte, höchſtens unterbrochen von ſchaler Romanlektüre und fadem Klatſch mit Frau Bartuſch, dann begriff ſie, was ſie jetzt gewonnen hatte, in ſeinem vollen Werte. In Tante Wandas Geſellſchaft kam man nie zur Langeweile. Sie hatte etwas an ſich, das im anderen die Lebensenergie ſtärkte. Nicht immer war es bequem, mit ihr zuſammen zu ſein, denn ſie beobachtete ſcharf, und war ſchnell mit einer Rüge zur Hand.

Aber Wanda ging auch für ihre Freunde durch dick und dünn, wenn es darauf ankam. Hatte sie einen Menschen gern, so konnte er schon große Fehler und Schwächen haben, sie hielt dennoch in Liebe an der Persönlichkeit fest.

Wanda Lüdekind war nicht gänzlich ohne geselligen Umgang. Die Leute, die sie bei sich sah, waren solche, denen man sonst nicht in Gesellschaft zu begegnen pflegte. Da war ein Geistlicher, das Haupt der freireligiösen Gemeinde. Wanda hielt im allgemeinen nicht viel von der Geistlichkeit. Zuviel Opportunismus und Abhängigkeit bemerkte sie in und um diesen Stand. In diesem Manne hier sah sie einen, der eine eigene Meinung zu haben wagte, auch im Religiösen, und der aufrecht und unabhängig auf dem stand, was er für wahr hielt. Obgleich sie der freireligiösen Gemeinde nicht angehörte, so waren seine Predigten doch die einzigen, die sie besuchte.

Ferner sah man bei ihr häufig einen Mann, den Thekla vom Elternhause her gut kannte: Doktor Beermann. Er war auch Tante Wandas Hausarzt und ihr Freund. Sie schätzten sich gegenseitig hoch, stritten sich aber oft. Wanda Lüdekind war eine schlechte Patientin und sehr unvorsichtig. Sie lachte den Arzt aus, wenn er ihr sagte, sie zehre vom Kapital ihrer Gesundheit, das sowieso kein allzu großes sei.

Am vertrautesten aber stand Wanda Lüdekind mit einem jungen Advokaten. Sie hatte Rechtsanwalt Reppiner kennen gelernt durch einen Prozeß, den er für sie geführt. Seitdem war er ihr Sachwalter und Berater in allen Geschäftsfragen. Es hatte sich damals um ein Wegeservitut gehandelt, das angeblich auf Wandas Grundstück ruhen sollte. Durch viel Scharfsinn war es Reppiner gelungen, die Unhaltbarkeit dieses Servituts, welches das

Grundstück stark entwertete, nachzuweisen, und seiner Klientin zum Siege zu verhelfen.

Wanda Lüdekind wußte den jungen Mann nicht bloß darum zu schätzen, weil er ein geschickter Advokat und tüchtiger Geschäftskenner war, sie hatte überhaupt, wie sie selbst sagte, für gescheite Menschen eine Schwäche. Vor allem aber empfand sie Mitleid für Reppiner. Er war von Natur ein feinfühlender Mensch, überaus empfindlich und leicht verstimmt. In Gesellschaft der meisten seines Volkes fühlte er sich nicht wohl, und unter den Christen, die ihn höchstens duldeten, konnte ihm auch nicht behaglich zu Mute werden. Der Sarkasmus, den Reppiner zur Schau trug, war ein Notbehelf, mit dem er sich über seine verzweifelte Lage, überall der Hund im Kegelschube zu sein, hinwegzusetzen versuchte.

Wanda verstand die Tragik solchen Daseins, ohne daß er sich ihr eröffnet hätte. Sie pflegte Reppiner in der Woche mindestens einmal einzuladen, aber immer allein. Überhaupt liebte sie es, ihre Gäste möglichst einzeln zu haben; sie behauptete, daß sie sich dann am natürlichsten gäben und am unbefangensten ihr Wesen zeigten.

Thekla hörte mit Staunen der Unterhaltung zu, wie sie bei solchen Gelegenheiten gepflogen wurde. Für manches, was sie anfangs nicht verstand, ging dem jungen Mädchen mit der Zeit das Verständnis auf. Zu Haus hatte sie dergleichen nie erlebt. Ihr Vater war ja auch ein kluger Mann von mancherlei Interessen gewesen, doch so offen, wie Tante Wanda im Kreise ihrer Freunde, hatte er nie gesprochen. Mit dem Geistlichen unterhielt sie sich über Religion und Philosophie, mit Doktor Beermann über Naturwissenschaft und Verwandtes, mit Reppiner schließlich pflegte sie zu politisieren. Da gab es wirklich kaum ein Thema, das nicht berührt wurde, und selten nur geschah es, daß

Wanda durch einen Wink oder eine kurze Bemerkung die Grenze bezeichnete, über die in Theklas Gegenwart nicht gegangen werden ſollte.

Der Kreis von Tante Wandas Gäſten erweiterte ſich in dieſer Zeit noch um einen. Gabriel Bartuſch, der wieder mal auf Sommerferien zu Haus war, hatte Thekla ſeinen Beſuch gemacht und war von Wanda aufgefordert worden, gelegentlich des Abends zu kommen. Gabriel ließ ſich das natürlich nicht zweimal geſagt ſein. Dem jungen Mädchen war etwas bange, wie die freie und ſelbſtbewußte Art des ehemaligen Spielkameraden hier aufgenommen werden würde; aber ſiehe da: Gabriel Bartuſch fand Gnade vor Wanda Lüdekinds Augen. Sehr bald meinte Thekla ſogar, daß die Tante den Gaſt allzuſehr für ſich in Anſpruch nehme. Wanda liebte an dem jungen Menſchen das Stürmiſche, Rechthaberiſche, Unaus, gegohrene, ſie fand, daß es ſich wundervoll mit ihm ſtreiten laſſe. Gelegentlich, wenn ſie ſich einmal recht verbiſſen hatten, rief ſie dann der Nichte, die ſtumm dabei ſaß zu: „Thekla, warum ſprichſt du denn nicht? Sage doch deine Anſicht!“ und zu Gabriel gewendet: „Sie könnte nämlich ſehr gut, wenn ſie nur wollte. Denn im ſtillen hat ſie ihre Anſicht über jede Sache.“ Dann ging es wieder weiter zwiſchen den beiden.

Auch das Gebiet des Glaubens wurde bei ſolchen Gelegenheiten berührt. Gabriel machte kein Hehl daraus, daß er auf den Materialismus ſchwöre, und daß ihm aller Supranaturalismus „Blödſinn“ ſei.

„Thekla!“ rief dann wohl die Tante. „Es ſchadet dir nichts, wenn du auch mal ſo was mit anhörſt. Aber du verſprichſt mir, von dem Unſinn, den er da redet, kein Wort zu glauben!“

Thekla war anfangs entſetzt. Noch nie bisher hatte

ein Wort des Unglaubens ihr Ohr geſtreift. Aber ſie hatte von den Gottesleugnern gehört, und nun mußte ſie es erleben, daß Gabriel Bartuſch, ihr Freund, zu dieſer Menſchenklaſſe gehörte, die ſie zu den Verworfenſten zu zählen, gewöhnt war. Eigentlich wollte ſie ſehr traurig ſein darüber, aber ſie ſah, daß Tante Wanda die Sache nicht ſo furchtbar ernſt nahm. „In zehn Jahren wird er darüber ganz anders denken. Das iſt ſeine Jugend, die ſich ſo radikal gebärdet," ſagte Wanda zuverſichtlich, und Thekla hoffte, daß ſie recht behalten möge.

Derſelbe Gabriel aber, der ſich mit Wanda Lüdekind über die Exiſtenz Gottes und andere Weltprobleme ſtritt, daß die Funken ſtoben, konnte doch auch wieder ganz ſanft und elegiſch, ja ſentimental erſcheinen. Wenn er mit Thekla allein war, ſchien der Freigeiſt in ihm gebändigt.

Er machte jetzt Thekla oft das Leben ſchwer. Gänzlich unaufgefordert erſchien er in Augenblicken, wo ſein Beſuch vielleicht gar nicht am Platze war. Und er verlangte von dem Mädchen jene Vertraulichkeit als ſein gutes Recht, die, als ſie Kinder geweſen, begreiflich erſchienen ſein mochte. Das junge Mädchen konnte nicht mehr im Zweifel ſein über ſeine Abſichten. Nein, ſo hatte ſie es niemals gemeint! Gute Kameraden wollten ſie bleiben; aber das andere, was ſeine heißen Augen von ihr heiſchten, gab ihr ein Gefühl, als ſchlöſſe ſich etwas zu in ihr. Er war ihr Freund, der beſte wohl, den ſie hatte; nichts mehr und nichts weniger. Er hätte dieſe Grenze ſelbſt erkennen müſſen. Die Tante war ja die Güte und Nachſicht in Perſon, aber ſie konnte in ihrem Hauſe doch Rückſichten verlangen! Aber Rückſichtnahme war gerade das, wovon Gabriel nichts wiſſen wollte. Seine Stimmung war wechſelnd wie Aprilwetter, einmal melancholiſch düſter, dann wieder erregt, immer aber wie es

Thekla ſchien, übertrieben. Man hätte ihm wirklich ernſthaft böſe ſein ſollen! Aber Thekla wußte, daß er es nicht gut habe zu Haus, daß das Verhältnis zwiſchen ihm und ſeinem Vater von Tag zu Tag unleidlicher wurde; darum meinte ſie, müſſe man ihm manches zu Gute halten.

Es war ein eigenes Ding! Sie vermochte Gabriel, ſo gern ſie ihn hatte, nicht ganz ernſt zu nehmen. Lag es daran, daß man ſich ſchon ſo lange kannte? — Er mochte eine noch ſo tragiſche Miene aufſetzen, er mochte noch ſo gewichtige Worte im Munde führen, für ſie blieb er Gabriel Bartuſch, ihr Jugendgeſpiele, mit dem ſie ſich geneckt, gebalgt, ja umarmt hatte. Überall blickte ihr aus ſeiner neuen Manneswürde der Knabe heraus. Er imponierte ihr nicht im mindeſten. Sie fühlte ſich ihm überlegen, trotz aller ſeiner Klugheit und der vielen Dinge, die er gelernt hatte. Niemals hätte ſie ſich vorzuſtellen vermocht, daß er ihr Mann werden könne. Ja dieſer Gedanke: ſie mit Gabriel verheiratet, hatte geradezu etwas Komiſches für ſie.

Eines Vormittags kam er auch wieder. Die Jungfer hatte ihm zwar am Eingange geſagt, das „gnädige Fräulein" — womit ſie ihre Herrin meinte, (von Thekla ſagte Kathinka nur: das „junge Fräulein") — ſei ausgegangen. Gabriel aber ging nun erſt recht, da er Thekla allein wußte, in den kleinen Salon, wo er die Erſehnte auch wirklich traf. Sie las.

„Meine Tante iſt aus zu Krankenbeſuchen!" erklärte Thekla, nachdem ſie ihm die Hand gereicht.

„Iſt mir bereits vorn geſagt worden! Ich kam auch nicht Ihrer Tante wegen, ſondern um Sie zu ſehen. Oder iſt das etwa unpaſſend?"

Thekla warf ihm als Antwort nur einen ſtrafenden Blick zu.

Er meinte: „Sie werden ja jetzt ſo koloſſal korrekt! Man weiß kaum noch: darf man Sie mit Ihrem Namen nennen, oder muß man ‚gnädiges Fräulein‘ ſagen?“ —

„Für Sie bin ich: Thekla! Das wiſſen Sie ganz gut!“

Nach einer Pauſe, während der er mürriſch zu Boden geblickt hatte, fragte er plötzlich: „Warum leſen Sie nicht weiter?“

„Weil Sie hier ſind, Gabriel!“

„O, wie höflich!“

„Gabriel!“ rief ſie, vor Unwillen errötend. „Was ſoll das? Dazu kommen Sie zu mir, um dann ſo zu ſein! Das iſt wirklich häßlich von Ihnen! Ich verſtehe nicht, was ſeit einiger Zeit mit Ihnen iſt! Sie haben ſich ſo ganz verändert!“

„Wenn du wüßteſt, wie mir zu Mute iſt!“ — — Und mit einem Male lag er zu ihren Füßen und bedeckte ihr die Hände mit Küſſen. Thekla war völlig überrumpelt. Sie verſuchte aufzuſpringen.

„Gabriel — ich glaube — Sie ſind nicht geſcheit! Laſſen Sie mich!“

„Nur einmal — nur ein einziges Mal . . . .“

Es war ihr gelungen, ſich loszumachen. Sie flüchtete vor ihm hinter den großen, runden Tiſch.

Er war aufgeſtanden. Sie betrachtete ihn geſpannten Auges. Wenn er ihr nachkommen ſollte, dann wollte ſie die Thür zu erreichen ſuchen. Aber er ſchien ſich eines Beſſeren beſonnen zu haben. Wie ein düſterer Schatten flog es über ſeine Züge, er wandte ihr den Rücken, warf ſich in einen Stuhl und bedeckte die Augen mit der Hand.

Thekla hatte ſich ziemlich ſchnell von dem erſten Schrecken erholt. Es war ja nur Gabriel geweſen! Und doch, ihre Pulſe flogen. Welchem Mädchen von ſiebzehn

ſollte auch nicht das Herz klopfen, halb vor Angſt, halb vor Wonne, wenn es einen Jüngling zu ſeinen Füßen ſieht! —

Und nun ſaß er da, hielt die Augen bedeckt und ſtöhnte! Sie genoß das Aufregende der Situation. Aber je länger es währte, deſto deutlicher empfand ſie, daß ſie etwas thun müſſe. Tante Wanda konnte kommen, oder das Mädchen. Was würde man denken von ihr, hätte man ſie beide ſo vorgefunden! —

Sie trat vorſichtig an ihn heran, und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Gabriel!“ Er antwortete nicht. „Gabriel! Hören Sie nicht?“

„Was wollen Sie?“ Er ſah ſie noch immer nicht an.

„Sie müſſen vernünftig ſein!“

„Vernünftig — oh! Sie ſind es ja für zweie!“

„Verſprechen Sie mir, daß Sie das nie wieder thun wollen!“

„Was nicht thun?“

„Nun, das von vorhin — dort!“ Sie wies nach der Stelle, wo er gekniet hatte.

„Köſtlich!“ rief er und lachte wild auf. „Wahrhaftig, Sie ſind die Tugend in Perſon! Haben Sie keine Angſt; ich werde Ihnen nichts anthun! Bleiben Sie ruhig hier bei Ihrer Tante, in Gottes Namen! Ich will Ihnen nicht mal ſagen, was ich vorhatte. Sie könnten noch nachträglich in Ohnmacht fallen, ſonſt. Sie hätten nicht den Mut gehabt dazu. Nein, Sie nicht! Sie werden immer bleiben, was Sie ſind.“

Mit dieſen rätſelhaften Worten ging er. Thekla wußte nicht recht, ſollte ſie weinen oder lachen. Was wollte er denn? Wozu hätte ihr der Mut gefehlt? Was hatte er vorgehabt mit ihr? — — —

Eine ganze Woche lang kam Gabriel nicht mehr in ihre Nähe. Er war zu tief gekränkt, und glaubte wieder einmal, ſie zu haſſen. Es war zum Verzweifeln mit dem Mädchen!

Sein Plan war kein geringerer geweſen, als mit ihr zu entfliehen. Er hatte gehört, daß es für Liebende in England leicht gemacht ſei, ſich trauen zu laſſen. So viel Geld, um mit Thekla bis London zu kommen, hatte er ſich erſpart. Wenn einmal dort, hoffte er ſich weiter durchzuhelfen. Deutſchen Unterricht wollte er geben, ſich einem Baubureau anbieten als Zeichner. Um die Mittel zur Exiſtenz war ihm nicht bange; wenn es ihm nur gelang, das Mädchen für ſeinen Plan zu gewinnen.

Und bei dem erſten Anlaufe war er ſo kläglich geſcheitert!

Nun wollte er ſich Thekla ganz aus dem Kopfe ſchlagen. Sie war doch eben ein kleiner Geiſt!

Aber acht Tage nach ſeiner Niederlage ſaß er ſchon wieder bei den beiden Damen, debattierte mit Wanda über große Fragen und warf verſtohlene Blicke nach Thekla, die ihm liebenswerter erſchien denn je; doppelt verführeriſch und verwirrend in der vorwurfsvollen Zurückhaltung, die ſie ſeit jener Szene an den Tag zu legen für geboten fand, und aus der doch ihre Nachſicht deutlich genug hervorleuchtete.

Wanda Lüdekind ſah, was hier vor ſich ging. Sie ſah es mit Augen, welche die Erfahrung geſchärft hatte, fühlte es mit dem Inſtinkte eines Herzens, dem die Widerſprüche und Unberechenbarkeiten der Liebe nichts Fremdes ſind. Sie ſtand auf Gabriels Seite; denn dieſes alte Mädchen liebte die ſtarken Leidenſchaften. Der Junge hier hatte ſein ganzes Herz verloren, das war klar. Aber ebenſo feſt ſtand, daß er keine Gegenliebe finde.

Wie ſich alle Verhältniſſe wiederholten in der Welt! —

Aber man konnte nicht helfen, mit aller Erfahrung nicht, die man ſich in bitterem Leid ſelbſt erworben hatte. Das mußte durchgekämpft und erlitten werden; jeder für ſich!

In keiner Angelegenheit des Lebens ſtand der Menſch ſo allein, ſo unter eigenſter Verantwortung wie in der Liebe.

Wenn ſie ſich ihre Nichte Thekla betrachtete — und ſie ſah mit dem Auge eines Weibes, das ihrem eigenen Geſchlechte bis auf den Grund blickte — ſo erkannte ſie, daß bei dieſem Kinde, welches doch ſchon Jungfrau war, noch alles zuſammengefaltet lag, wie in einer Knoſpe, die noch nicht aufgebrochen iſt. Nur nicht vorzeitig einzelne Blätter löſen! Von ſelbſt mußte das werden. Die Blüte war eine von den ſpät kommenden. Sie würde ſich erſchließen, wenn ihre Zeit da war.

Zweites Buch

I.

Die schöne Zeit bei Tante Wanda fand ihr Ende, als der Termin von Frau von Lüdekinds und Finanzrat Sängers Hochzeit herankam.

Wanda Lüdekind wollte das nicht mit erleben; sie verreiste in ein Bad, das sie sich selbst verordnete.

Thekla kehrte zur Mutter zurück. Zunächst kam der Umzug, denn die Hochzeit sollte im neuen Quartiere begangen werden. Thekla hatte der Mutter dabei zu helfen.

Das war eine traurige Umwälzung. Das neue Quartier lag mehr im Centrum der Stadt. Freilich war da alles viel neuer und feiner; aber ein noch so glänzendes Treppenhaus und all das Bunte, Schimmernde und Geschnörkelte an den Decken und Tapeten, konnte die Gemütlichkeit der alten Wohnung nimmermehr ersetzen. Einen Garten gab es auch nicht, dafür aber den Blick auf ein eben so hohes, langweiliges Haus gegenüber, und dazwischen eine mit Läden besetzte, stark befahrene Straße. Wie fremd nahmen sich in den neuen Zimmern die lieben, alten Familienstücke aus. Früher, in der ihnen zukommenden Umgebung, hatten sie den Eindruck des Heimlichen und Behaglichen gemacht; hier wirkten sie altmodisch und abgenutzt.

Die Wohnzimmereinrichtung des Verstorbenen und die

Dinge ſeines alltäglichen Gebrauches waren nicht mit in das neue Quartier gewandert. Nur einiges Wenige hatte ſich die Witwe behalten zum Andenken. Seine Möbel, Bücher und Kleider aber wurden Arthur überlaſſen.

Alles das war ja eigentlich nur natürlich; aber Thekla konnte ſich ſchwer darein finden. Es ſchien ihr unerhört, daß ſo die Erinnerung an ihren guten Vater immer mehr ausgelöſcht werden ſollte. Wie gut, daß Tante Wanda ſein Bild hatte malen laſſen; daß wenigſtens ſeine Züge nicht in Vergeſſenheit geraten konnten.

Thekla erzählte der Mutter einmal von dieſem Bilde. Die Witwe war ſehr erſtaunt; ſie hatte bisher nichts davon geahnt. Sie war geradezu beleidigt. „Das ſieht Wanda ähnlich!“ rief ſie. „Hinter meinem Rücken ſo was zu machen!“ Thekla widerſprach: Die Tante war der beſte und liebſte Menſch, den es gab, und ſie werde hier immer ungerecht beurteilt. Das gab Frau von Lüdekind Gelegenheit, der Tochter zu antworten: Wanda habe ihr nun auch das Vertrauen ihres Kindes geſtohlen, wie ſie ihr früher die Liebe ihres Mannes geſtohlen habe. Und das alles aus Haß und Eiferſucht. So ſei Wanda ihr Lebtag geweſen, hochmütig und intrigant. Und nun, wo ſie eine alte Jungfer, werde das immer ſchlimmer. Die ganze Sache mit dem Bilde laufe auf weiter nichts heraus, als auf einen ſchlechten Streich gegen ſie, die Witwe. Damit es ſo ausſehe, als liebe und verehre Wanda den Toten mehr, als die eigene Familie.

Der Abſchluß dieſer gereizten Auseinanderſetzung waren Thränen auf beiden Seiten. Thekla vermochte die Mutter nicht mehr zu verſtehen. Die war jetzt häufig in ſolch aufgeregtem Zuſtande, wußte dann kaum noch, was ſie ſagte und that. Leid hätte die Mutter einem thun können, wäre ſie nicht ſo ungerecht geweſen.

Finanzrat Sänger leitete jetzt alles, als sei er bereits der Hausherr. Er hatte andere Dienstboten angenommen und die früheren ohne Ausnahme entlassen. Sänger meinte, daß sich durch die Leute die Fehler des alten Hauswesens leicht auf das neue übertrügen, und das wolle er nicht haben. Auch Hanka, die alte Wendin, wurde bei dieser Säuberung nicht verschont. Thekla war machtlos, etwas für das alte, gute Wesen zu thun, die dem Hause manches Jahr in Treue gedient hatte; sie schrieb deshalb an Tante Wanda um Hilfe. Und Wanda Lüdekind, die im Vorstande des „Altenheims" saß, verschaffte der Greisin dort eine Ruhestelle.

Die Hochzeit fand im kleinsten Kreise statt. Von Seiten des Bräutigams waren zwei Schwestern erschienen, alte Jungfern. Die größte Besorgnis dieser Damen schien zu sein, jemand könne sich einbilden, ihr Bruder sei seiner Erwählten nicht in jeder Beziehung ebenbürtig. Sie deuteten an, daß er jede hätte haben können, nach der ihm gelüstet, und brüsteten sich mit den Herzen, die er ehemals gebrochen. Von Frau von Lüdekind war der einzige Bruder da, ein älterer Mann, pensionierter Beamter, der fast ganz taub war, aber nichts destoweniger über jedes Wort, das gesprochen wurde, auf dem Laufenden erhalten sein wollte.

Diese Hochzeitsgesellschaft vervollständigte ein Geistlicher, der all die Taktlosigkeit — zu der es hier für den günstig Veranlagten Gelegenheit in Fülle gab — soweit er solche nicht bereits am Altare angebracht, bei den Tischreden, deren er dreie hielt, nachzuholen für notwendig fand.

Für Thekla war der einzige Lichtblick, daß sie Arthur und Agnes wiedersah, von denen sie Monate hindurch getrennt gewesen war. Arthur sollte während der Sommerferien seine Wachtmeisterübung machen. Agnes war nur für die Hochzeit aus ihrer Landpension beurlaubt worden

und ſollte gleich darauf wieder zu der Paſtorsfamilie zurückkehren. Thekla aber, ſo war verabredet, würde zu Tante Wanda gehen, um ihr während des Badeaufenthalts Geſellſchaft zu leiſten. Das neuvermählte Paar ſchließlich hatte eine längere Flitterwochenreiſe nach dem Süden vor.

So ging denn ſchon am Tage nach der Hochzeit die ganze Familie wieder auseinander. Zum erſten Male in ihrem Leben machte Thekla eine längere Eiſenbahnfahrt allein. Nach eintägiger Reiſe befand ſie ſich in einem entzückenden Badeorte Süddeutſchlands.

Sie lebten dort zu zweien, von Bekannten nicht geſtört, ganz ihrem Wohlbefinden und ihrer Geſundheit. Einem Badearzt gab man ſich nicht in die Hände. Wanda Lüdekind hatte über Ärzte, Medizin, und alles was damit zuſammenhing, ſehr ausgeſprochene Anſichten. Von männlichen Händen laſſe ſie ſich nicht berühren, war einer ihrer Grundſätze. Und ſterben werde ſie auch ohne ärztliche Hilfe.

Vom Sterben ſprach ſie überhaupt gern. Sie hatte Thekla gegenüber ſchon mehr als einmal erwähnt, welche Stücke ihrer Einrichtung ſie ihr hinterlaſſe und was davon Kathinka, ihre Jungfer, erhalten ſolle.

Das alte Fräulein, das ſelbſt ſo unvorſichtig war, zeigte ſich, wenn es ſich um die Geſundheit der Nichte handelte, ſehr ſtreng. Thekla wurde zeitig zu Bett geſchickt und mußte früh aufſtehen. Auch in Bezug auf Nahrung und Kleidung hatte Tante Wanda ausgeſprochene Prinzipien, die ſie der Nichte auferlegte. Die Bäder, Ruheſtunden und Spaziergänge, welche ſie dem jungen Mädchen nach ihrem Ermeſſen verordnete, wurden ſtrengſtens innegehalten.

Thekla erſchien es manchmal wirklich etwas viel. Sie fühlte ſich doch ganz geſund, und wurde dabei wie eine

Patientin behandelt. Sie hätte gern die Konzerte der Kurkapelle beſucht, oder gelegentlich mal auf einer der wöchentlichen Réunions den Verſuch gemacht, ob ſie das Tanzen noch nicht gänzlich verlernt habe. Aber Tante Wanda fand das für unnötig.

Dieſe unerfüllten Wünſche waren aber auch wirklich der einzige Schatten des Badeaufenthaltes. Man lebte in wundervoller Luft und in herrlicher Landſchaft. Die Bewohner waren freundlich und zuvorkommend, weil ſie ja von den Gäſten lebten. Wanda Lüdekind aber, die hier mal von ihrer ſonſtigen Thätigkeit völlig ausſpannte, ſchien um viele Jahre jünger. Thekla begriff jetzt, was ihr einmal ihr Vater geſagt hatte von Tante Wanda: ſie ſei vor dreißig und mehr Jahren das reizendſte junge Mädchen geweſen, das man ſich nur vorſtellen könne.

Mit einem gewiſſen Bangen ſah Thekla der Zeit entgegen, wo ſie würde nach Haus zurückkehren müſſen. Hatte ſie denn überhaupt noch ein Heim? — Nichts winkte ihr in der Zukunft, was ſie hätte locken können: keine Thätigkeit, keine Freude, kein Menſch, von dem ſie hätte ſagen dürfen, daß ſie ihm und daß er ihr zugethan ſei. Wie öde war der vorige Winter geweſen, und wie viel trüber noch würde der kommende ſein! Sie ſeufzte oft im ſtillen, wenn ſie dachte, was ihrer nun harrte. Schon hatte Frau Sänger geſchrieben — wie der Tochter der Name ungewohnt klang — daß ſie das „liebe Kind" nun wieder zurückhaben wolle.

Es war an einem der letzten Abende vor Theklas Abreiſe. Wanda lag auf dem Sofa, ſie fieberte ein wenig, hatte ſich bei rauhem Wetter erkältet. Richtig zu Bett legen wollte ſie ſich nicht, ſie komme ſich ſo dumm vor, wenn ſie am Tage im Bett liegen ſolle. Thekla hatte ihr aus der Marterbank eines Chambregarnie-Sofas mit Hilfe

von Decken und Kiſſen ein leidlich bequemes Lager zurechtgemacht. Nun ſaß ſie bei der Tante und las ihr aus einem Bande vor, den man ſich aus der Leihbibliothek des Badeortes geholt hatte. Plötzlich rief Wanda: ſie ſolle aufhören, die Geſchichte langweile ſie. Dem jungen Mädchen that das leid, denn ſie hatte den Roman ſpannend gefunden.

„Es iſt zu thöricht von den Schriftſtellern," ſagte Wanda, „daß ſie immer Gefühle ſchildern wollen, von denen ſie unmöglich etwas verſtehen können. Was wiſſen ſolche Menſchen überhaupt, wie es in einer Frau ausſieht, wie's uns zu Mute iſt, wie wir fühlen. Ganz, ganz anders iſt Frauenliebe, als in den Büchern zu leſen ſteht — ganz anders!"

Die Hände unter dem Kopfe, lag ſie und blickte mit glänzenden Fieberaugen ſtarr vor ſich hin. „O, ganz anders!" hörte Thekla noch einmal. Sie wunderte ſich im ſtillen, was die Tante wohl von Liebe wiſſe. —

„Ach, Dummheiten!" ſagte Wanda Lüdekind plötzlich laut zu ſich ſelbſt, als ſchüttle ſie etwas ab, und wandte ſich dann mit veränderter Miene der Nichte zu. „Du kommſt jetzt wieder nach Haus zurück, Thekla — oder doch in das Haus deiner Mutter. Haſt du dir denn ſchon etwas ausgedacht für den Winter? Denn die Zeit ſo vertrödeln, wie im vorigen, das wirſt du doch nicht wollen!"

Thekla ſchwieg und rückte näher an die Tante heran. In ihrer hoffnungsloſen Miene lag die Antwort zu leſen. Die Frage, welche die Tante eben geſtellt, laſtete ja ſchon die ganze Zeit über wie ein Alp auf ihr. Am liebſten hätte ſie geantwortet: „Wenn ich nur bei dir bleiben könnte, Tante!" Aber ſie wagte nicht einen ſo großen Wunſch zu äußern, wußte ſie doch auch, daß er unausführbar ſei.

Wanda betrachtete die Nichte eine Weile mit unver-

hohlener Zärtlichkeit. „Gieb mir deine Hand, Kind! — So! — Wie warmes Blut ihr jungen Menſchenkinder habt. — Weißt du, Thekla, ich verſtehe das. Ich war auch einmal jung wie du, freilich ein ganz anderes Weſen. Thörichte, unerfüllbare Wünſche hatte ich. Aber das iſt ja Sache für ſich! — — Ich wollte ſagen: ich kann mit dir fühlen. Du wirſt es zu Haus nicht gut haben. Das Leben will einen erziehen, wohl dem, der das zeitig einſieht! Du biſt weich und ſchüchtern; wenn du überhaupt Bewußtſein haſt, ſo iſt es ein tief im Innern verborgenes. Du kennſt dich ſelbſt nicht, und was in dir ruht. Das Leben aber wird ſchon dafür ſorgen, daß deine Schätze an's Tageslicht kommen. Jetzt führſt du noch ein Daſein, wie die Pflanze ſo ähnlich, aber du wirſt erwachen; mir iſt nicht bange darum. — Du verſtehſt mich nicht, ich ſehe es dir an. Merke dir nur, was ich ſage; vielleicht ſpäter, wenn ich längſt tot bin, wirſt du wieder an meine Worte denken. Wenn du jetzt nach Haus kommſt, in die neuen Verhältniſſe, ſo nimm eine klare Stellung ein von vorn herein zu allem. Wie du dich im einzelnen verhalten ſollſt, das kann ich dir nicht ſagen. Du wirſt ſicherlich auch dort Pflichten finden, die zu erfüllen ſich verlohnt. Vergiß dich dabei aber ſelbſt nicht, mein Kind. Du biſt uneigennützig und gutmütig bis zur Selbſtvernichtung. Halte die Augen offen, ſonſt werden dir die Menſchen grauſam mitſpielen. Dabei magſt du dich ganz der Sache hingeben, die du erwählt haſt, aber laß dich, auch wo du liebſt, nie zur Sklavin eines Menſchen machen. Wir Frauen brauchen klares Bewußtſein und feſten Willen, denn wir tragen genau dieſelbe Verantwortung wie die Männer. Suche dich zur Selbſtverantwortung durchzuarbeiten; das iſt das Höchſte, was man im Leben erreichen kann. —

Vielleicht ist dir dies alles auferlegt zur Erziehung! Darum gehe mutig an das heran, was dir sehr schwer und bitter erscheinen mag im Augenblick. Wenn dir aber die Dinge doch zu kraus werden sollten, und du glaubst allein damit unmöglich fertig zu werden, dann weißt du ja, daß du eine Freundin hast. Dann kommst du zu deiner alten Tante. Hörst du, mein Kind!"

* * *

Thekla war wieder nach Haus zurückgekehrt. Es galt nun für alle Teile, sich in den veränderten Verhältnissen zurecht zu finden.

Am schwersten wurde es für Thekla, in der Frau des Finanzrats Sänger ihre Mutter zu sehen. Gewiß, es war ja noch dasselbe Gesicht, dieselbe Stimme, dieselben altgewohnten Redewendungen, und doch war was Fremdes in alledem. Es schien Thekla, als habe die Mutter etwas eingebüßt, etwas Reines, Hohes, etwas, das sich für das Kind mit dem Namen „Mutter" unzertrennbar verband. Dieses Besondere war unwiederbringlich abgestreift.

Herr und Frau Sänger waren zwar kaum ein halbes Jahr verheiratet, aber der junge Ehemann hatte sich erstaunlich schnell in die Rolle des Herrn und Gebieters eingelebt. Sänger war nicht gerade ein bärbeißiger Tyrann, er kleidete sein Regiment vielmehr in milde Formen. Nie versäumte er, selbst wenn er tadelte, seine Frau mit „Liebe Ernestine!" oder „Mein gutes Kind!" anzureden. Auch die Kinder seiner Frau patronisierte er, liebte es, sich in der patriachalischen Rolle eines Familienvaters zu zeigen. Wenn er etwas befahl, so gab er stets die Gründe an, warum er das so und nicht anders haben wolle. Seine

Umgebung ſollte im ſteten Gefühl ſeiner unbedingten Überlegenheit erhalten bleiben. Aber ſeine weitſchweifigen Reden und umſtändlichen Formen machten die Rechthaberei doch nicht leichter erträglich. Er hatte die Taktloſigkeit, ſeine Frau auch in Gegenwart der Kinder oftmals zu ſchulmeiſtern. Er mäkelte an ihren Toiletten, bei Tiſch ſprach er über das Eſſen. Jedes Thema, das er anſchlug, gab ihm Gelegenheit, Belehrungen daran zu knüpfen.

Theklas Augen waren jetzt geſchärft genug, zu erkennen, daß die Mutter ſich nicht glücklich fühle. Gerade weil ſie krampfhaft verſuchte, ihre Empfindungen vor den Blicken der älteren Tochter zu verbergen, wurde ſie durchſchaut.

Für Thekla war es ſchwer genug, ihre Stellung dem Stiefvater gegenüber zu wahren. Sänger fühlte ſich berufen, auch ſie zu erziehen. Manchmal drohte es dem jungen Mädchen zu viel zu werden. Aber ein Blick auf das unglückliche Geſicht ihrer Mutter hielt ſie immer wieder davon ab, ſich aufzulehnen.

Am beſten den Hausherrn zu nehmen, verſtand es ſchließlich die kleine Agnes. Er imponierte ihr gar nicht, ſie behandelte ihn nach wie vor wie einen komiſchen, alten Onkel, neckte ihn, fuhr ihm über den Mund, ja machte ſich offenkundig über ihn luſtig. Angedrohte Strafen nahm ſie nicht ernſt, und wurde ſie wirklich einmal beſtraft, dann ertrug ſie auch das mit der ihr eigenen Dickfelligkeit.

Thekla fühlte ſich durch die Entwickelung, die Agnes nahm, beunruhigt. Früher war das Kind ganz von ihr abhängig geweſen, hatte ſich willig der Überlegenheit der älteren Schweſter gefügt. Aber im Laufe des letzten Sommers war auch darin eine Änderung eingetreten. Agnes hatte in dem ländlichen Pfarrhauſe, wo ſie ſich ihrer Kräftigung halber und um für den Konfirmationsunterricht vorbereitet

zu werden, aufgehalten, viel mit den halbwüchsigen Paſtorsjungens herumgetollt. Ob ſie in der Religion große Fortſchritte gemacht habe, erſchien fraglich; ſoviel ſtand feſt: ihre Manieren hatten nicht gewonnen, ebenſowenig ihre Sprache, die durch eine Anzahl Kraftausdrücke bereichert war, wie ſie in den männlichen Flegeljahren gang und gäbe ſind. Sie war wieder ein ganzes Stück gewachſen, und bot mit ihrer Stupsnaſe, dem runden Geſicht, den eckigen Gliedern und den ſchalkhaften Augen, die über alles, ſich ſelbſt eingeſchloſſen, immerwährend zu lachen ſchienen, einen ungraziöſen, unreifen, geradezu komiſchen Anblick.

In einem halben Jahre ſollte Agnes nun alſo eingeſegnet werden. Unwillkürlich verglich Thekla die Schweſter mit dem, was ſie in jenem Alter geweſen war. Täuſchte man ſich ſo über ſich ſelber? Es wollte Thekla bedünken, als ſei ſie ſelbſt minder verwildert, unmanierlich und verzogen geweſen damals. Freilich, ſie hatte es ja ſoviel beſſer gehabt als die kleine Schweſter: der Vater am Leben, ein glückliches, gefeſtigtes Leben in der Familie, nichts von der Unraſt und Unſicherheit, die jetzt über ſie alle gekommen war.

Agnes lernte nicht leicht, trotz ihrer Aufgewecktheit. Thekla ſah ihr die Schularbeiten durch und hörte ihr die Aufgaben ab. Sie fand, daß Agnes ſehr zerſtreut, gedankenlos und nachläſſig ſei und daß ſie ſo gut wie kein Intereſſe habe an dem, was ſie trieb. Sie brachte ſchlechte Cenſuren mit heim. Die Mutter klagte und der Stiefvater tadelte; beides blieb ohne Eindruck.

Thekla konnte ſich über das Mädchen nicht genug wundern. Wäre ihr ſo etwas begegnet in der Schulzeit, wie würde ſie ſich geſchämt und gegrämt haben! — Sie redete dem Kinde in's Gewiſſen; das ſchien nicht ganz ohne Eindruck auf Agnes zu bleiben, wenigſtens weinte ſie und

verſprach Beſſerung. Aber die nächſte Cenſur zeigte keinerlei Fortſchritt.

So entſchloß ſich denn Thekla, einmal ſelbſt zu der Vorſteherin zu gehen. Fräulein Zuckmann empfing ihre alte Schülerin mit großer Freude. Sie beklagte es nur, daß Thekla nicht öfters komme. Dann ſprach ſie von früheren und jetzigen Schülerinnen und meinte: „Eine Thekla Lüdekind habe ich nie wieder bekommen. Wenn doch Ihre kleine Schweſter etwas von Ihnen hätte! Aber Agnes iſt ein rechtes Sorgenkind für uns.“

Und nun ſchüttete Fräulein Zuckmann ihr Herz über Agnes aus. Thekla bekam eigentlich nur beſtätigt, was ſie bereits wußte. Agnes ſei leichtfertig und beſitze weder Reſpekt noch Feingefühl, ſonſt könnten ſie Tadel und Strafen doch nicht ſo gleichgiltig laſſen, meinte die erfahrene Erzieherin. Alles das ſei aber nicht ſo ſchlimm, wenn bei einem Mädchen nur das „Gemüt“ in Ordnung ſei. „Und das iſt mir eben ſo merkwürdig, ja geradezu unfaßlich, daß eine Schweſter von Ihnen deſſen ermangeln ſollte!“ —

Nach dieſem Geſpräch mit Fräulein Zuckmann fühlte ſich Thekla doppelt verantwortlich für die kleine Schweſter. Erſetzen ließ ſich ja freilich nicht, was einmal fehlte; aber man konnte das Kind doch vielleicht vor manchem bewahren. Helfen wollte Thekla. Agnes war doch ihre Schweſter. Hier erwuchs ihr in Wahrheit eine Aufgabe, eine, der ſie ſich gern unterwinden wollte.

Die nächſte Zeit brachte für Thekla noch ein anderes Intereſſe. Die Klavierlehrerin erklärte ihr, daß ſie ſie nun für feſt genug in den muſikaliſchen Grundſätzen halte, um neben Klavier fortan auch ihre Stimme auszubilden.

Ganz erfüllt von der Freude darüber, erzählte Thekla das arglos zu Haus. Sänger, der ſowieſo beleidigt war, daß man die von ihm ſelbſt ausgeſuchten Lehrkräfte ab-

geſchafft hatte, legte jedoch ſein Veto ein. Er wußte es ganz genau: aus dem Singen konnte nie und nimmer etwas werden, Thekla hätte keine Stimme.

Es war das erſte Mal, daß Thekla ſich gegen den ausgeſprochenen Willen des Stiefvaters aufzulehnen wagte. Die Mutter that ihr leid, aber hier handelte es ſich um Wichtiges, um ihre Entwickelung. Darum blieb ſie ſtandhaft.

Sie wußte durch Arthur, daß der Vater ihr gleich den anderen Geſchwiſtern ein kleines, ſelbſtändiges Vermögen hinterlaſſen hatte. Bisher war es ihr ſehr gleichgiltig geweſen, was mit ihrem Gelde 'geſchehe. Jetzt fiel ihr zur rechten Zeit ein, daß ſie nicht gänzlich mittellos ſei. Sie fragte, ob ſie nicht die Singſtunden von ihrem eigenen Gelde beſtreiten könne.

Sänger ſah ſie daraufhin etwas verdutzt an. Solche Selbſtändigkeit war er an der älteren Tochter ſeiner Frau nicht gewöhnt.

Daß ſie die Stunden, falls ſie welche nähme, von ihrem eigenen Gelde bezahlen müſſe, ſei ſelbſtverſtändlich, erklärte er ſchließlich. Aber als ihr ehemaliger Vormund und jetziger Stiefvater, müſſe er darauf halten, daß ſie ihr Geld — es ſei ſowieſo nicht allzuviel — nicht zum Fenſter hinauswerfe. Er ſprach dann noch des Längeren darüber, ob es im Prinzip wünſchenswert ſei, daß junge Mädchen ſängen; aber Thekla wußte nun, daß er ihr weiter keine Hinderniſſe würde in den Weg legen können.

So hatte ſie ſich ihre Singſtunden erkämpft. Sie wußte, daß Tante Wanda diesmal mit ihrer Haltung zufrieden ſein würde.

* * *

Gabriel Bartuſch machte eines Tages ganz unerwartet bei Sängers Beſuch. Thekla war überraſcht, denn ſie wußte, daß er jetzt gar keine Ferien habe.

Er wurde dem Finanzrat, den er nicht kannte, vorgeſtellt. Auch in dem neuen Hauſe war er natürlich noch nicht geweſen. Es war für Thekla ein peinlich verlegenes Gefühl, den Jugendgeſpielen unter ſolchen Verhältniſſen wiederzuſehen. Was würde er mit ſeinem kritiſchen Blick nicht alles hier auszuſetzen finden!

Wenn Gabriel kritiſierte, ſo ließ er ſich's diesmal jedenfalls nicht anmerken. Aus ſeinem Weſen konnte man wiedermal nicht klug werden. Er war zerſtreut. Dabei legte er eine unnatürliche Luſtigkeit an den Tag. Thekla kannte ihn ja: wenn er Witze machte, dann war er unglücklich. Was hatte er? Scheinbar nebenbei ließ er fallen: es werde wohl auf lange hinaus das letzte Mal ſein, daß man ſich ſehe. Thekla fragte ihn, ob er zu verreiſen beabſichtige. Er meinte: Verkriechen wolle er ſich! Offenbar hinderte ihn die Anweſenheit der Sängers, ſich deutlicher auszuſprechen.

Durch Ella Bartuſch hatte Thekla bereits erfahren, daß es zwiſchen Gabriel und ſeinem Vater zu heftigen Auseinderſetzungen gekommen ſei, die mit einem völligen Bruch geendet hatten. Mit ihm hier darüber zu ſprechen, war ausgeſchloſſen; auch ſie fühlte ſich durch die Gegenwart der anderen gedrückt.

Und nun wollte es auch noch das Unglück, daß Sänger, als er hörte, daß Gabriel Bartuſch Architekt werden wolle, von Baukunſt zu reden begann, in ſeiner pedantiſch dozierenden Art. Thekla ſah in Gabriels Zügen ein Gewitter aufſteigen. Sie wußte, was kam, wenn er ſo mit geſpannter Miene zuhörte, den Hohn, der ihm um den Mund zuckte, nur mit Mühe zurückhaltend.

Es handelte ſich um einen Muſeumsbau, den die Regierung kürzlich hatte ausführen laſſen. Sänger pries das Werk, und zollte dem Baumeiſter das höchſte Lob.

Als er endlich ſchloß, überzeugt, daß er dem jungen Menſchen durch ſoviel Kunſtverſtändnis und Sachkenntnis mächtig imponiert habe, erwiderte Gabriel: für die Eingeweihten ſei es ja längſt ein offenes Geheimnis geweſen, wie rückſtändig und ſchlecht beraten die Regierung in dieſen Dingen ſei, aber nun habe ſie durch dieſen Bau endlich ein weithinleuchtendes Denkmal ihrer Geſchmackloſigkeit geſetzt.

Gabriel ahnte nicht mal, wie tief er durch dieſes wegwerfende Urteil den Finanzrat traf. Die Pläne zu der Anlage waren ſeiner Zeit zur Prüfung des Koſtenpunktes auch durch Sängers Hände gegangen, und er rechnete ſich daher um das Zuſtandekommen des Ganzen ein hohes, perſönliches Verdienſt an. Es war ſein Muſeum, das hier angegriffen wurde.

Sänger ſah ſich den jungen Menſchen, der ſich ſolches Urteil anmaßte, von oben bis unten an — ein Blick, dem Gabriel mit kühlem Lächeln begegnete — und meinte dann: die Jugend möge ſich gefälligſt erſt auf die Hoſen ſetzen und etwas lernen, ehe ſie ſich eine Kritik herausnehme an Bewährtem.

Gabriel lachte laut auf und rief: das pflegten die alten Herren meiſt zu ſagen, wenn ſie keine anderen Argumente mehr wüßten.

So endete dieſer Beſuch Gabriels ſehr wenig erquicklich. Der Finanzrat machte, als er gegangen, ſeinem Herzen gehörig Luft, ſprach von unerzogenen, jungen Leuten, die noch nicht trocken ſeien hinter den Ohren, und machte ſeiner Frau und Thekla Vorwürfe, daß ſie ſolche Bekanntſchaften hätten.

Thekla wünſchte zwar auch, daß Gabriel etwas be-

ſcheidener aufgetreten wäre, aber ſie nahm doch ſeine Partei gegen den Stiefvater. Gabriel ſei ein ſehr geſcheiter Menſch und werde es einmal ſehr weit bringen. Jeder neue Vorwurf, den Sänger gegen ihn vorbrachte, reizte ſie, einen neuen Vorzug an ihrem Freunde hervorzuheben. Wie gut er zeichne und male, wie er ſich in Sprachen und Weltkenntnis vervollkommnet habe. Sie wunderte ſich ſelbſt, wieviel ſie von Gabriel wußte und was ſie alles zu ſeiner Verteidigung anzubringen verſtand.

Wenige Tage darauf, als Thekla auf dem Heimwege war von Tante Wandas Hauſe, eben im Begriff, die ſtädtiſche Promenade zu kreuzen, hörte ſie Schritte hinter ſich, als gehe ihr jemand nach. Unwillkürlich ſchlug ſie eine ſchnellere Gangart ein. Aber bald war ſie eingeholt; neben ihr ſchritt Gabriel und lüftete den Hut.

Das Wiederſehen kam ihr unerwartet, da er bei ſeinem Beſuche neulich erklärt hatte, daß er am Tage darauf abreiſen werde.

Sie fragte ihn, ob er ſeinen Plan aufgegeben habe. Er antwortete: Es ſeien beſondere Verhältniſſe eingetreten, die es ihm wünſchenswert gemacht hätten, noch ein paar Tage zu verziehen. Dann fragte er ſie, ob ſie es ſehr eilig habe. Thekla erklärte, daß ſie zu Tiſch zu Haus ſein müſſe, der Stiefvater verlange Pünktlichkeit.

„Ach Gott ja, Ihr Stiefvater!“ rief Gabriel und ſchien eine Bemerkung zu verſchlucken.

„Sie werden doch zu Weihnachten nach Haus kommen, Herr Bartuſch?“ fragte Thekla abſichtlich ſteif.

„Nein!“ rief er heftig. „Weder zu Weihnachten noch zu Oſtern, noch überhaupt, ſo lange es meinem Vater gefällt, mich wie einen dummen Jungen zu behandeln.“

Thekla ſah ihn voll Befremden an. Wie ſeine Naſenflügel zitterten! Er war blaß, ſeine Augen umrändert,

er ſah nicht geſund aus. „Aber Sie ſollten doch verſuchen, ſich mit Ihrem Herrn Vater beſſer zu ſtellen, Gabriel!“ ſagte Thekla, unwillkürlich in die alte Angewohnheit verfallend, ihn beim Vornamen zu nennen. „Er meint es doch ſicher gut mit Ihnen.

„Sagen Sie mir das auch!“ rief er, ſich noch mehr erregend. „Verflucht alle guten Abſichten, wenn er mich nicht verſtehen will. Und doch iſt man abhängig von dieſen alten Leuten! Das weiß er und pocht darauf. Es iſt eine Rohheit, einem das auf jedes Butterbrot zu ſchmieren, dieſes: du haſt nichts und du biſt nichts, lerne erſt was, und du biſt mir Gehorſam ſchuldig und Dankbarkeit. Wahnſinnig könnte einen ſo was machen. Es iſt unwürdig! Ich mag ſein Brot nicht weiter eſſen. Er hat gelacht dazu; aber er ſoll ſehen, daß es mein Ernſt iſt.“

„Was haben Sie vor, Gabriel?“ rief Thekla. „Sie können ſich doch unmöglich von Ihren Eltern trennen!“

„O es geht alles, was man will! Mein Vater hat ſich's ſelbſt zuzuſchreiben, wenn ſein einziger Sohn ihn verläßt. Er hat ſich nie die Mühe gegeben, zu fragen, was mir frommt. Immer nur ſeinen Kopf durchſetzen! — Wiſſen Sie noch, Thekla, wie ich Künſtler werden wollte? Nun, jetzt bin ich ein paar Jahre älter. Ich denke, ich werde mir mein Leben ſelbſt bauen nach meinen Bedürfniſſen. Ich will ſelbſtändig ſein vor allen Dingen. Sie haben keine Ahnung von dem Schneckengang in der Staatscarrière. Erſt vier Jahre auf der Hochſchule, dann dreijährige praktiſche Ausbildung. Alſo nach ſieben Jahren wäre man glücklich am Anfange angelangt. Das iſt nichts für mein Temperament. Was habe ich davon, ob ich mal vor meinen Namen ein ‚Regierungsbaumeiſter‘ oder ‚Oberbaurat‘ ſchreiben kann! Lächerlich, mein Vater, der ſelbſt das Staatsexamen nicht gemacht hat, ſieht darin das

Höchſte, was der Menſch erreichen kann. Und ſehen Sie, darüber iſt der Streit entbrannt. Was mir vorſchwebt, iſt kurz geſagt folgendes: Ich will nur die Vorprüfung beſtehen an der Hochſchule, und mich dann in Privatdienſt begeben. Ingenieure, Architekten, techniſche Beamte aller Art ſind jetzt geſuchte Ware. Korporationen und Private reißen ſich nach uns. Und iſt es nicht hier zu Lande, dann auswärts. Aber meinem Vater kommt das abenteuerlich vor. Darüber iſt es zwiſchen uns zum Bruch gekommen."

„Ihre Mutter muß es ſehr betrüben!" warf Thekla ein.

„Iſt nicht zu ändern! Zuerſt kommt die Pflicht, die man gegen ſich ſelbſt hat. Man muß ſich frei machen von den Alten. So lange man das nicht fertig gebracht hat, iſt man wie ein junges Huhn, dem die Eierſchalen ankleben."

Thekla ſah ihn erſchrocken an. Das widerſprach allem, was ihr bisher gelehrt worden war.

Sie ſchritten eine Weile ſchweigend nebeneinander her. Dann ſagte Gabriel plötzlich mit veränderter, leiſer, bittender Stimme: „Ich wollte Sie auch noch fragen, Thekla, ob ich manchmal an Sie ſchreiben darf?" —

„Natürlich! — Gewiß! Schreiben Sie mir nur, Gabriel!"

Er ſah ſie forſchend an. Viel würde er darum gegeben haben, hätte er ſie jetzt durchſchauen können.

Wie gern hätte er ihr geſagt, daß er von einer geradezu kindiſchen Angſt gefoltert wurde, ſie könne ihm verloren gehen, nun wo er nicht um ſie ſein würde, ſie zu bewachen. Er hätte wünſchen mögen, etwas möchte ihr Geſicht entſtellen, damit nur kein anderer auf ſie aufmerkſam würde. Daß er hätte ſprechen dürfen! Aber ſie war ja ſo ſchreckhaft. Er wußte, wenn er nur eine Andeutung

machte, dann zog sie sich zusammen wie eine jener schamhaft empfindlichen Pflanzen, welche nicht die leiseste Berührung erdulden wollen. Konnte er denn jetzt vor sie hintreten und um sie werben? Er, der nichts hatte und nichts war! Und darum knirschte er mit solchem Ingrimm in den Zaum der Abhängigkeit. Arbeiten, etwas aus sich machen, unabhängig werden, Geld verdienen — waren die Stufen, die er zunächst erklimmen mußte, ehe er daran denken durfte, sein Auge zu ihr zu erheben.

„Und werden Sie mir denn auch antworten, wenn ich an Sie schreibe?" fragte er, sie immer wieder mit dem scharfen Blicke des Eifersüchtigen musternd.

Thekla zögerte mit der Antwort. Bedenken, daß es unpassend sei, ihm darin zu willfahren, kamen ihr nicht, aber es deuchte sie, als nehme sie mit einem solchen Versprechen etwas auf sich, das sie nicht so würde halten können, wie er es erwarten mochte. „Ich will Ihnen gern schreiben," sagte sie nach einiger Zeit. „Aber ich fürchte, daß ich gar nichts zu schreiben haben werde."

Was er nun sagte, kam schnell und überstürzt. Er sah nur noch eine kurze Strecke Weges, die sie gemeinsam hatten, vor sich. „Ich bin so furchtbar einsam. Keinen Menschen habe ich bisher gefunden, der mir etwas wäre. So wie Sie, Thekla, kenne ich niemanden. Schreiben Sie mir nur alles, hören Sie! Denken Sie nicht, daß es etwas Besonderes sein muß. Jedes, auch das kleinste Lebenszeichen ist von Bedeutung für mich. Ich habe Ihnen das sagen wollen! Ich bin nur deshalb nicht abgereist. Bei meinen Eltern wohne ich nicht. Die denken, ich bin längst von hier abgereist."

„Das war nicht recht von Ihnen! Das hätten Sie nicht thun sollen!"

„Ach, recht und nicht recht! Es giebt Zustände, in

denen man nicht fragt, was ſich ſchickt. In ſolcher Verfaſſung bin ich! Meine Lage iſt verzweifelt. Mein Vater verſucht, mich auszuhungern. So lange ich mich ſeinem Willen widerſetze, will er mir keinen Zuſchuß geben. Nun, es wird wohl noch einen Juden geben, der einem Geld borgt! Von meinem Vater nehme ich keinen Pfennig mehr an. Wenn er mir morgen das Geld ſchickte, ich ſchick's ihm mit wendender Poſt zurück."

„Gabriel! — Haben Sie ſich das überlegt?"

„Ich haſſe ihn. Er tritt zwiſchen mich und mein Glück. Wenn ich denke, wie es ſein könnte! — — Aber Sie wollen nach Haus! Hören Sie nur noch ein paar Worte geduldig mit an! Weil wir uns doch ſo lange nicht ſehen werden! Sie kommen jetzt in das Alter, wo jungen Mädchen der Hof gemacht wird. — Laſſen Sie mich ausreden! Auch Ihnen wird der Hof gemacht werden. Ich ſehe die Männer ſchon ſich um Sie drängen! Wie ich die Laffen haſſe! Vergiften könnte ich jeden . . . . . Thekla, Sie haben mich ſchon oft abgewieſen. Schon als wir Kinder waren, damals als ich Ihnen das Skizzenbuch überreichte, und erſt jüngſt wieder — mehr als genug! Sie weichen mir aus. Sie ſehen mich nicht für voll an. Ich bin ja nichts, habe nichts, kann Ihnen nichts bieten. — Wenn ich dächte, daß Sie . . . . Verſprechen Sie mir! Nein, es würde auch nichts nützen! Halten Sie nur die Augen offen, darum flehe ich Sie an! Jeder Mann iſt ein Egoiſt, und die meiſten ſind auch noch Lumpen dazu. — Leben Sie wohl!"

Mit dieſem wunderlichen Abſchied ging er, oder vielmehr er lief von Thekla. Sie ſtand vor dem Hauſe ihrer Eltern und blickte ihm beſtürzt nach. Wie ein Wirbelwind war das über ſie dahingefahren.

II.

In der ersten Zeit, nachdem Theklas Mutter geheiratet hatte, sah die Familie nur wenig Freunde bei sich. Man war zunächst zu sehr mit der Ordnung des gegenseitigen Verhältnisses beschäftigt, um an Geselligkeit zu denken. Aber nun, wo die Dinge eine festere Form angenommen hatten, legte Sänger die Absicht an den Tag, gesellig zu leben.

Diesem Wunsche kam die Neugier der Freunde entgegen, zu sehen, wie die frisch gebackenen Eheleute wohl mit einander auskämen, ob sie zärtlich seien, wer das Regiment führe, wie die Stiefkinder behandelt würden, und ähnliche hochinteressante Fragen.

Die Wißbegier sollte Befriedigung finden. Sängers machten Besuche.

Vor dem Vorwurfe der Vergnügungssucht wußte der Finanzrat sich zu schützen. Thekla war ja längst dran zum Ausgehen. Sänger sagte es jedem, der es hören wollte, daß er allein seiner Stieftochter zu Liebe sich in die Geselligkeit stürze. Es sei eine große Unbequemlichkeit, die er sich des Kindes wegen auferlege, aber er halte es für seine Pflicht, da er doch nun einmal der Stellvertreter seines verstorbenen Freundes Lüdekind geworden sei.

Lilly Ziegrist rümpfte zwar die Nase darüber, daß Thekla nicht am Hofe ausgeführt werde. Sie sprach von „zweiter Gesellschaft", und bedauerte Thekla, daß sie von vornherein in eine ganz „schiefe Position" komme. Sie würde niemals ein „Sort" machen auf diese Art.

Thekla nahm sich das nicht allzu schwer zu Herzen. Die Dinge, welche ihrer Freundin Lilly als höchstes Ideal

vorſchwebten, ſuchte ſie gar nicht. Vor allen wollte ſie flott tanzen, denn davon hatte ſie ſeit der Tanzſtunde ſehr wenig gehabt.

Die Vorbereitungen allein ſchon, das Ausſuchen der Toiletten, das Anprobieren und die Einkäufe, waren eine Freude für ſich, die ſie als etwas völlig Neues genoß. Dann das Beſuche-fahren. Man lernte eine Menge Menſchen und Häuſer kennen. Sie knüpfte Beziehungen zu jungen Mädchen von neuem an, die ſie in der Schule und im Konfirmationsunterricht kennen gelernt hatte. Die meiſten ihrer Altersgenoſſinnen waren bereits ein oder gar zwei Winter ausgegangen. Man fand es ſehr richtig, ja dringend notwendig, daß ſie nun auch ausgeführt werde, und deutete an, daß ſie manches nachzuholen haben werde.

Und nun liefen die erſten Einladungen ein. Welche Aufregung! Auf einem Balle ſollte Thekla eingeführt werden. Endlich würden ſich auch ihr die Pforten aufthun jener wunderbaren Welt, genannt „Geſellſchaft", von der ſie ſoviel Widerſprechendes gehört und geleſen hatte. Thekla erwartete ſehr viel. Nun würde das Leben erſt eigentlich beginnnen! Jetzt erſt trat ſie in die Zahl der erwachſenen Menſchen ein. Was war man, wenn man noch keinen Ball mitgemacht hatte? Nicht viel mehr als ein Backfiſch! Dame „wurde" man doch erſt, wenn man in Geſellſchaft ging. Wie eine zweite Konfirmation kam es ihr vor, was ihr bevorſtand, ohne die Weihe der eigentlichen, aber doch von großer Bedeutung. Ja, es war ein wichtiger Augenblick ihres Lebens.

Und das Verhalten der Erwachſenen beſtärkte ſie in der Annahme, daß ſie außerordentlichen Erlebniſſen entgegengehe. Es wurde zu Haus kaum noch von etwas anderem geſprochen, als von dem Balle. Die Mutter gab Ermahnungen und korrigierte jetzt häufig an Theklas Hal-

tung und Benehmen. „Das und das darfſt du in Geſellſchaft nicht thun oder ſagen," hieß es, „das iſt nicht Mode!" oder „das ſieht dumm aus!" wohl auch „das iſt nicht mädchenhaft!" Der Stiefvater ließ es an guter Lehre nicht fehlen. Nicht zu frei dürfe eine junge Dame auftreten, ſonſt gelte ſie leicht als kokett, aber auch wiederum nicht zu ſchüchtern, ſonſt werde ſie für einfältig gehalten. Zu oberflächlich ſolle man nicht ſein in der Unterhaltung, aber auch nicht zu gelehrt und gründlich, denn das ermüde. Kurz immer den rechten Mittelweg! „Und vor allem laß das eine nicht außer Acht, Thekla, denn das iſt die Quinteſſenz: immer weiblich! Euer ſchönſter Schmuck iſt doch die echte Weiblichkeit!"

Der Erfolg von ſo vielen guten Lehren war, daß Thekla den Dingen, die da kommen ſollten, mit einer gewiſſen Befangenheit und Unruhe entgegenſah. Die Herren ſchienen doch furchtbar kritiſch zu ſein und ſehr viel zu verlangen. Ob ſie genügen würde? —

Sie muſterte ihr Geſicht jetzt manchmal vor dem Spiegel, mit anderen minder gleichgiltigen Blicken, als ſie es vordem zu thun gepflegt hatte. Sie war in dem Bewußtſein aufgewachſen, nicht gerade häßlich zu ſein. In der Klaſſe hatte ſie ja ſogar zu den anerkannten „Schönheiten" gezählt. Aber was verſtanden Mädchen ſchließlich davon! Würde ſie auch im Ballſaale beſtehen? Lilly Ziegriſt war der Anſicht geweſen, daß Thekla eine „Figur" habe, und es ſchien ihr faſt ſelbſt ſo, wenn ſie beim Aus- und Ankleiden einen Blick in das Glas warf. Aber ihr Geſicht! War das hübſch? Man hatte darüber ſelbſt ſo wenig Urteil, man kannte ſich ſo genau. Wie konnte das, was einem ſo alltäglich und unintereſſant vorkam, anderen beſonders gefallen? Sie unterwarf ihre Züge einer genauen Muſterung, wie man ſich das Geſicht eines fremden

Mädchens betrachtete. Mit manchem darin konnte ſie zufrieden ſein. Sicher konnte niemand ſchönere Zähne und reinere Farben beſitzen, als ſie. Aber Ella Bartuſch zum Beiſpiel hatte eine feinere Naſe, und dann die dunklen Augen mit den langen Wimpern, die ſie ſo intereſſant fand an der Freundin. Ach, davon konnte ſie bei ſich nichts entdecken! Wie ihre Augen in Wahrheit ſeien, das wußte ſie gar nicht, denn ſich ſelbſt im Spiegelbild in die Augen zu blicken, davor ſchämt man ſich doch! Überhaupt — das war eine von jenen rätſelhaften Erſcheinungen, denen man beſſer nicht nachdachte, weil ſie verwirrten — ſie ſchämte ſich des eigenen Körpers.

Als ſie dann zum erſten Male das Ballkleid an hatte, und das merkwürdig kalte Gefühl der entblößten Schultern und Arme fühlte, das feine, kniſternde Rauſchen des Kleides und der Röcke hörte, dazu das künſtliche Gebäude einer hohen Friſur, von der Friſeuſe ſachgemäß hergeſtellt, und Puder, den ihr die Mutter im letzten Augenblick auf Wangen und Naſe gethan, um ihre „lebhaften Farben“ etwas zu dämpfen, kurz nachdem alles an ihr vollendet war, eine Arbeit, die Stunden in Anſpruch genommen hatte, kam ſie ſich ſo fremd vor, ſo beängſtigend fremd. Sicherlich das war nicht ſie, nicht Thekla Lüdekind, dieſe große, elegante Dame, von der ihr der Stehſpiegel im Salon ein glänzendes Bild vortäuſchen wollte.

„Du ſiehſt allerliebſt aus, mein Kind,“ raunte ihr Frau Sänger zu und küßte ſie. Es machte faſt den Eindruck, als ſei die Mutter gerührt. Und auch der Stiefvater gab ſeinen Segen, indem er beifällig ſchmunzelte und behauptete, Thekla ſähe ihrer Mutter ähnlich.

Dem jungen Dinge war ſo ernſt und feierlich zu Mute, gar nicht als ſolle es zu einem Vergnügen gehen. Man machte ſoviel Weſens von ihr, ſie war auf einmal die

Hauptperſon geworden. Die Eltern ſchienen ſtolz auf ſie. Man erwartete ſoviel von ihr. Geradezu angſt werden konnte einem! Wenn ſie nun nicht gefiel! Wenn ſie vielleicht gar nicht tanzte. Wie enttäuſcht würde da die Mutter ſein! Am liebſten wäre ſie gar nicht gegangen. Als ob ſie zu einem Examen müſſe oder etwas ähnlich Schrecklichem, kam es ihr auf einmal vor.

Nach einer Wagenfahrt, bei der ſie ſich in dem ungewohnten Kleide erſt recht unbehaglich fühlte, betrat ſie, verzagten Herzens und auf ein ſicheres Durchfallen gefaßt, den Ballſaal. Hier benahmen ihr die ſtarken Eindrücke von Licht, Stimmendurcheinander, Farben, Duft und menſchlichen Geſichtern geradezu den Atem. Vor ihren geblendeten Sinnen verſchwamm alles in einem großen Chaos. Erſt wurde ſie von ihrer Mutter herumgeführt bei den „Müttern“; denn die zu begrüßen ſei das Wichtigſte. Mechaniſch machte ſie ihre Verbeugung, mechaniſch antwortete ſie auf die an ſie gerichteten Fragen. Dann brachte ihr Stiefvater einen Herren zu ihr, den Vortänzer, der brachte wieder neue Herren herbei. Eine Tanzkarte wurde ihr in die Hand gedrückt. Zehnmal hintereinander und mehr erklang die Frage: „Haben gnädiges Fräulein noch einen Tanz frei?“ Und nun begann ein Verhandeln und Vergleichen der Herren mit ihr und den Herren unter einander, bis alles klappte und ihre Tanzkarte beſetzt war.

Dann erklang der erſte Geigenſtrich, und Thekla flog durch den Saal. Ihre Sorge, daß ſie das Tanzen verlernt habe, erwies ſich als unbegründet. Sehr ſchnell war ſie in dem Rhythmus wieder drin. Und es war doch etwas ganz anderes jetzt, als damals bei der Sandrini, auf einem guten Parkett, bei richtiger Tanzmuſik, im Arme eines wirklichen Herrn, überhaupt auf einem Balle. Und von da an rollte alles gleichſam von ſelbſt ab. Man mußte nur

Zutrauen faſſen, es war gar nicht ſo ſchwer. Auch die Unterhaltung ging beſſer, als ſie gedacht hatte. Die Herren redeten meiſt ſehr lebhaft. Nach einigen Tänzen allerdings ſchon machte ſie die erſtaunliche Entdeckung, daß ſie alle ſo ziemlich dasſelbe ſagten.

Bei Tiſch ſaß ſie mit einer Anzahl anderer junger Leute, Herren und Damen, an einer beſonderen, kleinen Tafel, welche der Vortänzer belegt hatte. Man gab ihr zu verſtehen, daß ſie, wie ſie hier beiſammen ſäßen, die Crême ſeien der Crême.

„Halten Sie ſich nur immer zu uns, Fräulein von Lüdekind," ſagte ihr nach dem Souperwalzer eine von den jungen Damen. „Wir ſind faſt alle adelig, oder doch wenigſtens Offizierstöchter! Die beſſeren Elemente müſſen zuſammenhalten. Mit Kaufmannstöchtern zum Beiſpiel ſoll man ſich nicht einlaſſen. Und mit ſolchen Herren, wie der junge Hepmeier, dürfen Sie nicht wieder tanzen. Sein Vater iſt getauft worden. Aber das konnten Sie doch nicht wiſſen!"

Thekla mußte erfahren, daß ſie noch mancherlei zu lernen habe. Es gab da Fineſſen, von denen man, wenn man nicht eingeweiht war, kaum eine Ahnung haben konnte. Ähnlich wie einſtmals in der Klaſſe war es: eine Anzahl Mädchen hielt zuſammen und blickte auf alle anderen, nicht zu ihrer Clique gehörigen, mitleidig überlegen herab. Auch beſtanden gewiſſe Geſetze und Regeln, die darum nicht minder ſtreng beachtet wurden, weil ſie nirgends aufgeſchrieben waren. Es gab Geheimniſſe, in die man eingeweiht wurde unter dem gewichtigen Verſprechen, ſie heilig zu wahren. Und was für harmloſe Geheimniſſe waren das zumeiſt? — Es gab Anekdoten, Neckereien, Verſchwörungen und Intriguen. Es gab einige Mädchen, die den Ton angaben. Und auch einige räudige Schafe

waren da, um Freude und Triumph der anderen vollkommen zu machen, die hielten ſich von der Herde abſeits und waren der allgemeinen Verachtung preisgegeben.

Dieſes wenig beneidenswerte Los teilten die Schweſtern Kalkmeyer, die Thekla nur zu gut von der Klaſſe her kannte. Sie hatten nicht an Schönheit zugenommen ſeit jener Zeit. Niemand wußte eigentlich recht, warum ſie ausgingen, denn ſie waren ſtets ſchlechter Laune und betrugen ſich ſchnippiſch und gereizt gegen jedermann. Es ließ ſich nicht entſcheiden: waren dieſe Mädchen ſo unliebenswürdig, weil ſie ſchlecht behandelt wurden, oder wurden ſie ſo ſchlecht behandelt, weil ſie unliebenswürdig waren? — Sie tanzten nur bei größtem Damenmangel.

Aus einer Art von kameradſchaftlichem Gefühle heraus, das ſie für jedes Mädchen, das Fräulein Zuckmanns Schule beſucht hatte, empfand, verſuchte es Thekla, mit Helene und Marie Kalkmeyer auf freundſchaftlichen Fuß zu kommen. Aber dieſer Verſuch ſcheiterte an dem Hochmut der beiden. Sie fühlten ſich als Töchter ihres Vaters, der inzwiſchen zu hoher Stellung im Kultusminiſterium befördert worden war. Genau wie ehemals in der Klaſſe hielten ſie ſich für berufen, auch im Ballſaale die Moralwächter zu ſpielen. Thekla bildete einen Gegenſtand großer Entrüſtung für dieſe Mädchen. Sie war leichtſinnig und hoffährtig; denn wie wäre es ſonſt zu erklären geweſen, daß Fräulein von Lüdekind in einem fort tanzte, und daß ſie in einem fort ſaßen? Das konnte doch nur an der Koketterie liegen, mit der dieſe junge Dame, wie die meiſten anderen, die Herren an ſich zu ziehen wußte. Die einzig Tugendhaften waren ſie: Helene und Marie Kalkmeyer. Aber die Männer ließen ſich ja leider immer vom hohlen, gleißenden Scheine anziehen und verachteten das gediegene Gold der echten Sittſamkeit!

Nach einigen Wochen ſchon fühlte ſich Thekla in dem geſelligen Treiben gänzlich heimiſch. Sie kannte nun eine große Anzahl von Leuten und lernte bei jeder Gelegenheit neue kennen. Und ſie kannte ſie nicht allein mit Namen, ſie ſprach zu ihnen, grüßte ſich mit ihnen auf der Straße, kannte ihre Eigentümlichkeiten, ihren Leumund, wie ſie untereinander verwandt waren, ob ſie reich ſeien oder arm, und was ſie in der Welt vorſtellten. Kurz, das junge Mädchen nahm teil an den intimen Beziehungen, den Intereſſen, dem Klatſch eines großen Kreiſes, der ihr bis vor kurzem völlig fremd geweſen war.

In dieſer Zeit erhielt ſie einen Brief von Gabriel Bartuſch, der freilich auf eine ganz andere, ernſtere Tonart geſtimmt war. Von Arbeit ſchrieb er und Studien. Verkehr habe er keinen, wenigſtens nichts was dieſen Namen verdiene; wünſche ſich auch keinen. Die Gegenwart ſei dunkel; und er würde dieſes elende Daſein von ſich werfen als wertlos, wenn er nicht den Schimmer einer Hoffnung hätte für die Zukunft. Was für eine „Hoffnung" er meine, ſagte er nicht.

Thekla verſpürte etwas wie ſchlechtes Gewiſſen, als ſie eines Morgens, nach einer langen Ballnacht noch im Bette liegend, dieſen Brief erhielt. Sie ſah Gabriel im Geiſte in angeſtrengteſter Arbeit, ohne Freunde, ohne Erholung, halb verzweifelt. Von ganzem Herzen that er ihr leid. Sie machte ſich Vorwürfe, daß ſie ſelbſt das Leben ſo leicht nehmen konnte.

Es war ſchwer, ihm auf dieſen Brief etwas zu antworten. Sie hatte ja verſprochen, ihm zu ſchreiben. Aber konnte ſie ihm die tauſend Nichtigkeiten berichten, in denen ſie jetzt ſtand? Welches Kleid ſie vorige Nacht getragen, wer ſie zu Tiſch geführt, mit wem ſie den Cotillon getanzt! —

Ihre Antwort fiel sehr mager aus; eigentlich war es nur eine Ermahnung an ihn: brav zu sein, und der Lohn werde schon nicht ausbleiben. Als sie ihren Brief durchlas, fühlte sie selbst, daß er unbedeutend sei. Sie glaubte Gabriels spöttische Miene zu sehen beim Lesen. Gleichviel! Es war so immer noch besser, als wenn sie etwas geschrieben hätte, was sie nicht empfand und was er hätte mißverstehen können.

Eine erstaunliche Entdeckung an sich selbst machte Thekla in dieser Zeit; sie fand, daß sie in Gesellschaft eine ganz andere Person sei, als sonst im alltäglichen Leben. Sie sprach anders, sie bewegte sich anders, ja sie glaubte, daß sie ein anderes Gesicht habe dort als daheim. Man lachte über Dinge, über die gar nicht zu lachen war, man redete über Sachen, die einem gar nicht am Herzen lagen, man war befangen, geziert, bald unnatürlich zurückhaltend, bald unnatürlich lustig, und alles das ohne irgendwelchen vernünftigen Grund.

Was war das eigentlich? Warum that man das? That man's den anderen Mädels nach? Auch die Herren schlugen meist einen gespreizten lauten Ton an. Wozu spielte man sich diese Komödie vor? Konnte man sich dagegen nicht auflehnen? Sie wollte es versuchen! Aber ehe sie sich's versah, war sie wieder mitten drin in dem Ton, der ringsum alles beherrschte.

Wäre sie auf gesellschaftlichen Erfolg sehr erpicht gewesen, wie einige ihrer Bekannten es waren, so hätte Thekla zufrieden sein können; ihre Tanzkarte war immer im Nu gefüllt, und an Extratouren und Cotillonbouquets fehlte es ihr nicht. Und trotz alledem fühlte sich das junge Mädchen eigentlich nicht befriedigt. Im Augenblicke selbst machte ihr dieses Treiben ja Spaß, ja sie hatte oftmals ein starkes Gefühl des Triumphes, aber die hoch-

gespannten Erwartungen auf das Außerordentliche, das sie erleben würde, hatten sich nicht erfüllt.

Es war doch etwas Ernüchterndes auf dem Grunde all dieser Faschingsfreude. Das, was Vergnügen sein sollte, glich manchmal fast einem Geschäft. Man betrieb es wie Sport. Eigentlich das Widersinnigste, was man sich denken konnte. Von einem wirklich erhebenden Glücke war keine Rede. Von Herzen froh wurde man nicht dabei, und besser erst recht nicht.

Es war für das junge Mädchen ein Glück, daß sie Erholung und Anfrischung haben konnte, so oft sie ihrer bedurfte, bei Tante Wanda. Mit ihr durfte man über alles sprechen, auch über Ballerlebnisse. Wanda Lüdekind war in ihrer Jugend selbst eine flotte Tänzerin gewesen und machte kein Hehl daraus, daß sie mit achtzehn Jahren nicht viel anderes im Kopfe gehabt habe, als: Toilettensorgen, Tanzengagements und Cotillonflitter. Sie ersah aus den eifrigen Erzählungen ihrer Nichte, daß die Welt in den vierzig Jahren, die seitdem verflossen waren, auch nicht viel anders geworden war. Daß Thekla gehuldigt werden würde, hatte Wanda Lüdekind erwartet; aber mit Genugthuung sah sie aus allem, was Thekla auskramte, daß sich das Mädchen den Kopf nicht hatte verdrehen lassen. Die Tante war nach dieser Richtung hin nicht völlig frei gewesen von Sorge. Sie wußte, wie es in Gesellschaft zugeht, wieviel Berechnung auf die jungen Dinger lauert, die ahnungslos zum ersten Male ihre weißen Schultern im Lichte des Tanzsaales ausstellten.

Sie achtete darum mit aufmerksamem Ohre, ob aus den Erzählungen Theklas ein Ton klänge, der ihren Argwohn bestätigen konnte. Aber sie hörte weiter nichts heraus, als jugendlich arglose Freude an den bunten Erlebnissen.

Daß Thekla anſcheinend ſo gänzlich aufging in dieſen Dingen, erſchien unbedenklich. Das würde im Laufe der Tage ſich ſchon alles wieder zurechtrücken und in das richtige Verhältnis finden. Die Hauptſache blieb doch die Erkenntnis, daß das junge Mädchen in ihrem Gemüt durchaus heiter, harmlos und frei geblieben ſei.

Wanda hatte richtig beobachtet darin: Theklas Herz war frei geblieben. Wohl bevorzugte ſie gewiſſe Tänzer. Sie war ſich deſſen voll bewußt, daß dieſer Herr angenehmer und netter ſei, als jener. Der war hübſch, elegant und flott, jener häßlich und ungeſchickt. Mit dem einen tanzte es ſich gut, mit dem anderen floß die Unterhaltung beſſer. Aber im Großen und Ganzen waren ihr die Herren doch eine ziemlich dunkle, eintönige Maſſe geblieben. Sie kamen ihr manchmal vor, wie beim Spiele die Gegenpartei. Sie mußten eben da ſein, ſonſt gab es keinen Spaß. Faſt wie ein notwendiges Übel erſchienen ſie. Wenn man ſich auch noch ſo gut mit ihnen unterhielt, in irgend welche tieferen Beziehungen, ſo wie etwa zu einer Freundin, trat man nicht zu einander. Man wußte ja nichts von ihnen, außer das, was ſich im Laufe eines Diners oder einer Ballunterhaltung ſagen läßt; und das war herzlich wenig. Was waren ſie eigentlich anderes, wenn das Feſt vorüber war, als Namen auf der Tanzkarte? — Wenn Tante Wanda ſie gelegentlich fragte, was ſie von dem oder jenem ihrer Tänzer halte, war ſie in Verlegenheit um die Antwort. Sie dachte nie länger an einen, als er gerade bei ihr war.

* * *

Thekla war daher ziemlich verwundert, als ihre Mutter sie gelegentlich fragte, warum sie den Souperwalzer diesmal nicht mit Herrn von Deistel getanzt habe. Bis dahin hatte sie es für bloßen Zufall gehalten, daß dieser junge Herr sie einigemale gerade zum Souper engagiert hatte.

Herr von Deistel gehörte auch zu denen, die sie nur im Gesellschaftsanzuge kannte. Aus seiner Tischunterhaltung hatte sie sich nur soviel gemerkt, daß er Assessor sei und am Gericht arbeite. Er radelte mit Passion, machte sich aber nichts aus Jagd und Reiten. Von einer verheirateten Schwester, die hier am Orte lebe, hatte er auch gesprochen, bei ihr erholte er sich am Sonntag von dem Junggesellentisch der Woche. Daß er Forelle lieber esse als Lachs, hatte er gelegentlich auch verraten. Seinen Schnurrbart, den er nach der neuesten Mode gerade aufgebürstet trug, schien er mindestens ebenso zu verehren, wie seine langezogenen Fingernägel. Thekla fand, daß Herr von Deistel, abgesehen von einer etwas gezierten Sprache, die sie zum Lachen reizte, zu den Netteren gehöre, wohl vor allem darum, weil er so gut tanzte.

Gegen Schluß der Wintersaison machte Herr von Deistel Besuch bei den Sängers und wurde angenommen. Seine Schwester, die Frau eines Landgerichtsrats, lud Thekla und ihre Eltern zu einem kleinen Diner ein, wobei Herr von Deistel und sie die einzigen jungen Leute waren. In diesen Vorgängen fand Thekla nichts Außerordentliches. Auch der Umstand, daß die Einladung der Landgerichtsrätin von Seiten der Eltern sehr schnell erwidert wurde, öffnete ihr noch nicht die Augen.

Es kam daher wie ein Blitz aus heiterem Himmel, für das junge Mädchen, als ihr Stiefvater sie eines Morgens nach dem Kaffee in sein Zimmer rief und ihr dort in

Gegenwart ihrer Mutter eröffnete: Herr von Deiſtel habe um ihre Hand angehalten.

Thekla hörte die Worte ganz deutlich, aber ſie glaubte nicht, was ſie vernahm. Es war ja unmöglich!

Wie konnte ein Menſch, der ihr ein völlig Fremder war, ſie zur Frau haben wollen! Es kam ihr vor wie ein ſchlechter Witz, den man ſich mit ihr erlaubte. Sie ſah ihre Mutter fragend an, die nicht ohne Erregung ſchien, aber doch zu jedem Worte ihres Mannes beifällig nickte.

„Ein ſehr wohlerzogener junger Menſch, dieſer Herr von Deiſtel!“ ſagte der Stiefvater. „Ich habe mich genau nach ihm erkundigt. Man hört nur Gutes von ihm. Er iſt im ſtande, eine Frau zu ernähren, hat, wenn ein Onkel ſtirbt, ſogar noch ein Übriges zu erwarten. Die Familie iſt ſehr achtbar. Kurz, man kann dich nur beglückwünſchen, Thekla!“

„Ja — aber ich kenne ihn doch gar nicht!“ ſtotterte das junge Mädchen.

„Seit Monaten macht er ihr den Hof, und ſie will ihn nicht kennen!“ rief Sänger. „Komiſches Mädchen! Wir haben euch doch genug Gelegenheit gegeben! Ich habe ſeinen Antrag längſt erwartet.“

Thekla wußte in dieſem Augenblicke wirklich nicht, ob ſie weinen ſolle oder lachen. Sie mußte an Herrn von Deiſtel denken, ganz deutlich ſtand er vor ihr: ſehr höflich, ſehr korrekt, ein wenig geziert mit ſeinen runden, immer etwas erſtaunten Augen. Und der hielt um ſie an, der wollte — — nein, das war zu wunderlich! Das Komiſche in der Vorſtellung überwog. Sie lachte hell heraus.

Aber Sänger nahm eine ſtrafende Miene an und ſagte im Tone der Entrüſtung: „Mein Kind, ich finde dein Lachen geradezu frivol. Die Ehe iſt eine heilige

Sache. Unſer Familienleben, ja unſere ganze Geſellſchaft ruht auf dieſer Inſtitution“ .... Er verlor ſich in einem national-ökonomiſchen Vortrag.

Endlich beſann er ſich, daß er auf's Bureau müſſe. Ehe er ging, ſagte er mit bedeutungsvollem Blicke zu ſeiner Frau: „Erneſtine, ich überlaſſe dir das. Hier beginnt dein Amt!“ Und Thekla machte er darauf aufmerkſam, daß ſie ſehr thöricht zu nennen wäre, wenn ſie dieſen Antrag ausſchlüge, einmal weil ſie ſchwerlich einen beſſeren erwarten könne, und ſodann, weil es eine Beleidigung ſei für den Herrn. Es grenze an „Koketterie“, ſich die Annäherung eines jungen Mannes gefallen zu laſſen und ihm dann einen Korb zu geben.

Die letzten Worte hatten das junge Mädchen mehr getroffen, als alles, was er von der „Heiligkeit des Inſtituts“ geſagt hatte. Sie eilte auf die Mutter zu. War das wahr? Hatte ſie irgend etwas gethan, Herrn von Deiſtel anzulocken? Durfte man ihr „Koketterie“ vorwerfen?

Frau Sänger ſuchte Thekla zu beſchwichtigen. Die Vorwürfe des Vaters ſeien vielleicht etwas hart geweſen. Aber allerdings das könne ſie nicht leugnen, auch ſie habe geglaubt, Herr von Deiſtel gefalle Thekla, und daß ſie ihm Eindruck gemacht habe, ſei ja allen klar geweſen, die ſie zuſammen geſehen hätten. Ja ſie, die Mutter, habe ſich ſchon innig für ihr Kind gefreut, denn Herr von Deiſtel ſei doch ein ſo reizender Mann und ſein Antrag ſehr ehrenvoll für die ganze Familie.

Thekla wußte nicht mehr, was ſie denken ſolle. Alſo ihre Mutter hatte ſtillſchweigend angenommen, daß ſich die Tochter einen Bräutigam erobere. Und andere Leute ſchienen dasſelbe gedacht zu haben. Jetzt wurde dem jungen Mädchen mit einem Male Verſchiedenes klar: Blicke, Worte, kleine Zufälligkeiten, die doch keine geweſen waren, Bemerkungen

und Winke, die ſie wohl gehört, aber ihrem eigentlichen Sinne nach nicht verſtanden hatte. Brennende Scham überfiel ſie bei dem Gedanken, wofür all die Menſchen ſie gehalten haben mußten.

Sie blieb lange in tiefes Nachſinnen verſunken. Ihre Mutter wurde ungeduldig und meinte, daß man dem jungen Manne auf ſeinen Brief doch eine Antwort ſchuldig ſei. Thekla hatte darüber ſchon gar nicht mehr nachgedacht. Die Frage ob ſie „ja“ oder „nein“ ſagen ſolle, war ja längſt entſchieden.

Sie wußte nichts von der Ehe, ſie wußte überhaupt nicht viel vom Leben, aber das lebte als ſicheres eingeborenes Gefühl in ihr, daß man mit dieſen Dingen nicht ſcherzen ſolle. Viel, viel ernſter nahm ſie die Frage, als ihr Stiefvater, obgleich ſie über die „Ehe“ lange nicht ſo ſchön zu ſprechen verſtand, wie er. Der Inſtinkt lehrte ſie, es war das Wichtigſte im Leben der Frau.

Nein, ſie kannte dieſen Menſchen wirklich nicht! Wenn ſie hundertmal freundlich mit ihm geſprochen, ſcheinbar intim, ſo hatte das nichts zu bedeuten, ihr Herz war ſich daran nicht des geringſten Anteiles bewußt. Wenn er das anders aufgefaßt, mehr darin zu ſehen geglaubt hatte, ſo war das nicht ihre Schuld.

Die Mutter konnte das nicht verſtehen. Sie ſah eine ihr teure Hoffnung ſchwinden, die Gründe, welche ihre Tochter anführte, ſchienen ihr auf Einbildung zu beruhen. Sie klagte über die Unannehmlichkeiten, die es nun geben werde mit der Familie des Abgewieſenen. Die hatten mit dieſer Partie jedenfalls ſchon wie mit einer abgemachten Sache gerechnet.

Dann fragte ſie Thekla, ob ſie überhaupt nicht heiraten wolle. Der Verdacht, daß das Mädchen etwa eine andere Neigung hege, war ihr plötzlich gekommen.

„Ich bitte dich, Mutter, quäle mich nicht!“ bat Thekla, und begann zu weinen. Frau Sänger ſchüttelte unwillig den Kopf. Konnte man aus dieſem Mädel klug werden!

Sie warf der Tochter Eigenſinn vor und Ungehorſam. Ihre Eltern hätten nicht Mühe, nicht Koſten geſcheut, ſie in die Welt zu führen, ihr Bekanntſchaften zu vermitteln, und nun ſei der Erfolg, daß ſie ſich mit einer befreundeten Familie wahrſcheinlich für alle Zeiten überwerfen würden.

Es gab dem jungen Mädchen einen Stich durch's Herz, die Mutter das ſagen zu hören. Daß die anderen ſo dachten, war ihr nicht weiter verwunderlich, aber ein ſolches Urteil aus dem Munde der Mutter, kam ihr wie Erniedrigung vor. Hatte ſie denn gar keinen Stolz? Fühlte ſie denn nicht die Kränkung, die ihrem Kinde angethan war? Sie ſprach von einem „ehrenvollen Antrage“. Das war doch geradezu Hohn! Ein Menſch, dem ſie nicht das geringſte Anrecht gegeben zu irgend welchen Hoffnungen. — Ein Mann, der ihr gleichgiltig war bis zur Lächerlichkeit. —

Jäh wurde ſie aus ihrem Mädchentraume geriſſen; die Wirklichkeit hatte davor keinen Reſpekt. „Liebe“, das Wort, das ſchon mehr als einmal bedeutungsvoll in ihr Ohr geklungen, war auch heute wieder gefallen. In Herrn von Deiſtels Brief hatte es geſtanden; der Finanzrat hatte es mit einer Betonung gebraucht, als habe er einen Leckerbiſſen auf der Zunge. Thekla war es vorgekommen, als ob ein geweihter, unendlich geheimnisvoller Gegenſtand von rohen Händen an's Tageslicht gezerrt würde.

Das Erlebte griff ſie weit mehr an, als es anfangs geſchienen. Ihre Eltern machten es ihr auch nicht leichter zu tragen. Der Finanzrat, welcher ſich ja für einen beſonderen Kenner der Frau hielt, hatte triumphierend ſchon

erklärt: er blicke ſeiner Stieftochter bis auf den Grund des Herzens, und was er dort ganz deutlich erkenne, ſei ein Verlobungsring. Nun war er entrüſtet, daß Thekla die Vermeſſenheit gehabt hatte, eine ſo witzige Behauptung zu widerlegen.

Eines Tages, als ihr die ſchlechte Laune und die Vorwürfe zu viel wurden, mit denen die Luft zu Hauſe jetzt geladen war, beſann ſich Thekla, daß ſie ja noch ein zweites Heim beſitze bei Tante Wanda! Daß ſie an die nicht ſchon eher gedacht hatte!

Sie ging nach dem kleinen Hauſe, das ihr wie eine friedliche Bucht vorkam, in die ſie ſich nach ſchwerem Sturme retten durfte.

Es gab keine großen Erklärungen. Wanda Lüdekind erkannte auf den erſten Blick, daß die Nichte ihrer bedürfe. Faſt ſchien es, als habe ſie auf das Kind gewartet.

Natürlich mußte Thekla erſt ihre Eltern fragen, ob ſie für's nächſte wieder zu Tante Wanda gehen dürfe. Sie erhielt ungemeſſenen Urlaub. Es ſchien, als laſſe man ſie zu Haus gar nicht ungern ziehen.

* * *

Bei der Tante bekam Thekla wieder ihr altes Stübchen im erſten Stockwerke, mit den hellen Tüllgardinen, den grünen Epheuranken im Tapetenmuſter und der Stuckdecke mit Engeln, Fruchtgewinden und Füllhörnern aus weißem Gyps, die ſie ſo gern im Halbſchlaf betrachtete; alles ſo wunderlich altmodiſch und traulich.

Die Tante ließ die Nichte für's erſte ganz in Ruhe. Wollte das Mädchen ſich mitteilen, dann würde ſie ſchon

von ſelbſt kommen. Wanda gehörte nicht zu den Neugierigen. Thekla wußte ihr Dank für ihr Schweigen. Sie brauchte kein Mitgefühl. Allein die Thatſache, in Tante Wandas Geſellſchaft ſein zu dürfen, ſchuf ihr Linderung.

Die Luft war ſo geſund in dieſer ſauber und akkurat gehaltenen Häuslichkeit. Oft, wenn Wanda ſie nur anblickte mit ihren klaren Augen und ihr ermutigend zulächelte, ohne ein Wort zu ſagen, dann ward es dem jungen Dinge zu Mute, als ſtreiche ihr eine unſichtbare Hand unendlich ſanft über den Scheitel.

Wanda Lüdekind behandelte die Nichte neuerdings vielmehr wie ihresgleichen. Thekla ſchien nicht mehr für ſie das unreife Weſen, das geleitet und gelegentlich gemaßregelt ſein muß, ſie trat ihr jetzt mehr wie eine Schweſter gegenüber. Sie mochte wohl ahnen, daß Thekla in dieſer letzten Zeit vom Ernſte des Lebens berührt worden ſei, daß ſie nun auch zu der unſichtbaren Gemeinde der Frauen gehöre, die etwas erlebt haben. Darum konnte ſie ſie als gleichberechtigt anerkennen, als eine Leidensgefährtin.

Im übrigen war alles beim alten geblieben. Man konnte thun und laſſen, was man wollte in dieſem kleinen Eldorado, wenn man nur pünktlich war. Thekla betrieb ihren Geſang jetzt eifrig, den ſie während der Ballſaiſon etwas vernachläſſigt hatte. Abends las man, oder Wanda ſah Gäſte. Es war noch derſelbe kleine Kreis von Freunden wie vormals.

Am häufigſten kam Reppiner. Wanda Lüdekind hatte zwar im Augenblicke gerade keinen Prozeß im Gange, zu dem ſie ſeines Beiſtandes bedurft hätte, aber ſie liebte es, Reppiners Urteil in tauſend Dingen zu hören, die ihren regen Geiſt beſchäftigten.

Das alte Fräulein hielt ſich ein Blatt von ziemlich extremer Richtung. Sie war mit den regierenden Gewalten

ſehr unzufrieden. Wäre es nach ihrem Kopfe gegangen, ſo hätte man eine fröhliche Revolution gemacht. Es freute ſie, wenn ſie las, daß die Leute irgendwo, fern oder nah, krawallierten. Sie war inſtinktiv immer auf Seite derer, die als „unruhige Köpfe“ galten.

Mit Reppiner pflegte ſie zu politiſieren. Ihm trug ſie all ihre Empörung über die Zuſtände vor. Warum ging es ſo ungerecht zu in der Welt? — Warum triumphierten überall Korruption, Borniertheit, Denkfaulheit? Warum gelangten Wahrheit und Freiheit nirgends zum Durchbruch?

Als echte Frau nahm ſie alle Fragen höchſt perſönlich. Sie glaubte ihrem Blatt auf's Wort und wollte nichts von Reppiners ſtehender Antwort wiſſen, daß man den Fall kennen müſſe, um ihn beurteilen zu können. Das müſſe geändert werden, rief ſie und drohte mit ihrer zierlichen Hand in die leere Luft hinaus. Ja, ſie war im ſtande, den Freund für das gerade vorliegende Unrecht verantwortlich zu machen, weil er ihre Entrüſtung nicht teilte. Der zuckte dann mit trübem Lächeln die Achſeln; er war doch wirklich der letzte, der irgend welchen Einfluß auf den Gang der Dinge da draußen in der Welt hatte! —

„Ja, aber Sie ſind ein Mann!“ rief Wanda und blitzte ihn feindlich an. „Ihr ſeid an allem Unrecht ſchuld.“

„So!“ erwiderte Reppiner komiſch, „die Bibel behauptet, daß eine Frau den Sündenfall verſchuldet habe.“

„Ach, Sie wiſſen ganz gut, wie ich's meine, Reppiner! Die Welt wird vom Manne regiert. Es ſind eure Einrichtungen, in denen wir leben. Und ſie ſind miſerabel genug! O, ich ſollte nur ein Mann ſein.“

„Ja, Sie ſäßen längſt hinter Schloß und Riegel! Und wir können auch recht zufrieden damit ſein, daß Sie

keiner von uns ſind; dann gäbe es ein famoſes Weib weniger.“

Wanda Lüdekind brauchte dieſe Art Entladungen wie das tägliche Brot. Wenn ſie ſich gründlich ausſprechen konnte, dann erſt fühlte ſie ſich wohl. Mit Doktor Beermann ſtritt ſie ſich über Medizin. Denn ſtets war ſie anderer Anſicht als die Fachleute. Der alte erfahrene Arzt nahm ihre Eigentümlichkeit, Widerſpruch zu üben um des Widerſpruchs willen, mit gutem Humor hin.

Bedenklicher ſchien es dem Arzte, daß ſie ſeine Ratſchläge für ihre eigene Geſundheit mit Hartnäckigkeit in den Wind ſchlug. Beermann kannte ſie und ihre ganze Familie ſeit Jahren. Und obgleich ſich Wanda nicht unterſuchen ließ — weil ſie das ganz unerträglich fand — wußte er, daß ihre Lunge angegriffen ſei; ein Leiden, an dem ſchon andere Lüdekinds zu Grunde gegangen waren.

Doktor Beermann ermahnte das alte Fräulein ernſtlich, auf ihrer Hut zu ſein. Die Badereiſen im Sommer nützten ihr gar nichts, behauptete er. In der warmen Jahreszeit ſolle ſie ruhig hier im Norden bleiben, aber im Winter müſſe ſie wärmere Klimate aufſuchen.

Wanda erklärte ihm frank und frei: was er rede, ſei vollendeter Unſinn. Sie denke gar nicht daran, im Winter ihr warmes Neſt zu verlaſſen, und wenn's zum Sterben ginge, wollte ſie das wenigſtens im eigenen Bette beſorgen. Gegen ſolche Einwände war allerdings nichts auszurichten.

Das geſpannte Verhältnis zwiſchen Wanda Lüdekind und den Sängers beſtand nach wie vor. Seit Theklas Mutter die zweite Ehe eingegangen war, hatte Wanda ihre Schwelle nicht mehr übertreten. Sie vermied es, wenn es irgend ſich machen ließ, den Namen „Sänger“ überhaupt in den Mund zu nehmen. Thekla aber blieb, wenn ſie

auch bei der Tante wohnte, doch natürlich im Zuſammenhang mit den ihren.

Einmal kamen auch Agnes und Arthur, die Tante zu beſuchen. Agnes war zu Oſtern konfirmiert worden, und Arthur hatte wiedermal Ferien. Er näherte ſich höheren Semeſtern und dachte mit Schrecken daran, daß er auch mal Examen machen müſſe.

Jedenfalls hatten die beiden gehörige Inſtruktion von zu Haus mitbekommen, wie ſie ſich bei der Tante zu verhalten hätten. Arthur ſetzte Thekla in Erſtaunen, durch die weiſen und wohlgeſetzten Reden, die er führte, und Agnes, die ein halblanges Kleid an hatte, trug Bedacht, ihre Beine in Ruhe zu halten, und nur zu antworten, wenn ſie gefragt wurde.

Thekla hätte gern gewußt, wie ihre Geſchwiſter der Tante gefallen haben mochten. Wanda äußerte nichts, ſie lud auch die beiden nicht ein, worauf eigentlich wohl gerechnet worden war.

Es hatte nach wie vor den Anſchein, als ſolle ſie die einzige von ihrer Familie bleiben, ſeit der Vater geſtorben war, die Gnade vor Wanda Lüdekinds Augen fand.

III.

Es war Frau Sänger in den letzten Monaten nicht gut gegangen, ſie klagte über Müdigkeit und herumziehende Schmerzen und ſchien plötzlich um Jahre gealtert.

Ihr Gatte war ſchnell mit der Erklärung da: ſie habe ſich im vergangenen Winter beim Ausführen ihrer

Tochter Thekla überanſtrengt; aufgeopfert war ſie worden im Dienſte der Mutterpflichten. Der Hausarzt wußte einen anderen Grund. Frau Sänger ſtand in einem für die Frauennatur kritiſchen Alter. Doktor Beerwald verordnete Ruhe und Kräftigung und meinte, daß ſie ſolche nur außerhalb des täglichen Getriebes ihres Hausweſens finden könne. Der längere Aufenthalt in einem Luftkurort wurde für das geeignetſte befunden. Thekla und Agnes ſollten die Mutter begleiten, denn auch ihnen könne der Landaufenthalt nichts ſchaden.

So ſah ſich denn Thekla eines Tages mit Mutter und Schweſter in einem bekannten Luftkurort. Doktor Beerwald hatte ihr die Mutter noch beſonders übergeben und ihr an's Herz gelegt, daß ſie vor allem ſeeliſche Erregungen von der Leidenden fern halten möge.

Man wohnte in einer größeren für weibliche Patienten eingerichteten Villa, deren Beſitzer und Leiter ein Arzt war. Frau Sängers Kur beſtand in ausgeſtrecktem Liegen, im Genuſſe freier Luft und in Maſſage. Thekla fand Beſchäftigung genug. Die Mutter mit Kunſt bewegungslos gemacht, brauchte vom frühen Morgen ab mancherlei Handreichungen. Wenn ſie dann in der Hängematte untergebracht war, las Thekla ihr vor oder ſuchte ſie ſonſt wie zu unterhalten. Das Fräulein, welches die Maſſage ausführte, zeigte Thekla die leichteren Handgriffe, die auch der Laie, ohne Schaden anzurichten, ausüben mag.

Schwierig war es, für Agnes eine paſſende Beſchäftigung ausfindig zu machen. Vor Kraft und Ausgelaſſenheit ſtrotzend, langweilte ſich dieſer Backfiſch in Geſellſchaft der kranken Mutter. Am Leſen hatte Agnes noch nicht Geſchmack gefunden, und das Arbeiten fand ſie überflüſſig. Sie erklärte bald nach Ankunft in der Villenkolonie, daß dies das „ledernſte Neſt der ganzen Welt“

ſei. Ihr fehlten die Paſtorsrangen, mit denen ſie im Jahre vorher herumgetollt war. Hier gab es nur ſehr viel leidende Damen, aber keine Mädchen im Alter von Agnes und Jungens erſt recht nicht. Sie ſaß alſo den lieben langen Tag da, gähnend, eine Handarbeit im Schoße und ſtahl dem lieben Gott die Zeit.

Endlich erſchien die Erlöſung aus dieſem qualvollen Zuſtand für Agnes in Geſtalt einer ruſſiſchen Familie. Dieſe Leute kamen mit einem Schwarm von Dienſtboten und Kindern in allen Altern. Die Bekanntſchaft war ſchnell angeknüpft. Von da ab kam das junge Mädchen meiſt nur noch zu den Mahlzeiten mit den ihren zuſammen; die übrige Zeit verbrachte ſie in Geſellſchaft der Ruſſen. Gelegenheit zu Croquet, Luftkegel und Tennis gab es im nahen Kurpark genug. Für Thekla wurde das Amt, die Mutter zu pflegen, weſentlich erleichtert, von dem Augenblicke ab, wo dieſes Queckſilber von Schweſter untergebracht war.

In Abweſenheit ihres Mannes zeigte ſich Frau Sänger als eine ganz andere Frau: freier und heiterer. Zwar hatte ihr der Finanzrat genaue Vorſchriften mitgegeben, wie ſie ſich zu verhalten habe im Wachen wie im Schlafen. Aber der Arzt kümmerte ſich natürlich ſehr wenig darum. Die Kranke machte gute Fortſchritte und erhielt nach einiger Zeit die Erlaubnis, von der liegenden Lebensart zu mäßiger Bewegung überzugehen.

Thekla hatte bis dahin keinerlei Bekanntſchaften unter den Kurgäſten gemacht. Wer an dieſem Orte weilte, war zumeiſt mit der Pflege ſeines ſiechen Leibes beſchäftigt und nicht geneigt, Verkehr zu ſuchen.

Eines Tages, als Thekla mit ihrer Mutter langſam in einer Allee des Kurgartens auf- und abſchritt, wo man nachgerade auch ſchon jedes Geſicht und jede Toilette

kannte, fiel ihnen als neue Erſcheinung ein Herr auf, in dem ſie, als er näher kommend grüßte, Herrn von Ziegriſt erkannten, Lillys Vater. Einige Tage darauf begegnete man auch Frau von Ziegriſt, mit der es eine Ausſprache gab.

Das Ehepaar befand ſich im Dienſte der Herzogin Witwe hier, deren Hofmarſchall Herr von Ziegriſt war. Die alte Dame beſaß ein Schlößchen in der Nähe, das ſie jeden Sommer auf einige Monate zu beſuchen pflegte. Es war manches Jahr her, daß Theklas Mutter, als ſie, noch Frau von Lüdekind, am Hofe ausging, ihr vorgeſtellt worden war. Die Ziegriſts, als echte Hofleute beſtändig auf der Suche nach Neuigkeiten, die ſie brühwarm ihrer Hoheit mitteilen mußten, erkundigten ſich eingehend nach Frau Sängers Leiden.

Eines Tages hatte man denn auch das Glück, die alte Herzogin ausfahren zu ſehen. Frau Sänger, die auf dieſen Augenblick ſchon längſt geſpannt hatte, machte mit Thekla Front und brachte ihren ſchönſten Hofknix an. Sie hatte die Genugthuung, ein freundliches Kopfnicken als Gegengruß zu empfangen.

Dieſes Ereignis weckte bei Frau Sänger die Erinnerungen an ihre Hofzeit auf, die nur einen leiſen Schlummer hatten. Thekla bekam in den nächſten Tagen viel von Fürſtlichkeiten und ihren verwickelten Verwandtſchaftsverhältniſſen zu hören, von Hofſchleppen, Neujahrscouren und dergleichen.

Bei dieſer Gelegenheit erfuhr das junge Mädchen, daß die Verbindung ihrer Eltern recht eigentlich am Hofe entſtanden war. Ihr Vater hatte ſeinen Antrag gemacht am Morgen nach einem Hofballe, wo er mit der bereits Angebeteten den Souperwalzer getanzt. Überhaupt erzählte Fran Sänger in jener Zeit viel von ihrem erſten Gatten.

Sie ſagte ſelbſt, ſie müſſe jetzt ſoviel an Eberhardt denken, und oft ſei er im Traume bei ihr. Sie ſprach manchmal von ihm wie von einem Lebenden.

Thekla ſtand vor einem Rätſel. Die Mutter mußte den Vater doch ſehr geliebt haben, ja ſicher liebte ſie ihn noch. Ganz glücklich und jung und wie verklärt konnte ſie erſcheinen, wenn ſie von ihrem Brautſtande ſprach, von den Geſchenken, mit denen er ſie überraſcht hatte, wie ſie in der erſten Zeit als junges Leutnantspaar mancherlei komiſches Mißgeſchick gehabt; und was dergleichen intime Züge mehr waren.

Und wo war alles das nun hin? Hatte ſich ſeit jener Nacht, wo der geliebte Mann den letzten Atemzug ausgehaucht hatte, nicht eine ganze Welt zwiſchen ſie und ihre erſte Liebe geſchoben? War das dieſelbe Frau, die dann ein zweites Mal am Altare mit den nämlichen Worten einem anderen Treue gelobt hatte? Und dieſer andere, den ſie doch auch lieben mußte, hatte, wie man ſah, nicht die Erinnerung an jenes erſte Glück aus ihrem Herzen verdrängt! —

Das junge Mädchen konnte ſich darin unmöglich zurecht finden. Jugend weiß eben nicht, was Jahre zu bedeuten haben, wie wandelbar alles Menſchliche iſt und wie die Zeit den Keim der Untreue, der in jeder Liebe ruht, begünſtigt.

Man ſprach gelegentlich auch von Tante Wanda. Thekla hatte ihren Namen oft auf den Lippen, und meiſt mit überſchwänglichen Begleitworten der Bewunderung. Aber Frau Sänger ſchien das nicht ſonderlich zu lieben; ſie äußerte keine eigentliche Anſicht über Wanda Lüdekind. Als aber Thekla einmal rühmend Tante Wandas Wohlthätigkeit erwähnte, da meinte ſie: „Nun ja, Wanda iſt reich! Sie kann ſo etwas leicht. Aber im Grunde iſt

ſie doch egoiſtiſch. In ihrem ganzen Leben iſt ſie ſtets nach ihrem alten eigenſinnigen Kopfe gegangen. Ich bin übrigens ſehr geſpannt, wem ſie mal ihr ganzes Geld hinterlaſſen wird. Davon hätte ſie euch auch längſt was abgeben können, ſtatt es alles für ſich zu behalten! Und du ſollſt ſehen, wenn's ſo weit ſein wird, vermacht ſie es gar nicht der Familie! Seitdem euer Vater tot iſt, thut ſie ja ſo wie ſo, als habe ſie gar nichts mehr mit uns zu ſchaffen. Früher ging mir ihre Intimität oft zu weit, aber jetzt ſpielt ſie ſich auf die Gekränkte. So iſt Wanda immer geweſen. Ich könnte dir manche Erfahrung mit ihr erzählen."

Wenn Thekla dann die Abweſende in Schutz nahm, erregte ſich die Mutter nur noch mehr, und das ſollte doch nicht ſein; der Arzt hatte ja jede Gemütsbewegung als ſchädlich bezeichnet. Die Tochter vermied es daher in Zukunft, dieſes leidige Thema zu berühren. Die Abneigung gegen Tante Wanda mußte doch tief ſitzen bei der Mutter.

Thekla lernte jetzt ihre Mutter viel beſſer begreifen. Wenn auch vielleicht ihre Achtung vor der Frau, die ihr das Leben geſchenkt, nicht zunahm, ſo wuchs doch ihre verſtehende Teilnahme.

Eines Tages machte Herr von Ziegriſt ſeine Aufwartung bei Frau Sänger. Er erklärte den Zweck des Beſuches ſofort: Ihre Hoheit, die Herzogin Witwe, hatte den Wunſch ausgeſprochen, Fräulein von Lüdekind kennen zu lernen. Er komme, um die Zeit der Vorſtellung mit den Damen zu beſprechen.

Frau Sänger geriet über dieſe Nachricht in die größte Aufregung. Der Hofmarſchall ſetzte allerdings ſofort einen Dämpfer darauf, indem er andeutete: die Herzogin wünſche nur das junge Mädchen zu ſehen, da man es Frau Sänger bei ihrem Körperzuſtande natürlich nicht zumuten wolle,

ſich irgendwie anzuſtrengen. Aber vielleicht könne ſie die Tochter doch hin und wieder für ein paar Stunden entbehren. Es ſei ja wohl bekannt, fügte er verbindlich hinzu, welch gnädigen Anteil Ihre Hoheit gerade an jungen Damen der Geſellſchaft nehme. Übrigens brauche man ſich wegen Toiletten keine Sorge zu machen; die Herzogin ſei auf dem Lande und erwarte keinerlei Aufwand.

Dann erklärte der vorbedachte Mann noch für Thekla beſonders: ſie möge ſich nur ganz ungeniert geben; Ihre Hoheit liebe die Ungezwungenheit, beſonders wenn ſie in „Uhlenſtein“ ſei, ſo hieß ihr Landſitz.

Thekla hatte zwar durch ihre Freundin Lilly ſchon viel von Fürſtlichkeiten erzählen hören, ſelbſt aber noch niemals mit ſolchen zu thun gehabt. Ihre Mutter erklärte ihr, von welcher Bedeutung dieſe Bekanntſchaft für ſie werden könne. Das junge Mädchen bekam als völliger Neuling im Hofton manche gutgemeinte Weiſung mit auf den Weg.

Die Herzogin Witwe war als Gattin des verſtorbenen Landesherrn einige Jahrzehnte hindurch die erſte Frau des Landes geweſen. Es hieß ſogar in eingeweihten Kreiſen, ſie habe mehr regiert als ihr kränklicher Gatte. Da ihr Nachkommenſchaft verſagt geblieben, war die Regierung an ihren Neffen, den jetzigen Herzog, übergegangen.

Zwiſchen den beiden Hofhaltungen, der alten und der jungen, beſtand eine gewiſſe Rivalität, die ſich vor allem auf geſelligem Gebiete fühlbar machte. Durch Alter, Vermögen und Erfahrung war die Herzogin Witwe die vornehmere und bedeutendere; die Jungen aber hatten den politiſchen Vorrang, da ſie am Regimente waren. In der Geſellſchaft gab die Alte noch immer den Ton an. Zu ihrem Kreiſe zu gehören, war daher das Beſtreben aller, die geſellſchaftlichen Ehrgeiz hegten.

Dem jungen Mädchen klopfte das Herz doch etwas, als zur angeſagten Zeit eine Hofequipage vorfuhr, um ſie nach Schloß Uhlenſtein zu führen. Man hatte ſo wunderliche Dinge von der alten hochgeſtellten Frau gehört.

Der Wagen fuhr nicht ganz bis vor das Schloß — das eigentlich mehr ein Landhaus war und nur ſeiner fürſtlichen Beſitzerin halber dieſen ſtolzen Namen führte; Thekla wurde bedeutet, daß ſich Ihre Hoheit in den Anlagen aufhalte.

In einiger Entfernung ſah man vor einem Sommerhauſe eine alte Frau ſitzen. Ob ſie das war? — Thekla ſtrich ſich ihr einfaches helles Kleid zurecht und machte ſich auf den Weg. Frau von Ziegriſt kam ihr entgegen, wie immer äußerſt elegant gekleidet. Das junge Mädchen erhielt nochmals die Weiſung, ſie ſolle ſich nur nicht ängſtigen. Ihre Hoheit ſei übrigens heute in gnädigſter Laune. Das letztere wurde von der Ziegriſt halblaut getuſchelt, denn man näherte ſich der alten Dame.

Sie ſaß in einem Strandſtuhle, über den Füßen eine Decke, das Haar mit einem breitrandigen Strohhute bedeckt, die Augen durch eine rauchſchwarze Brille gegen die Sonne geſchützt. Neben ihr ſpielte ein Foxterrier mit dem Häkelknaule, den die Herzogin hatte fallen laſſen. Thekla machte ihren bei der Mutter eingeübten Hofknix. Die alte Dame hielt ihr die Hand entgegen, die zu küſſen, das Mädchen Geiſtesgegenwart genug fand.

„Setzen Sie ſich dorthin, Fräulein von Lüdekind!“ ſagte die Herzogin mit einer entſprechenden Handbewegung. Ihre Stimme klang nicht unangenehm. „Mein Knaul!“ rief ſie dann, worauf Frau von Ziegriſt ſich dienſteifrig bückte, um dem Hunde das völlig entſtellte Garn zu entreißen. „Bringen Sie das, bitte, wieder in Ordnung, liebſte Ziegriſt!“

„Nun, mein gutes Kind, erzählen Sie mir mal ...“ damit wandte sie sich Thekla zu. „Ihr Vater war der Major von Lüdekind; wie hieß er doch gleich mit Vornamen? — Eberhardt, ganz richtig! Und Ihre Mutter ist eine geborene von Friemar. Sehen Sie, Beste“ — das war wieder an die Ziegrist gerichtet, — „mein Gedächtnis ist doch nicht so schlecht; ich habe Ihnen gleich gesagt, daß sie eine geborene Friemar sei!“ Die Hofdame murmelte einige Worte der Bewunderung.

Darauf fuhr die Herzogin fort, Thekla nach verschiedenen ihrer Verwandten aus der vorigen Generation auszuforschen, von denen das junge Mädchen gerade nur die Namen gehört hatte. In einem Falle mußte sie bekennen, sie wisse nichts von diesem Onkel. Die Herzogin erklärte: „Er war Rittmeister bei den Dragonern, machte Schulden — das heißt, nein, er machte keine Schulden; er machte sonstige Dummheiten, und ging um die Ecke. War ein hübsches Kerlchen und tanzte fix. Ich sehe ihn noch! Damals wurde noch Wert auf das Tanzen gelegt, überhaupt auf Tenue. Heutzutage — nun, ich habe Charly meine Ansicht gesagt!“ Charly war ihr Neffe, der regierende Herzog.

Nach dieser Abschweifung fragte die Herzogin ziemlich unvermittelt:

„Und jetzt hat Ihre Mutter einen Herrn Sänger geheiratet?“ Als Thekla schüchtern bejahte: „Hm, ich halte nicht viel davon, wenn Witwen heiraten.“

Damit schien das junge Mädchen für's erste abgethan. Die Herzogin unterhielt sich mit ihrer Dame, und Thekla hatte Zeit, ein wenig zu beobachten, wozu sie bisher über dem Staunen gar nicht gekommen war.

So hatte sie sich eine Fürstin im Leben nicht vorgestellt.

Nun kamen Erdbeeren. Die Herzogin trank ein Gläschen ſtarken Wein. Thekla mußte ſich den Teller ein zweites Mal füllen. Sie hatte ihre anfängliche Befangenheit faſt ganz verloren. Die alte Dame mochte eine ſonderbare Frau ſein, aber ſie war voll Wohlwollen. Ihr Blick ruhte öfters freundlich auf dem jungen Mädchen. „Sie iſt reizend, ſie iſt wirklich reizend!“ ſagte ſie plötzlich zu ihrer Dame. Die Ziegriſt bejahte eilfertig, wie ſie jede Bemerkung bejaht hätte, die ihre Hoheit zu machen geruhte.

Dann wurde Thekla gefragt, wo ſie zur Schule gegangen ſei. Hier miſchte ſich Frau von Ziegriſt in's Geſpräch. Sie wußte die eigene Tochter in Erinnerung zu bringen: Lilly und Fräulein von Lüdekind ſeien zuſammen geweſen in einer Klaſſe und jetzt noch intim befreundet.

Die alte Dame nickte. „Ja, Jugend! Ich gäbe mein halbes Vermögen, nein, dreiviertel von allem dafür, wenn ich mir neue Beine beſchaffen könnte!“

Gelegentlich fragte die Herzogin, ob Fräulein von Lüdekind Klavier ſpiele. Thekla bejahte und fügte ſchüchtern hinzu, daß ſie auch ein wenig ſinge.

„Sie ſingt!“ rief die alte Dame in jugendlicher Lebhaftigkeit. „Liebſte Ziegriſt, ſie ſingt!“

Nun hieß es, das junge Mädchen müſſe ſofort etwas vortragen. Thekla wandte ein, ſie habe keine Noten mit, und außerdem ſei ſie auch nicht gewöhnt, ſich ſelbſt zu begleiten.

Die Herzogin hatte ſich's aber nun mal in den Kopf geſetzt, Thekla ſingen zu hören. Hinderniſſe gab es nicht in den Augen einer Perſönlichkeit, die gewöhnt war, daß ſich alles auf ihren Wunſch einrichtete. Ein Lakai wurde zu Frau Sänger entſandt, ſie möge ihrer Tochter die Noten ſchicken. Vor allem aber galt es, jemanden zu finden, der begleiten konnte, denn die Ziegriſt war unmuſikaliſch.

„Rufen Sie doch Ihren Mann, Liebſte!“ meinte die Herzogin. Die Dame ging und holte den Hofmarſchall. „Mein guter Ziegriſt!“ rief die alte Dame ihm entgegen. „Sie müſſen uns ſofort einen Menſchen verſchaffen, der begleiten kann. Ganz gleich, wer und was er iſt!“

Herr von Ziegriſt, ein äußerſt ſteifer und feierlicher Herr, der in keiner Lebenslage den Hofmarſchall vergaß, antwortete mit deutlichem Ärger über die ihm zugedachte Miſſion: er glaube kaum, daß ſich ſo Hals über Kopf jemand geeignetes finden laſſen werde.

„Ach, ſeien Sie nur nicht langweilig!“ rief die Herzogin. „Irgend eine menſchliche Seele iſt ſicher unter den Kurgäſten da unten, die ein bißchen klimpern kann. Sehen Sie ſich nur um! Thuen Sie mir das zu Liebe, mein guter Ziegriſt!“

Der Hofmarſchall verbeugte ſich ſchweigend und ging. Wahrſcheinlich verwünſchte er im Inneren das junge Mädchen, die ihm dieſe Unbequemlichkeit auferlegt hatte.

Die Damen begaben ſich nach dem Hauſe. „Die Kleine da mag ſich inzwiſchen im Garten ergehen, bis alles beiſammen iſt, dann wollen wir hören, was ſie kann!“ ſagte die Alte und entließ das junge Mädchen am Eingang des Schloſſes.

Thekla ging, einem ſchmalen Pfade folgend, nach einer kleinen Anhöhe, von der aus man einen ſchönen Rundblick über Park, Villen, Wald und die Dörfer und Felder der Umgegend genoß. Sie ließ ſich auf einer Bank nieder, die dort ſtand.

Der herrliche Sonnenuntergang, der nur auf ſie gewartet zu haben ſchien, ließ ſie kühl. Kaum daß ſie dem Schauſpiel Beachtung ſchenkte; ſie war beunruhigt. Warum hatte ſie nur geſagt, daß ſie ſinge? — Die Herzogin war ſicher ſehr verwöhnt. Und was konnte ſie bieten! Schwer-

lich würde ſie genügen. Faſt wünſchte ſie, Herr von Ziegriſt möchte niemanden finden.

Ihr Wunſch ſollte ſich nicht erfüllen. Sie hatte noch keine halbe Stunde hier oben geſeſſen, als ein Lakai erſchien und ihr die Aufforderung brachte, hereinzukommen. Vom Schloſſe her hörte ſie Muſik; es klang, als probiere jemand das Inſtrument. Nun half es nichts! nun galt's ſich zuſammen nehmen und ſein Beſtes geben!

Der Lakai öffnete ihr. Sie trat in einen geräumigen Gartenſaal. Dort fand ſie die Herzogin in einem Armſtuhle. Die alte Dame rief gutgelaunt: „Da iſt ſie ja doch! Wir dachten ſchon, ſie hätte Schulfieber bekommen!"

Thekla bemerkte vor dem Flügel einen kleinen Herrn mit ſchwarzem, buſchigen Haar und Schnurrbart, der aufſprang und ihr einen tiefen Diener machte, wobei ſie ſeine Augen wunderlich anfunkelten. Der Hofmarſchall ſtellte ihn ihr als: „Herr von Gablonsky" vor.

Der kleine Mann wollte in gebrochenem Deutſch, das den Polen verriet, eine Anſprache an das junge Mädchen halten, welche „Erre" es ihm ſei, mit „gnediges Freilein" vor ſo erlauchter Zuhörerſchaft ſich „produzirren" zu dürfen. Herr von Ziegriſt ſchnitt ihm jedoch das Wort ab, indem er die Künſtler erſuchte, ſich zunächſt einmal darüber zu einigen, was vorgetragen werden ſolle. Thekla kramte in ihren Noten und nannte ein Lied. „Charrmant!" rief der Pole. „Kenne ich! Werde ich machen!" Er ſchlug ein paar Akkorde an, mit Geläufigkeit und ſchönem Anſchlag.

Das Lied kam beſſer heraus, als es Thekla jemals für möglich gehalten hätte. Mit jeder Strophe wurde ihre Stimme feſter. Die Begleitung ſchmiegte ſich durchaus dem Geſange an.

Die Herzogin applaudierte und verlangte ein Gleiches von dem Ehepaare Ziegriſt. Thekla mußte noch mehr

ſingen. Übrigens merkte ſie, daß die alte Dame den Geſang ſummend begleitete; allerdings mit mehr gutem Willen, als richtigem Gehör.

Nach einigen Liedern erklärte die Herzogin, es ſei genug, Fräulein von Lübekind ſei nun müde. Wie das geſagt wurde, vertrug es keinen Widerſpruch. Dann dankte ſie Herrn von Gablonsky freundlich, aber doch in einer Art, die keinen Zweifel darüber aufkommen ließ, daß er ſich entfernen dürfe. Der Pole ging, nachdem er der Herzogin zweimal, den anderen Damen einmal die Hand geküßt hatte, und hinterließ den betäubenden Duft eines ſüßlichen Parfüms, ſo daß die alte Dame lachend befahl, hinter ihm ſämtliche Fenſter zu öffnen.

„Wo haben Sie denn dieſen putzigen Slovaken aufgeleſen, mein guter Ziegriſt?“ rief die Herzogin. „Das Kerlchen ſpielt übrigens gut Klavier, und hat ein Weſen wie ein Maikätzchen.“ —

Der Hofmarſchall erzählte mit viel Umſtändlichkeit, wie er Herrn von Gablonsky ausfindig gemacht habe, der Oberkellner vom Kurſaal ſpielte eine Rolle dabei. Er ſei hier in Begleitung ſeiner Schweſter, einer Gräfin, mit fabelhaft klingendem Namen. Übrigens glaube man nicht recht an dieſes Geſchwiſterpaar. Mit einem Blick auf Thekla ſchloß Herr von Ziegriſt ſeinen Bericht.

„Glauben Sie, daß er eine Brillantnadel annimmt?“ fragte die Herzogin. Der Hofmarſchall überlegte und meinte dann: der Oberkellner habe durchblicken laſſen, daß Herr von Gablonsky kein pünktlicher Zahler ſei. Ziegriſt riet, daß man ihm die Mühe, die Nadel zu verſetzen, erſparen möchte.

Die Herzogin war höchlich beluſtigt. Ziegriſt müſſe über dieſes polniſche Geſchwiſterpaar noch mehr in Erfahrung bringen. „Die Kleine hier mag aber nun zu ihrer

Mutter zurückkehren!“ Damit ſprach ſie das erlöſende Wort, auf das Thekla ſchon längſt gewartet hatte.

Das junge Mädchen wurde in der Folge noch einigemale aufgefordert, zur Herzogin zu kommen. Ganz wie beim erſten Male durfte ſie anfangs mit der alten Dame eine Weile zuſammen ſein, dann erſchien Herr von Gablonsky, ſie zu begleiten.

Der Pole begann neuerdings, ſich in die Unterhaltung zu miſchen, ja einmal verſuchte er es, den Damen ſtarke Liebenswürdigkeiten an den Hals zu werfen; jedoch kam er damit nicht weit. Man gab ihm zu verſtehen, daß er allein zur Klavierbegleitung gebeten ſei.

Es bedeutete eine angenehme Überraſchung für Thekla, als ihr eines Tages durch einen Lakaien mitgeteilt wurde, ſie brauche die Noten nicht mitzubringen, ſolle ſich aber zu einer Ausfahrt im offenen Wagen ankleiden. Die Herzogin liebte Abwechſelung. Der Hofmarſchall aber in ſeiner Verlegenheit, neue Zerſtreuungen zu beſchaffen, hatte vorgeſchlagen, Ausfahrten in die umliegenden Dörfer zu unternehmen.

Frau Sänger, die eigentlich ſchon an Rückkehr gedacht hatte, da ihre Kur beendet war, gab noch etwas Zeit zu; es that ſo wohl zu ſehen, welcher Ehren ihr Kind gewürdigt wurde.

In ihren Briefen an den Finanzrat ließ ſie ihrer Befriedigung freien Lauf.

Die unmittelbare Folge davon war, daß der Finanzrat ſchrieb, er habe ſich Urlaub erbeten und werde zu ihnen kommen.

So trat er denn eines Tages in dem Kurorte auf, angethan mit einem neuen, grauen Cylinder, den ſeidengefütterten Sommerüberzieher auf dem Arme, die Hände in ſtrohgelben Handſchuhen, in ſeinen engſten Lackſtiefeletten.

Auch ihm ſchmeichelte es nicht wenig, daß Thekla in direkte Beziehungen zum Hofe getreten war. Er fühlte ſich als Stiefvater dieſes Kindes und war geneigt, ſich ſelbſt ein Verdienſt um dieſen Erfolg zuzuſchreiben.

Sein Hauptbeſtreben war, ſich der Herzogin Witwe bemerklich zu machen. Früh am Morgen war er ſchon in der Nähe des Schloſſes anzutreffen. Wenn er in den Anlagen ſaß, ſeine Zeitung leſend, ſchielte er mit einem Auge ſtets über das Blatt hinweg, ob nicht irgend etwas von Ihrer Hoheit zu erblicken ſei. Aber mit Ausnahme eines Lakaien, der eine Taſche zur Poſt trug, kam ihm niemand vom Hofe in den Wurf. Eine tiefgehende Erregung bemächtigte ſich ſeiner, als Thekla abermals zu einer Ausfahrt mit der Herzogin aufgefordert wurde. Er kleidete ſich daraufhin beſonders feierlich an, als ſei er ſelbſt der Geladene.

Als das junge Mädchen am ſelben Nachmittage auf dem Rückſitze einer Hofequipage der Herzogin und Frau von Ziegriſt gegenüber ſaß, lachte die alte Dame plötzlich vergnügt auf — wie ſie es that, wenn ihr etwas Komiſches in's Auge fiel. Sie rief: „Wer war denn dieſer alte Geck? Hat man je etwas Poſſierlicheres geſehen!“

Thekla ſah ſich um, und erblickte ihren Stiefvater, der am Wege ſtand und mit tiefabgezogenem Hute dienerte. Sie errötete, mehr für ihre Mutter als für ſich ſelbſt. Noch nie zuvor war ihr beigekommen, daß ihr Stiefvater auch als Narr aufgefaßt werden könne. Sie war froh, daß man ihre Beziehungen zu dem „alten Gecken“ nicht erkannt hatte.

An einem Zwiſchenfalle wie dieſem konnte ſich die alte Dame lange beluſtigen. Stets wollte ſie etwas Unterhaltendes ſehen oder erleben. Das Weltgetriebe war ihr eine Komödie, der ſie von der Hofloge aus beiwohnte. Aber

ſie war dabei durchaus nicht blaſiert. Ein Hund, der eine Katze in einen Obſtbaum hinaufjagte, konnte ſie ebenſo amüſieren, wie ein alter Bummler mit roter Naſe, zerriſſenen Schuhen und abenteuerlichem Hute. Auch ein gut Teil Naivität hatte ſich die Greiſin bewahrt. So wunderte ſie ſich beſtändig, daß es in den Dörfern, durch die man kam, gar keine Bauern gäbe. Sie hatte bei verſchiedenen Gelegenheiten ihres langen Lebens Bauernfeſtlichkeiten beigewohnt, die ihr zu Ehren veranſtaltet worden waren. Sie wußte alſo, was Bauern ſeien. Dieſe Leute trugen Hüte mit Blumenſträußen und Bändern, Kniehoſen und weiße Strümpfe. Davon war aber hier nichts zu ſehen, und ſie klagte, daß es in dieſer Gegend gar keine Bauern gäbe.

Dies ſollte übrigens Theklas letzte Ausfahrt mit der Herzogin geweſen ſein. Die alte Dame, deren Aufenthalt auf Schloß „Uhlenſtein" urſprünglich für den ganzen Sommer berechnet geweſen war, änderte ihre Dispoſitionen in einer ihrer jähen Launen, und zog mit ihrem Hofſtaate plötzlich nach einem andern Sitze.

Der Finanzrat ſah darauf keinen vernünftigen Grund mehr, hierzubleiben. Auch bei Sängers wurde die Abreiſe nunmehr feſtgeſetzt.

IV.

Bald nachdem Thekla in die alten Verhältniſſe zurückgekehrt war, erhielt ſie einen Brief von Gabriel Bartuſch. Er ſchrieb:

„Liebe Thekla! Ich ſtehe jetzt in einer bedeutungsvollen Zeit, mitten in den Examenarbeiten. Daß ich beſtehen werde, weiß ich. Endlich, endlich ſoll dann die Freiheit anbrechen, die Selbſtändigkeit! Endlich werde ich mein Leben ſelbſt beſtimmen dürfen, nicht mehr gegängelt von einem Vater, der mich in meinen höchſten Bedürfniſſen nicht verſteht. Endlich, endlich werde ich auch äußerlich das erſcheinen können, was ich vor mir ſelbſt längſt bin: ein Mann!

Warum es mich in dieſer Zeit drängt, immer und immer an Sie zu denken, Thekla, ja mir geradezu die Feder in die Hand zwingt, an Sie zu ſchreiben? — Ich weiß es nur zu gut, und Sie ſollten es auch verſtehen!

Zwar ich ſchrieb Ihnen neulich: Der Mann müſſe vor allen Dingen danach trachten, ſich frei zu machen, von inneren wie äußeren Feſſeln und Hemmniſſen. Man dürfe ſich niemals ganz an einen Menſchen verlieren. Unſer Lieben müſſe einer großen Sache gelten, einer Idee. So ungefähr ſchrieb ich an Sie. — — Glauben Sie kein Wort davon, Thekla! Ich ſelbſt habe es damals auch nicht geglaubt. Es war bittere Philoſophie, traurige Reſignation. Ich ſchrieb es nur, um mir ſelbſt zu entfliehen, um mich zu tröſten. Als ſehne ich mich nicht aus tiefſter, durſtigſter Seele nach eben jenem Glück, das zu verſchmähen ich vorgab! Was ſind große Ideen, was iſt Wiſſenſchaft, ja was iſt ſelbſt die Kunſt gehalten gegen die Liebe? —

O, wenn ich doch endlich mal etwas Sicheres hätte, eine Gewißheit, die mir als leitender Stern dienen müßte, in der Dunkelheit! Wozu ſtrebe ich, wozu ſtrenge ich alle meine Kräfte an zum Zerſpringen, wenn ich keine Hoffnung habe? Ohne Ziel arbeiten iſt ſinnlos!

Verſtehen Sie, wie ich's meine, Thekla? Ich fordere

keine bindende Erklärung von Ihnen, nur um Eines bitte ich Sie: rufen Sie mir ein Wort zu, ein gutes, tröſtendes Wort. Sagen Sie mir, daß Sie meiner gedenken, daß Sie all die gemeinſamen Erlebniſſe, Worte, Gedanken, Blicke, noch nicht ganz vergeſſen haben, daß Sie gleich mir daran feſthalten in Treue. Ich zittere bei dem Gedanken, daß Sie mir entfremdet werden könnten. Ich muß etwas haben, woran ich mich halten kann. Verſetzen Sie ſich in meine Lage! Ich bin ein armer Studierender, Sie ſind eine Dame der Geſellſchaft. Vielleicht gefeiert, vielleicht umworben — ich weiß es nicht, mag es nicht wiſſen! Ich will hier etwas ausſprechen, was mich ſchon lange quält; es muß heraus, ſonſt erſticke ich daran. Es iſt mir ſo vorgekommen, als behandelten Sie mich in letzter Zeit kälter, als wollten Sie los von mir, als blickten Sie gar auf mich herab. Iſt es vielleicht deshalb, Thekla, weil ich keine Perſon von Stand bin, weil ich äußerlich betrachtet, ſo wenig zu bieten habe? — — Der Gedanke wäre unerträglich! Alles will ich erdulden, nur nicht Geringſchätzung. Denn ich bin ſtolz, bin es immer geweſen und denke, ich habe Grund, es immerdar zu bleiben.

Nehmen Sie dieſen Brief auf, als das, was er iſt, Thekla! Als den Notſchrei eines Menſchen, der ſich in verzweifelter Lage befindet. Sie müſſen mich verſtehen und Sie werden mir helfen. Sie können es durch ein Wort. Antworten Sie mir bald! Ich warte.

Ihr

Gabriel."

Thekla war über dieſen Brief ſehr beſtürzt. Dazu hatte ſie Gabriel keinen Grund gegeben. Weder zu dem,

was er ihr vorwarf, noch zu dem, was er von ihr forderte, beſaß er ein Recht. Wahrlich, niemals hatte ſie nach Rang und Stand und äußeren Verhältniſſen gefragt bei ihm. Es war unzart von ihm, den Verdacht auszuſprechen, daß ſie ſich von ſolchen Erwägungen habe leiten laſſen. Und das andere, was er zwiſchen den Zeilen leſen ließ. — Wie konnte er ſie abermals vor dieſe Frage ſtellen? Hatte ſie ihm denn nicht offen genug darauf geantwortet, damals in Tante Wandas Salon? —

Dieſes rückſichtslos blinde Vorgehen der Männer! Er mußte doch einſehen, daß das, was er wollte, unmöglich ſei! Er berief ſich auf das Vergangene; gewiß, auch ſie gedachte der glücklichen Kinderzeit. Keines der gemeinſamen Erlebniſſe hatte ſie vergeſſen. Die Erinnerung daran war ihr teuer. Sie war ſeine Freundin, ja! Sie nahm Intereſſe an ſeinen Schickſalen, inniges, lebhaftes Intereſſe. Es freute ſie von Herzen, wenn es ihm gut ging, und ſie war betrübt, wenn er Kummer und Sorgen hatte. Ihre Gedanken waren viel um ihn beſchäftigt. Aber konnte man ſich zur Liebe zwingen? —

Das, was ſie für ihren Jugendfreund Gabriel Bartuſch empfand, dieſes trauliche, der Gewohnheit mehr als irgend einem gewaltigen Müſſen entſprungene Gefühl, konnte unmöglich die große Liebe ſein! Nein, nein, die große Liebe war anders, mußte ganz anders ſein. Die kam über einen wie ein Gewitter, ſchrecklich zugleich und ſchön, in Schauern des Glückes und der Furcht. Etwas Erhabenes müßte ſie haben, wie Religion, etwas Berauſchendes, wie Muſik, etwas Liebliches, wie der Duft von Blumen. Und darüber hinaus noch das große Geheimnis, das Heilige, das Wunderbare; ſo war die Liebe.

Aber von alledem hatte ihr Verhältnis zu Gabriel Bartuſch nicht das Geringſte. Ihr Herz ſchlug nicht ſtärker,

wenn ſie ſeiner gedachte. Wenn er eine andere geheiratet hätte und mit ihr glücklich geworden wäre, ſie würde die erſte geweſen ſein, ſich darüber zu freuen. Sich ſelbſt vermochte ſie nicht an ſeiner Seite ſich vorzuſtellen. Nein, ſicherlich, wenn ſie ihn geliebt hätte, ſie würde ſo ruhig nicht darüber haben denken können. Und ſich durch ein anderes, ſchwächeres Gefühl binden zu laſſen, wäre ihr wie ein Unrecht gegen ſich ſelbſt, ja, wie Unehrlichkeit vorgekommen.

Aber in welcher Weiſe ihm antworten auf ſeine Frage? Sie wußte ja, wie empfindlich er ſei. Um keinen Preis wollte ſie ihn betrüben, ihn, der ſich das Leben ſelbſt ſchon ſo ſchwer machte. Vor allem ſollte er ſie nicht der Untreue bezichtigen dürfen!

Thekla mußte ſich ſagen, daß ſie in dieſer Sache ja nicht völlig frei ſei von Schuld. Nimmermehr hätte ſie es ſoweit kommen laſſen dürfen. Hatte ſie ihm nicht das Recht eingeräumt, an ſie zu ſchreiben! Hatte ſie ihm nicht Freundſchaft und Vertraulichkeit geſtattet! — Das ſtammte freilich aus einer Zeit, wo noch keine Erfahrung ſie gelehrt hatte, auf ihrer Hut zu ſein. Jetzt war ſie kein Kind mehr. Und man durfte nicht ſo zu ihr ſprechen, als ſei ſie es noch. Sie wollte verſuchen, ihm das klar zu machen, ſo ſchonend wie möglich.

Lange ſann ſie nach, ehe ſie ſich daran machte, ſeinen Brief zu beantworten; denn ſie ſagte ſich, daß es hier auf jedes Wort ankomme. Schließlich meinte ſie aber doch, es ſei das Beſte, ihm ſo zu ſchreiben, wie es ihr um's Herz war. Und ſie ſchrieb:

„Lieber Gabriel! Bitte, glauben Sie mir, daß ich wirklich Ihre Freundin bin. Ich habe nicht vergeſſen, wie gut und freundlich Sie ſtets gegen mich geweſen ſind. Ich denke auch oft an Sie und wünſche Ihnen

das Beſte für Ihr Leben. Daß Sie jetzt in Ihrem Examen ſtehen und daß Sie hoffen, es zu beſtehen, hat mich ſehr intereſſiert zu hören. Sie werden gewiß ein glänzendes Zeugnis mitbringen, und ich freue mich ſchon darauf, Sie dann beglückwünſchen zu können. Denn hierher zu Ihren Eltern müſſen Sie kommen, hören Sie! Ich weiß, wie ſich Ihre Mutter nach Ihnen ſehnt. Und mit Ihrem Vater wird dann gewiß auch die Ausſöhnung kommen. Dann werden Sie mir vieles erzählen müſſen. O, wie ich mich darauf freue!

Aber, Gabriel, um eines muß ich Sie bitten: ſchreiben Sie mir nicht wieder ſolchen Brief, wie der letzte war! Sehen Sie, ich möchte Ihnen nicht wehe thun, aber das muß ich Ihnen ſagen, ſo war es nicht gemeint, als Sie mich damals fragten, und ich Ihnen zuſagte, daß Sie mir ſchreiben könnten, und daß ich Ihnen antworten würde. Ich kann Ihnen ja doch nicht ſchreiben, was Sie von mir haben möchten. Alles andere würde ich ſo gern für Sie thun! Werden Sie mir nun ſehr böſe ſein, daß ich das geſagt habe? Aber ſehen Sie, lieber Gabriel, ich muß doch ehrlich ſein, ich muß doch ſagen, wie ich's empfinde, beſonders da Sie ſelbſt mich danach gefragt haben.

O, hätten Sie doch dieſen Brief nicht geſchrieben! Wir waren ſo gute Freunde, und ich weiß gar nicht, wie es nun werden wird. Denn ich ahne, daß Sie das traurig machen wird. O, ich bin ſehr unglücklich!

Wenn wir uns wiederſehen, will ich verſuchen, ganz ſo zu ſein wie früher. Ich bin wirklich Ihre Freundin! Leben Sie wohl! Ich habe das ſchreiben müſſen! Mit herzlichen Grüßen

Ihre

Thekla von Lüdekind."

Als ſie ihren Brief fertig hatte, kam er ihr fürchterlich thöricht vor. Aber würde ſie einen beſſeren ſchreiben können, wenn ſie dieſen auch zerriß? — Gabriel war ja klug, er würde ſchon herausfinden, wie ſie es meinte. Er mußte doch ſchließlich einſehen, daß ſie im Rechte ſei.

So trug ſie denn den Brief ſelbſt zum Poſtkaſten, im Innerſten unſicher, ob ſie das Richtige getroffen habe.

* * *

Seit Thekla im Sommer den Vorzug genoſſen hatte, bei einer Herzogin aus- und einzugehen, war ihrem Stiefvater Sänger das Selbſtbewußtſein bedeutend gewachſen. Er fand, es ſei nun an der Zeit, daß er avanciere; der Titel „Finanzrat" war doch eigentlich für einen Mann mit Verbindungen, die bis nahe an den Thron reichten, ſehr unſcheinbar. Er hoffte allerhand und wälzte Pläne, vor allem aber wollte er die einmal glücklich mit der Hofgeſellſchaft angeknüpfte Verbindung nicht wieder einſchlafen laſſen.

Sobald er in Erfahrung gebracht hatte, daß die Herzogin Witwe wieder in der Stadt ſei, machte er mit ſeiner Frau den Ziegriſts einen Beſuch, den dieſe, ſehr korrekt, baldigſt erwiderten. Mit ihnen kam Lilly, „die liebe Thekla" zu beſuchen, um welche ſie ſich in den letzten zwei Jahren in Wahrheit herzlich wenig gekümmert hatte.

Aber auch in Lillys Augen war Thekla durch den Umgang mit der Herzogin bedeutungsvoller geworden. „Du wirſt den Winter natürlich bei uns ausgehen!" ſagte ſie in protegierendem Tone. Mit dem „bei uns" meinte

ſie den Kreis der Herzogin Witwe, die eine beſondere Hofhaltung hatte, und deren kleine Geſellſchaften als das Erleſenſte galten, was man hatte, erleſener noch als die Hoffeſtlichkeiten bei dem regierenden Paare.

Und wie Lilly vorausgeſagt hatte, kam es: Thekla ging in dieſem Winter in dem Kreiſe aus, der im Salon der alten Herzogin ſeinen Mittelpunkt ſah. Da Sängers durch mangelnden Rang hiervon ausgeſchloſſen waren, nahm es Frau von Ziegriſt auf ſich, das junge Mädchen zu beſchützen. Dieſe Dame, welche ihre völlige Vermögensloſigkeit gelehrt hatte zu rechnen, war anfangs gegen Thekla eingenommen geweſen, weil ſie in ihr, wie in jedem heiratsfähigen Mädchen, eine Rivalin ſah für Lilly. Als ſie aber erkannte, daß ihre Herzogin nicht von der unbegreiflichen Schwärmerei laſſe für das junge Ding, meinte auch ſie, mit Fräulein von Lüdekind ernſtlich rechnen zu müſſen. Sie beſchloß, ſich Theklas mütterlich anzunehmen; ſo behielt man doch noch am erſten Einfluß auf ſie, und konnte vielleicht verhindern, daß ſie gefährlich wurde.

Thekla fühlte ſich in dem neuen Kreiſe bald heimiſch. Es war eine ganz andere Art der Geſelligkeit, als ſie ſie im Winter vorher kennen gelernt hatte, intimer, vornehmer und anmutiger. Verhältnismäßig wenig Perſonen gehörten dazu, mit denen ſah man ſich aber deſto häufiger. Bälle, wo einem ein paar Dutzend Tänzer vorgeſtellt wurden, gab es hier nicht. Die Herzogin lud gern zu kleinen Abendgeſellſchaften ein, wo gelegentlich auch getanzt wurde, wenn genug junge Leute da waren. Sonſt muſizierte man, ſtellte lebende Bilder, führte Charaden auf. Von allem Mummenſchanz war die alte Herzogin eine große Freundin. Sie liebte es, wenn die Anregung dazu aus der Geſellſchaft ſelbſt hervorging. Alles was ſich in den

Grenzen des Graziöſen hielt, ließ ſie gelten. Sie wollte, daß ſich ihre Gäſte amüſierten, damit ſie ſelbſt ſich an ihrer guten Laune unterhalten könne. Am liebſten würde ſie es geſehen haben, wenn aus ihrer Umgebung ſich ein Paar junge Leute in einander verliebt und vor ihren Augen verlobt hätten. Sie liebte die kleinen Aufregungen, die mit ſolchem Ereignis zuſammenhängen. Es erinnerte ſie das an die eigene Jugend, die nicht frei geweſen war von Schäferſpiel und Abenteuern. Aber zu ihrem Leidweſen ſchienen die jungen Leute von jetzt viel vernünftiger und geſetzter, als ſie es zu ihrer Zeit geweſen. Seit Jahren ſchon hatte es keine richtige Liebelei mehr in ihrem Kreiſe gegeben.

Der Löwe dieſes Salons und der ausgeſprochene Liebling der Herzogin-Witwe war ein Regierungsaſſeſſor von Wernberg. Er beſaß weit mehr Geſchmack und Geſchick, als der ſteife und enge Hofmarſchall von Ziegriſt. Da er wirklich gute Einfälle hatte, war Herr von Wernberg für die Beluſtigungen, welche die alte Dame liebte, der gefundene Organiſator.

Leo von Wernberg war einer von jenen Menſchen, denen, wo immer ſie ſich bewegen, ganz von ſelbſt, ohne daß ſie ſich beſonders anſtrengen, die Führung zufällt. Wie es unter den Pflanzen und Tieren ja auch beſtimmte Exemplare giebt, die kraft eines ihnen von Natur innewohnenden Triebes von Anfang an über alle anderen ihrer Gattung hinauswachſen. Auf welchen Eigenſchaften dies im einzelnen Falle beruht, iſt nicht leicht zu entſcheiden. So beſaß Wernberg außer einer ſchlanken Figur und einem gut geſchnittenen Geſicht eigentlich nichts, was ihn beſonders vor jungen Leuten ſeines Alters ausgezeichnet hätte. Und doch beugten ſich Männer, die älter waren als er und reicher an Erfahrung und Verdienſt, unwill-

kürlich vor ihm. Ob das an der Sicherheit seines Auftretens lag, oder ob diese Sicherheit eine Folge war der Beachtung, die man ihm schenkte, wäre schwer zu sagen gewesen.

„Ein wohlerzogener junger Mann!“ Das war das Lob, welches ihm jedermann gern zukommen ließ. Im übrigen wußte man von ihm, daß er auch in seinem Berufe Tüchtiges leiste. Er galt für klug und unterrichtet. Man nahm an, daß er Carrière machen werde. Alles, was er anfaßte, schien zu glücken. Mancher beneidete ihn um sein „unverschämtes Glück“; vielleicht aber bestand das Geheimnis seines Erfolges einfach darin, daß er nichts erstrebte, was außer dem Bereiche seiner Gaben lag.

In jedem Worte, jeder Bewegung merkte man ihm die gute Kinderstube an. Er war unterhaltend, konnte witzig sein, wenn er wollte, legte sich aber für gewöhnlich eine gewisse Zurückhaltung auf.

Es konnte nicht fehlen, daß auf einen Mann von solchen Vorzügen manche Mutter einer unvergebenen Tochter die Augen richtete. Über Herrn von Wernbergs Vermögensverhältnisse zwar war näheres nicht bekannt. Er trat auf wie einer, dem es an nichts gebricht. Sein Vater, seit einigen Jahren tot, war Minister gewesen in einem benachbarten Kleinstaate. Seine Mutter lebte für sich. Die Schwestern waren durch vornehme Heiraten glänzend versorgt.

Er wäre also wohl in der Lage gewesen, eine Frau zu ernähren, selbst wenn sie ihm nichts zugebracht hätte. Übrigens war als sicher anzunehmen, daß die Herzogin-Witwe, wenn ihr Liebling Wernberg sich verlobt hätte, alles gethan haben würde, um die Verbindung zu ermöglichen.

Aber Regierungsassessor von Wernberg hatte bisher

nicht die geringsten Anstalten gemacht, darauf hin deutend, daß er gesonnen sei, diesen Wunsch seiner Gönnerin zu erfüllen. Das einzige junge Mädchen, welches er im vorigen Winter ausgezeichnet hatte, war Lilly von Ziegrist gewesen. Im übrigen bevorzugte er die jungen Frauen. Mit denen könne man ungenierter verkehren, sagte er, und außerdem würde man dann nicht immer gleich verlobt gesagt, wenn man mal mehr als drei Worte mit einer gesprochen habe.

Lilly hatte eine Art ehrfurchtsvoller Verehrung für Leo Wernberg. Vor soviel überlegener Sicherheit, wie dieser junge Mann entwickelte, machte ihr loses Mundwerk, das sonst so leicht niemanden verschonte, Halt. In ihm erkannte sie gewissermaßen ihren Meister. Die beiden hatten in vielen Dingen verwandte Anschauungen und ähnlichen Geschmack; aber Wernberg war als der ältere welterfahrener und überlegter. Er hütete sich wohl, obgleich auch er eine Neigung zum Verspotten seiner Umgebung besaß, diesem Hange allzusehr die Zügel schießen zu lassen, wie es Lilly oft zum Schaden ihres Rufes that.

Bisher hatten die beiden auf einem gewissen Scherzfuße gestanden, der intim schien und doch nichts Tieferes bedeutete. Frau von Ziegrist war es, welche die Beziehungen, soviel sie konnte, enger zu knüpfen suchte. In ihren Augen wäre Regierungsassessor von Wernberg das Ideal eines Schwiegersohnes gewesen. Lilly hatte, wenn die Mutter alles überschlug, was an jungen Herren in der Gesellschaft augenblicklich vorhanden war, kaum Aussicht, eine bessere Partie zu machen. Daß es mit dem Vermögen der Wernbergs nichts Glänzendes sei, hatte Frau von Ziegrist zwar längst in Erfahrung gebracht, aber in dieser Beziehung baute sie auf die Herzogin. Im übrigen aber war alles glatt und in schönster Ordnung, wenn er nur anhalten

wollte. In dieſem Winter hoffte ſie auf eine Entſcheidung, denn es war Zeit, daß Lilly unter die Haube kam, man konnte ihr ſchon die dritte Tanzſaiſon nachrechnen.

Für den Kreis, den die Herzogin-Witwe um ſich verſammelte, ſchien dieſer Winter beſonders lebhaft und luſtig werden zu ſollen. Ein paarmal war getanzt worden; lebende Bilder und Charaden hatte es auch ſchon gegeben. Nun regte Wernberg eine neue Idee an: man wollte die bekannteſten Porträts aus dem herzoglichen Muſeum zur Darſtellung bringen. Das Muſeum enthielt eine Anzahl wertvoller Niederländer und Franzoſen.

Der Gedanke wurde originell gefunden, die Ausführung ſchien nicht allzu ſchwierig, denn man hatte den alten Herrn von Wächtelhaus da, den Intendanten der herzoglichen Hofbühne. Der erklärte von vorn herein, die Theater-Garderobe ſtünde zu dieſem Zwecke ſelbſtverſtändlich zur Verfügung.

Die Bilder ſollten, um eine möglichſt der Wirklichkeit entſprechende Wirkung auszuüben, in Rahmen erſcheinen, die denen der Originale nachgeahmt waren, und ſo gezeigt werden, als hingen ſie an der Wand.

Natürlich ging es bei den Vorbereitungen hierzu nicht ohne Eiferſüchteleien ab. Vornehmlich die Damen wollten ihre beſonderen Pläne und kleinen Herzenswünſche nicht hinter dem Zwecke des Ganzen zurücktreten laſſen. Die Wenigſten von ihnen waren mit dem Porträt zufrieden, das gerade ſie darſtellen ſollten. Und nur der Umſtand, daß es der allgemein beliebte Wernberg war, der die Rollen verteilte, beſchwichtigte die Murrenden.

Ein beſonders beliebtes Porträt in der Gallerie, bekannt unter dem Namen: **la belle chasseresse**, ſtellte eine reizende Blondine dar, im grünen mit Goldbrokat beſetzten Jagdkleide, einen Hut mit Straußenfedern auf

dem gelben Haar. Der Maler war unbekannt; der Auffassung nach gehörte das Bild einem Niederländer der nachklassischen Periode zu. Berühmt waren die blauen, träumerischen Augen der belle chasseresse, die Grübchen in dem rosigen Fleisch und der weiße Hals, dessen zarten Ansatz der Brustausschnitt des Kleides gerade noch blicken ließ. Über die Persönlichkeit der Dargestellten war man sich ebenfalls nicht ganz klar; es existierten verschiedene Versionen darüber. Jedenfalls müßte sie eine Dame von Stand gewesen sein.

Wenn ein Porträt dargestellt zu werden verdiente, so war es dieses. Es besaß zwar nicht gerade Weltruf, erfreute sich aber bei den Einheimischen um so größerer Beliebtheit.

Aber gerade hierfür war die Wahl der Darstellerin äußerst schwierig. Diese Mischung von Weib und Mädchen, eine solche Vereinigung von Naivität und Kindlichkeit, wie sie der Maler in die Züge zu legen verstanden hatte, war nicht so leicht aufzutreiben. Leo Wernberg hielt diesen Platz offen, nachdem er alle anderen Rollen bereits besetzt hatte. Verschiedene Damen, die noch unverwendet waren, mochten sich im stillen der Hoffnung hingeben, für die belle chasseresse in Frage zu kommen. Schließlich entschied sich Wernberg für Fräulein von Lüdekind. Die Herren gaben ihm durchweg recht, die Wahl sei eine gute. Die Damen hüllten sich in Schweigen.

Es fanden verschiedene Kostümproben statt, für welche man einen bekannten Historienmaler zugezogen hatte, ferner den Theaterschneider und verschiedene weibliche Wesen aus dem Stande der Putzmacherinnen und Friseusen. Theklas Kostüm war ein Gegenstand besonders eingehender Erwägungen. Es wurde dem jungen Mädchen ganz eigentümlich zu Mute, wildfremde Menschen über Sitz und

Farbe eines Kleides verhandeln zu hören, das ſie tragen ſollte, über ihre Friſur und wie ſie ſich ſchminken müſſe.

Lilly Ziegriſt ſollte eine italieniſche Tänzerin darſtellen von braunem Teint, in papageienbuntem Koſtüm. Der Reiz dieſes Bildes lag in der graziöſen Stellung, welche die Tanzende, auf den Fußſpitzen ſchwebend mit zurückgebeugtem Oberkörper, das Tamburin mit beiden Händen über dem Haupte, einnahm. Allgemein wurde Lillys Ausdauer und Geſchick in der Durchführung dieſer ſchwierigen Rolle bewundert.

Lilly war hierbei überhaupt in ihrem Element. Das zigeunerhafte Durcheinander von Künſtlern, Theaterangeſtellten, Herren und Damen der guten Geſellſchaft, die öffentliche Diskuſſion intimſter Toilettenfragen, die Anwendung von allerhand künſtlichen Mitteln zum Hervorbringen gefälliger Effekte, alles das war ſo recht nach ihrem Geſchmacke.

Thekla und Lilly teilten ein Ankleidezimmer. Lilly war ſeit jener Zeit, wo die beiden als Backfiſche vertraute Schlafkameraden geweſen waren, keineswegs zurückhaltender geworden. Lillys Ideal war gegenwärtig Herr von Wernberg. Wenn ſie Thekla gegenüber von ihm ſprach, nannte ſie ihn mit Vorliebe: beau Leo. Was er geſagt hatte, wurde getreulich berichtet. Der Sitz ſeiner Anzüge fand eingehende Würdigung. Sein ſchmaler Fuß, ſeine ariſtokratiſche Hand, ſein ſchneidiger Schnurrbart, die Farbe ſeiner Augen waren für Lilly Dinge, über die ſie mit einer Miſchung von Kennerſchaft und Ehrfurcht unerſchöpflich zu ſprechen vermochte. Was ſie damit bei Thekla für Empfindungen errege, fragte ſie nicht, ganz erfüllt von dieſem intereſſanteſten Thema. „Weißt du! Ich muß mich gegen irgend jemand ausſprechen. Ich ſchwärme für beau Leo. Das heißt, ich bin nicht verliebt, das brauchſt du nicht

zu denken. Einfach Schwärmerei! Wenn du dieſen Unterſchied verſtehſt!“ —

Es war keine kleine Aufgabe, der ſich Leo Wernberg mit der Inſcenierung der hiſtoriſchen Porträts unterzogen hatte. Er hatte alle Hände voll zu thun. Sein Ruf, der liebenswürdigſte junge Mann der Geſellſchaft zu ſein, geriet in dieſen Tagen einige Male ſtark in's Schwanken.

Die Vorſtellung war ein großer Erfolg. Jedes Porträt wurde zunächſt einzeln gezeigt, darauf ſämtliche Bilder an einer großen Wand vereinigt. Die belle chasseresse und das Bildnis eines Van Dykſchen Greiſes ſtritten um den erſten Preis.

Das regierende Paar war zu dieſem Feſte eingeladen. Es kam dabei ein wenig Eiferſüchtelei zur Geltung gegen die andere Hofhaltung. Man wollte mal zeigen, was man könne.

Herzog und Herzogin ſprachen mit einzelnen der Darſteller. Auch Thekla wurde durch eine Anſprache beehrt. Das Hofgeſinde aber beeilte ſich daraufhin ſie zu beglückwünſchen. Die alte Herzogin aber ließ „die kleine Lüdekind“ zu ſich rufen und verſetzte ihr vor aller Welt einen richtigen, weithin hörbaren Kuß.

Nach dem Souper, das den Vorführungen folgte, wurde auf höheren Wunſch noch etwas getanzt. Hofmarſchall von Ziegriſt hatte zu dieſem improviſierten Balle in aller Eile die Muſik auftreiben müſſen. Da es keine Tanzkarten gab, wurden nur Extratouren getanzt. Was bei den hiſtoriſchen Porträts mitgewirkt hatte, blieb im Koſtüm. Und die bunten, aus den verſchiedenſten Jahrhunderten, und Ländern zuſammengeſtellten Trachten, eingeſprengt zwiſchen Fracks, Uniformen und moderne Damentoiletten, gaben ein farbenreiches, eigenartiges Bild.

Thekla wurde ineinemfort geholt, kaum daß ſie zu

Atem kam zwiſchen den einzelnen Touren. Nach ihrem heutigen Erfolge war ſie in Mode gekommen. Die „kleine Lüdekind“ reizend zu finden, war nunmehr von allerhöchſter Stelle aus gewiſſermaßen ſanktioniert.

Auch Lilly tanzte flott. Sie ſtrahlte vor übermütigem Selbſtbewußtſein. Leo Wernberg hatte ſie zu Tiſch geführt, und nun tanzte er den Souperwalzer mit ihr. Man mußte wiſſen, was das hieß. Leo Wernberg ein junges Mädchen zu Tiſch führen, er, der ſonſt nur Frauen dieſe Ehre anthat! Wenn das nicht etwas zu bedeuten hatte! — Frau von Ziegriſt, die ſchon angefangen hatte, den Mut zu verlieren, ſchöpfte neue Hoffnung, in Herrn von Wernberg doch noch den langerſehnten Schwiegerſohn zu begrüßen.

Auch Thekla entging es nicht, wie intim ſich die beiden da drüben unterhielten. Er und ſie, niemand anderes ſchien für das Paar da zu ſein.

Eigentümliche, widerſprechende, haſſenswerte Gefühle beſchlichen das junge Mädchen bei dieſem Anblick. Beneiden hätte ſie Lilly mögen, beneiden um ihre Unbefangenheit. Wie ſie übermütig lachte, wenn er ihr etwas zuflüſterte, wie ſie ihm dreiſt in die Augen blickte, wie herausfordernd ihr ganzes Weſen war. Wie konnte, wie durfte ſie das!

Und er, wie verhielt er ſich dazu? War es möglich, daß er Gefallen an ihrer Koketterie fand? O ſie gefiel ihm, es war nur zu klar!

Reizend apart ſah ſie ja auch aus in ihrem Koſtüm, deſſen grelle Farben ſo raffiniert gut zu ihrem dunklen Teint ſtanden. Und wie leicht und graziös ſie tanzte! Die Verkleidung ſchien ihrem freien Gebahren einen Freipaß zu gewähren.

Und zu denken, daß das ihre Freundin war! Lilly, gerade Lilly, die man ſo genau kannte in allen ihren

kleinen und großen Schwächen! Lilly, von der man wußte, wie vieles unecht an ihr war in Erſcheinung und Weſen.

Immer wieder mußten Theklas Augen da hinüberſchweifen, wo die beiden ſaßen, wie ſie in läſſiger Haltung abwechſelnd ihre niedlichen, roten Schuhe und dann wieder ihn anblickte, während er ihr mit dem Tamburin Kühlung zufächelte. Thekla wurde ganz zerſtreut darüber und hörte gar nicht mehr auf das, was ihr Herr ihr auseinanderzuſetzen ſich bemühte.

Hätte ſie an Lillys Stelle ſein mögen? Thekla legte ſich ſelbſt die Frage vor. O nein, ſie ſehnte ſich nach dieſem Platze ganz und gar nicht. Sie gönnte es Lilly, daß ihr der Hof gemacht wurde, da es mit ſolchen Mitteln erkauft war. Man hätte ſich für das Mädel ſchämen mögen; ſie warf ſich ihm ja vor aller Welt an den Kopf! Und konnte man ihn verſtehen, daß er ſich ſo etwas gefallen ließ! —

Bei dem nächſten Tanze holte Wernberg Thekla. Als er ſie auf ihren Platz zurückgeführt hatte, ſprach er eine Weile mit ihr in höflich zuvorkommender Art. Keine Spur von den Freiheiten, die er ſich ſoeben noch Lilly gegenüber herausgenommen hatte. Wie gern hätte Thekla dem Herrn, der ſie von ihm weg zu einer Extratour bat, einen Korb gegeben; aber leider ging das nicht an.

Darauf wurde Damenengagement angeſagt. Thekla ſtand unſchlüſſig; ſollte ſie ihn holen? Dort tanzte er eben mit Lilly. Die hatte ſich natürlich kein Kopfzerbrechen gemacht, ihn aufzuforden! War es nicht lächerlich, ſich ſo zu ängſtigen, wie ein junges Ding, das eben herauskommt? Was war denn dabei, hingehen und ihm eine Schleife anſtecken? Der Tanz würde darüber noch vorbeigehen, und ſie hätte ſchließlich weder ihn noch irgend einen anderen geholt. Wozu hatte ſie ſich dann die Schleife, die ſie in der Hand hielt, vom Kiſſen genommen? —

Das Herz klopfte ihr, als sie auf ihn zuschritt durch den Saal. Sicher alle Anwesenden blickten auf sie, sahen, was sie that! Errötend verbeugte sie sich. Und natürlich kam sie nicht in den Takt beim Antanzen. O, wie sie sich schämte! Ganz sicher hatte er etwas gemerkt, ganz sicher hatte sie sich verraten.

V.

Niemand in der Gesellschaft wußte, wie es um Thekla in Wahrheit bestellt war. Niemand von den ihren daheim ahnte, welch tiefe Unruhe sich unter der stillen Oberfläche ihres äußeren Verhaltens verbarg. Konnte sie sich doch selbst nicht mal Rechenschaft darüber geben, wann und wo sich ihrer jener starke Eindruck bemächtig hatte, der sie nun nicht mehr los ließ. Niemand hatte sie jemals gelehrt, was Liebe sei. Zu gewissen Dingen braucht man eben nicht der Schulung, gewisse Ereignisse kommen wie die Blüten am Baume, wie der Gesang des Vogels, über Nacht, von selbst, aus der Luft, vom Himmel. Die Liebe war auch nicht gekommen in ihr Herz, plötzlich und erschreckend, wie ein Gewitter aufzieht. Nein! Wie der Anbruch des Tages, still, aber unaufhaltsam in ruhig sieghafter Kraft.

Jene feine Unterscheidung, welche ihre Freundin Lilly aufgestellt hatte, zwischen Schwärmerei und Verliebtsein, machte Thekla nicht; für sie gab es nur: die Liebe.

Nicht ohne Kampf hatte sie sich ergeben. Ihre Mädchensprödigkeit setzte sich zur Wehr gegen das unheim-

lich Neue, gegen das Unerhörte, das Beſitz ergreifen wollte von ihr. Umſonſt! Wie wollte man das bekämpfen, was in geheimen Tiefen der Natur ſich entwickelte, was keimte und wuchs, genährt von unſichtbaren Kräften. Es war eben da, in ihr, eine Thatſache, wie der Frühling eine Thatſache iſt.

Ihre Sinne waren die weit geöffneten Thore geweſen, durch welche das Wohlgefallen an ſeiner männlichen Perſönlichkeit Einzug gehalten hatte. Sie liebte es, den Ton dieſes ſonoren Organes zu vernehmen, ſich von dieſem ſtarken, elaſtiſchen Arme im Tanze getragen zu fühlen. Wenn das tiefe Leuchten ſeines Auges ſie traf, war ihr, als dringe etwas Gefährliches auf ſie ein. Er brauchte nicht zu ſprechen, und ſeine Gegenwart redete doch zu ihr. Die geringfügigſte Handlung hatte Bedeutung in ihren Augen, weil ſie von ihm ausging. Wenn er im Zimmer war, ſchien die Luft verwandelt. Sie glaubte ohne aufzublicken zu wiſſen, ob ſein Blick auf ihr ruhe.

Und dabei war er für ſie ein ganz fremder Menſch. Sie wußte nicht viel mehr von ihm als das Wenige, was Lilly von ihm erzählt hatte. Thekla ſelbſt hatte nur hie und da ſich mit ihm unterhalten, wie man ſich in Geſellſchaft eben unterhält, flüchtig, über die gleichgiltigſten Dinge. Und noch dazu war ſie ſich bewußt, ſich ihm gegenüber ganz beſonders unglücklich und linkiſch benommen zu haben.

Denn das war ja gerade das Verwirrende: der Mann, zu dem es ſie gewaltſam hinzog, für den ſie etwas unſagbar Gutes und Inniges empfand, derſelbe Mann war ihr ein Gegenſtand des geheimen Grauens. Sie hätte fliehen mögen aus ſeiner Nähe, ihr Haupt verbergen vor Scham. Welche Gewalt war ihm gegeben, ſie ſo zu

verſtricken! Wie kam er dazu, ſich einzudrängen in ihre heimlichſten Gedanken und Träume! —

Um keinen Preis der Welt ſollte er erfahren, was ſie um ſeinetwillen litt. Sie zitterte, ſich durch einen Blick, ein Erröten zu verraten. Aber wenn man das nur in der Gewalt gehabt hätte! Aus Scheu, entdeckt zu werden, zog ſie ſich zurück vor dem, zu dem es ſie doch mit allen Fibern des Herzens trieb. Er ſollte den Triumph nicht haben, ſich zu ſagen, daß auch ſie ihm zugefallen ſei. Sie mied ihn, that, als ſähe ſie ihn nicht, wenn er ſie begrüßen wollte, ja behauptete einmal, bereits engagiert zu ſein, als er ſie um einen Tanz bat. Und welche Qualen der Angſt empfand ſie dann, daß er ihre Lüge gemerkt haben könne. O, ihr Herz war thöricht, war kindiſch thöricht!

Daraus werden konnte ja niemals etwas! Sie, Thekla, war ihm höchſt gleichgiltig! Er ſah in ihr ein Gänschen, wahrſcheinlich! Vielleicht dachte er noch ſchlimmer von ihr, hielt ſie für eigenſinnig und launenhaft. Berechtigt war er dazu, wie ſie ſich ihm gegenüber aufgeführt.

Zwar, er hatte ſie gelegentlich auch ausgezeichnet. Er war ſtets höflich geweſen gegen ſie; aber das war bei ihm Erziehungsſache. Zur belle chasseresse hatte er ſie wohl nur auserſehen ihres blonden Haares und ihrer blauen Augen wegen, die zufälligerweiſe dem Bilde entſprachen.

Lilly gefiel ihm doch am kleinen Finger beſſer als ſie! Man ſah es ja, wen er bevorzugte. Nein, nein, nur gar nicht daran denken, und vor allem ſich nichts anmerken laſſen! Die Demütigung wäre zu furchtbar geweſen, wenn jemand geglaubt hätte, ſie könne Lillys wegen eiferſüchtig ſein.

Dann wurde ſie, ohne es zu wollen, Zeuge einer

Unterhaltung, die während des Kotillons hinter ihrem Stuhle geführt wurde von ein paar älteren Herren. Der eine meinte, die Saiſon würde nun doch wohl noch ihre Verlobung ſehen. „Wenn Sie auf die beiden da ſpekulieren, werden Sie ſich wohl verrechnen!“ erwiderte der andere, den Thekla an der Stimme als den alten Wächtelhaus erkannte. „Wernberg iſt ein doppelt Genähter. Der wird den Deibel thun, und ein Mädel ohne Geld heiraten. Dem kommt's nur auf den Flirt an. Zum Amüſieren iſt die kleine Ziegriſt wie gemacht!“

Thekla konnte lange nicht den Gedanken an das Gehörte loswerden. Es wurde ja ſo vieles in der Geſellſchaft geſprochen ohne Grund, und Herr von Wächtelhaus war zudem bekannt für ſeine böſe Zunge. Sie konnte ſich nicht denken, daß Leo Wernberg ſo einer ſei. O nein, dazu war er viel zu vornehm und edel denkend! Sicher, mit ſolchem Verdacht wurde ihm ſchreiendes Unrecht gethan.

Am ſchwierigſten wurde es für Thekla, ihren Gemütszuſtand vor den ihrigen zu verbergen. In Geſellſchaft trug jeder mehr oder weniger eine Maske; aber zu Haus, wo ſie einen von Jugend auf kannten, wo es auffiel, wenn man ſchweigſamer war als ſonſt, verriet ſich alles. Dazu kam Sängers aufdringliche Art, zu fragen, und die ſcharfen Augen und Ohren von Agnes. Die Mutter aber, welche ihr Recht, die Tochter auszuführen, an Frau von Ziegriſt abgetreten hatte, hielt ſich für berechtigt, zu erfahren, wie es jetzt in Hofkreiſen zugehe, und wetteiferte mit ihrem Manne in eingehenden Fragen.

Eines Tages, als Thekla mit ihrer Mutter auf einem Beſorgungsgange war, begegnete ihnen Herr von Wernberg. Thekla ſah ihn erſt, als er dicht vor ihr auftauchte und den Hut zog. Sie erſchrak, ärgerte ſich über

ihr Erſchrecken und errötete. Frau Sänger mußte wohl davon etwas bemerkt haben, ſie fragte ſofort, wer der Herr geweſen ſei, und in der Folgezeit erkundigte ſie ſich des öfteren bei Thekla, ob ſie mit Herrn von Wernberg getanzt habe, ob er liebenswürdig ſei, woher er ſtamme und ſo weiter. Dieſes Ausgefragt-werden wurde zu einer wahren Tortur. Sie wußte doch nur zu gut, was die Mutter wollte und erwartete. Die Erfahrung vom vorigen Winter mit Herrn von Deiſtel war ihr noch in zu guter Erinnerung. In jedem jungen Manne ſah Frau Sänger einen Heiratskandidaten.

Thekla fing an, das zu begreifen, was ſie bisher den Dichtern, die es in allen Tonarten verſicherten, nicht hatte glauben wollen, daß Liebe und Leid Geſchwiſter ſeien. Sie hatte bis zu dieſer Erfahrung immer gemeint, die Liebe ſei etwas unausſprechlich Erhabenes und Hohes, der Religion Verwandtes, dabei Freundliches und Erquickendes, ein Vorſchmack des Himmels. Nun mußte ſie erkennen, daß ein Bodenſatz irdiſcher Unvollkommenheit auch dieſem Glücke eignete. War es nicht, wenn ſie von der Liebe manch ein dunkles, vieldeutiges Wort gehört oder geleſen hatte, wie ein heiliger Schauer über ihren jungen Leib gegangen? Hatte ſie nicht erwartet, daß ſobald ihre Augen dieſes größte aller Geheimniſſe erkennen würden, dann die ganze Welt vor ſich liegen zu ſehen wie einen Blumengarten voll herrlicher Freuden! Dann ſollten Friede und Klarheit kommen in all ihre Unruhe und Dunkelheit!

Aber es war alles anders gekommen. Wieviel Bitternis lag dem Gefühle kurzer Beſeligung zu Grunde! Und noch ſchlimmer! Sie fühlte ſich nicht geläutert und gebeſſert, eher gedemütigt, in Zweifel geſtürzt und zerriſſen. Es gab ſoviel Verwirrendes in dieſen Gefühlen. Bis in ihr Mädchenbett hinein verfolgten ſie häßliche Gedanken.

Schlechter, egoiſtiſcher hatte ſie die Liebe gemacht, Neid und Eiferſucht in ſie gepflanzt und andere verabſcheuenswürdige Empfindungen.

Sie weinte, wenn ſie des Abends allein war, oftmals über ſich. Sie betete zu Gott und zum Heiland um Hilfe und Erleuchtung. Aber ſelbſt in ihre Andacht miſchten ſich fremde, zerſtreuende Gedanken ein. Es war nicht mehr die ſtille Gebetsflamme, wie ſie einſtmals aus ihrem Herzen rein zum Allerhöchſten aufgelodert war. Inbrünſtiger war jetzt ihr Fordern, verzweifelter ihr Ringen, aus einem gefolterten Gemüte kam ihr Schreien.

Aber ſtets war es auch hier, als ſei ſie nicht allein. Selbſt in geweihter Stunde ſuchte ſie eine fremde Geſtalt heim, wollte ſich eindrängen in ihre Andacht. Wenn ſie auf den Knieen liegend, die Hände erhob zu dem Chriſtus über ihrem Bette, war es etwas ganz anderes, als der leidende Heiland, das ſie aus dem Bilde anſtarrte. Wohin fliehen davor? War ihre Liebe zu Gott ſo klein, ihr Glaube ſo ſchwach gegründet, daß er ſie vor ſolcher Verſuchung nicht zu ſchützen vermochte? O Gott, was war aus ihr geworden! Wohin war ſie gekommen!

Und verzweifelt grub ſie ſich in die Kiſſen ein, um ſich vor den Geſichten zu retten, die ſie verfolgten.

* * *

Der Erfolg, den man mit den hiſtoriſchen Porträts gehabt hatte, verlockte, es nun auch noch mit Komödie ſpielen zu verſuchen. Die erſte Frage war natürlich: was ſollte man aufführen? Eine ganze Anzahl Stücke wurde in Betracht gezogen, doch verwarf man ſie alle. Bei dem

einen eignete ſich der Stoff nicht, ein anderes konnte nicht beſetzt werden, dieſes wurde unpaſſend gefunden, jenes zu wenig pikant. Schließlich einigte man ſich auf ein ziemlich harmloſes Stück, halb Schauſpiel, halb Schwank.

Es wurde der Vorſchlag gemacht, den Regiſſeur des Hoftheaters anzunehmen, zur Einſtudierung. Doch ſagte man ſich bald, daß dadurch die Intimität des Ganzen leiden würde. Man wollte unter ſich bleiben. Aller Blicke richteten ſich daher von neuem auf Leo Wernberg. Man erwartete von ihm, daß er der Mann ſei, auch den Poſten eines Regiſſeurs auszufüllen. Er nahm das Amt an, unter der Bedingung, daß man ihm unbedingt gehorche. Man verſprach ihm lachend alles, im voraus des guten Gelingens ſicher, wenn er die Sache in die Hand nahm.

Dem gegebenen Verſprechen zum Trotze, ließen es ſich einige Damen natürlich nicht nehmen, allerhand kleine Intriguen anzuſpinnen, um in den Beſitz ſolcher Rollen zu kommen, die ſie gerade für ihre Perſon als beſonders vorteilhaft anſahen. Es gab in dem Stücke eine wenig ſympathiſche, weibliche Rolle: eine Kokette, die in ihrer ganzen Schändlichkeit ſchließlich entlarvt wird. Dieſer Charakter war noch dazu einem angejahrten, heiratsluſtigen Mädchen angedichtet, dem von einer jüngeren, hübſcheren und liebenswürdigeren Perſon der erſehnte Bräutigam ſchließlich vor der Naſe weggeſchnappt wird. Von ſeinem Rechte als Regiſſeur Gebrauch machend, hatte Wernberg entſchieden, daß Fräulein von Ziegriſt dieſen ſtark chargierten Charakter darſtellen ſolle, weil er ihr die Gabe ſcharfen Charakteriſierens zutraue.

Das war ſehr wenig nach Frau von Ziegriſts Sinne. Sie fühlte ſich als Mutter beleidigt. Warum mußte gerade Lilly die Partie der alten Jungfer übernehmen? In jeder anderen Rolle hätte ſie ſie lieber geſehen. Denn

ſchließlich konnte das zu einem böſen Omen werden für Lilly. — Aber was konnte ſie thun! War es doch unbegreiflicherweiſe Leo Wernberg ſelbſt geweſen, der ſo gewählt hatte. Und Lilly, klüger als ihre Mutter, nahm die Rolle an, ohne eine Miene zu verziehen, wohl wiſſend, daß ſie ſich mit einer Weigerung lächerlich gemacht haben würde.

Leichter war es, die Partie des jüngeren Mädchens zu beſetzen. Hier kam es nur auf Jugend, ſympathiſche Erſcheinung und die Fähigkeit an, ſanfte Zurückhaltung zum Ausdruck zu bringen, aus der ſich ſchließlich unter dem Einfluſſe der Liebe die Zärtlichkeit des Weibes wie von ſelbſt entwickelt. Außer dieſen beiden, in ſtarkem Gegenſatz gehaltenen Mädchengeſtalten, gab es noch eine Reihe von Nebenfiguren. Den Helden ſollte ein Rittmeiſter geben, der mit martialiſchem Schnurrbart und mächtiger Kommandoſtimme ausgeſtattet, annahm, daß er damit alles beſitze, was man von einem Liebhaber verlangen könne. Die Aufgabe, die glückliche Braut darzuſtellen, hatte Wernberg Fräulein von Lüdekind zugedacht. Thekla ſchien nach Erſcheinung und Weſen für dieſen in freundlichen Farben gehaltenen Charakter ausgezeichnet zu paſſen. Sie wollte ablehnen, ſie getraue es ſich nicht, ſo viel auswendig zu lernen, die Aufgabe ſei zu groß. Aber Wernberg redete ihr zu: ſie ſolle mal ſehen, es werde wundervoll gehen. Sie unterſchätze ſich ſelbſt, er kenne ſie beſſer. Der Charakter ſei wie für ſie geſchrieben, ſie brauche ſich nur ſelbſt zu ſpielen.

Er ahnte nicht, wie ſeine Rede ſie traf. Stundenlang grübelte ſie am Abende dieſes Tages darüber nach, was er mit ſolchen Worten gemeint haben könne. War es Höflichkeit geweſen, Schmeichelei vielleicht gar? Hatte er ſie auf dieſe Weiſe zur Annahme der Rolle bewegen

wollen? Oder bedeutete es mehr; hatte er wirklich eine so besondere Meinung von ihr? Er kenne sie besser, als sie sich selbst, hatte er gesagt. War das eine von jenen Redensarten, wie Herren sie gebrauchten, um Eindruck zu machen, oder war es mehr? Wer ihr darüber hätte die Wahrheit sagen können! —

Zunächst fand eine Leseprobe statt. Lilly wußte durch die witzige Art, wie sie ein eifersüchtiges und mißgünstiges Frauennaturell zu parodieren verstand, alles zum Lachen zu bringen. Thekla brachte das Gegenstück dazu ebenfalls gut heraus. Wernberg nickte ihr verschiedenfach ermutigend zu, als wolle er sagen: habe ich dich nicht richtig taxiert! Auch die Nebenfiguren: Heldenmutter, komischer Onkel, Dienstboten machten ihre Sache zur Zufriedenheit. Nur der Held war völlig ungenügend. Der schöne Rittmeister kopierte einen Heldendarsteller der Hofbühne, der in Schillerschen Rollen die Herzen aller kleinen Bürgermädchen eroberte. Das falsch verstandene Pathos wirkte in zweiter Auflage natürlich nur noch drastischer. Die Zuhörer lachten. Der Rittmeister nahm das leider für eine erwünschte Wirkung auf. Es war sehr schwer, ihn zu überzeugen, daß er für diese Rolle nicht passe, und ihn zum Rücktritt zu bewegen. Aber Leo Wernberg brachte auch dieses Kunststück schließlich fertig.

Nun war die große Frage: wer sollte an Stelle des glücklich Beseitigten die frei gewordene Rolle übernehmen? — Niemand von den jüngeren Herren riß sich darum, denn die Partie war umfangreich. Es war Herr von Wächtelhaus, der den Vorschlag machte: Wernberg möge doch selbst in die Bresche springen; er wünsche sich für sein Theater keinen besseren Vertreter des Liebhaberfaches als ihn. Wernberg hielt es für notwendig, sich zunächst zu weigern, und sich noch ein wenig bitten zu lassen;

ſchließlich nahm er aber an. Die Regie ging, da er nun ſelbſt zu den Darſtellern gehörte, auf Herrn von Wächtelhaus über.

Bei der nächſten Probe ſollte die Handlung von den Darſtellern mit den ausgeſchriebenen Rollen in der Hand andeutungsweiſe geſpielt werden. Wie immer bei Liebhaberaufführungen war es das Schwerſte, Leute, denen das Komödiemachen nicht zur zweiten Natur geworden iſt, dazu zu bringen, daß ſie aus ſich herausgehen. Der richtige Schauſpieler lebt ſchon längſt in ſeiner Rolle, während der Dilletant ſich noch abmüht, von ſeinem eigenen Weſen loszukommen.

Wächtelhaus hielt vom erſten Augenblicke an darauf, daß wirklich geſpielt werde. Es wurde in dem Stücke, beſonders gegen Schluß, ziemlich ausgiebig umarmt und geküßt. Spötter, der er war, meinte Wächtelhaus: da wolle er ſich nicht einmiſchen, man könne es getroſt den jungen Leuten überlaſſen, auch ohne Anleitung hierin die Natur zu treffen.

Im Gegenſatz zu Wernberg war der neue Regiſſeur mit Fräulein von Lüdekind durchaus nicht zufrieden. Es war, als ob das junge Mädchen ſeit der letzten Probe eine ganz andere Perſon geworden ſei. Sie machte den Eindruck der Ängſtlichkeit und Befangenheit. Wächtelhaus deutete an, daß er eine Naive, die Angſt habe, ihren Partner zu umarmen, nicht gebrauchen könne. Feuer und Bewegung verlangte er. „Sie müſſen ſich vorſtellen, Sie liebten dieſen jungen Mann. Sie dürfen im Moment keinen anderen Gedanken haben, als ihm gefallen zu wollen. Wenn Sie das nicht können, mein Kind, dann haben Sie kein Theaterblut.“

Thekla bat am Schluſſe der Probe, daß man ihr die Rolle abnehme. Man redete ihr zu: ſie ſolle den Mut

nur nicht verlieren, es werde ſchon beſſer gehen das nächſte Mal.

Auch Wernberg war unter denen, die ihr zuſetzten. Aber ſie erklärte ſchließlich unter Thränen, ſie könne nicht.

Hier ſah Frau von Ziegriſt den Augenblick für gekommen, zum Eingreifen. Thekla war ihr anvertraut, ſie hatte alles Recht, ſich als die mütterlich beſorgte aufzuſpielen. Sie halte es für ganz richtig, daß das junge Mädchen zurücktrete; Zwang dürfe ihr auf keinen Fall angethan werden. Es ſei ja nicht jedermanns Sache Theater zu ſpielen. Sie belobte Thekla ſogar, daß ſie ſo verſtändig ſei.

Für Neubeſetzung der Rolle wußte Frau von Ziegriſt Rat. Sie ſelbſt bot ſich an. Zwar nicht für die Partie der Naiven, denn dazu ſei ſie zu alt; aber ſie wolle gern das ältere Mädchen ſpielen, wenn ſie damit der Sache zu dienen vermöge, und Lilly könne dann an Fräulein von Lüdekinds Stelle treten.

Man war anfangs etwas befremdet über dieſen Vorſchlag, der Frau von Ziegriſt gar nicht ähnlich ſah. — Sie hielt ſonſt ſehr auf Korrektheit und höfiſche Würde. — Aber ſchließlich fand man ihn annehmbar, beſonders als Lilly bei einem Verſuche bewieſen hatte, daß ſie ſich auch in dieſe Rolle gar nicht ſo übel zu finden verſtand.

Einer war in der Geſellſchaft, der Frau von Ziegriſts Verhalten vollkommen durchſchaute: der alte Wächtelhaus. Er gehörte nicht zu den Spaßverderbern. Ihn amüſierte es, zu ſehen, was für Widrigkeiten eine Mutter im ſtande iſt, auf ſich zu nehmen, wenn es gilt, einen Mann für die Tochter zu erobern. Der Gedanke, daß aus dem Braut- und Bräutigam-Spielen ſchließlich Ernſt werden könne, war ja vertrackt ſchlau. Aber Wächtelhaus kannte Leo

Wernberg; der ſchien ihm nicht der Mann, ſich ſo leicht das Netz überwerfen zu laſſen.

Wenn ihr die Rolle auch nicht eigentlich lag, ſo beſaß Lilly doch jene Unbefangenheit, die Herr von Wächtelhaus an Thekla vermißt hatte, in hohem Grade. Sie genierte ſich nicht im geringſten, ſich von ihrem Partner küſſen zu laſſen und ihn zu umarmen. Und Wächtelhaus konnte ihr das ironiſche Kompliment machen, daß ſie es wundervoll verſtehe, ſich in die „unangenehmſten Situationen zu verſetzen.“

* * *

Der Aufführung wohnte Thekla nicht bei. Sie ging überhaupt nicht mehr in Geſellſchaft. Aber niemand durfte merken weshalb. Wer hätte verſtehen können, was ihr widerfahren war! — Als Vorwand, für ihr plötzliches Fernbleiben von aller Geſelligkeit, mußte ihr Tante Wandas Unpäßlichkeit dienen.

Das alte Fräulein war ſpät im Herbſt vom Sommerausfluge zurückgekehrt mit einer ſtarken Erkältung. Den Winter über kränkelte ſie, wollte ſich aber nicht werfen laſſen. Nun mußte ſie ihren Trotz büßen; eine ſtarke Grippe feſſelte ſie an's Bett.

Herr und Frau Sänger konnten nicht begreifen, wie Thekla um der Erkrankung der Tante willen, all die „ehrenvollen Einladungen“ ausſchlagen mochte, die ſie zum Schluß des Karnevals beſonders zahlreich erhielt. Sänger war entrüſtet über dieſen „neueſten Eigenſinn“ ſeiner Stieftochter. Er machte ihr ernſte Vorſtellungen, was für Ausſichten ſie ſich möglicherweiſe verderbe. Thekla

widerſprach ihm nicht; was hätte es auch genutzt! Aber gerade dieſer ſtille Widerſtand reizte ihn. Mit jedem Jahre wurde die Unbotmäßigkeit bei dieſem Mädchen ſchlimmer. Ein wahres Kreuz war ihm mit dieſem Kinde ſeiner Frau auferlegt worden.

Er ließ ſich hinreißen, ihr zu ſagen: wenn ſie ſich ſolche Schrullenhaftigkeit angewöhne, könne ſie ſich nicht wundern, daß ſie keinen Mann bekomme. — Agnes, die dieſem Ausbruch beiwohnte, ſpitzte neugierig die Ohren. Thekla aber ſtand, ohne ein Wort zu erwidern, auf und verließ ſtill das Zimmer.

Sie ging in dieſen Tagen viel zu Tante Wanda, froh, in der Sorge um die Erkrankte etwas gefunden zu haben, das ihre Gedanken abzog. Wenn ſie dann abends nach Haus kam, begab ſie ſich gleich auf ihr Zimmer; von den ihren wollte ſie ſo wenig wie möglich ſehen.

So trübe endete dieſer Karneval für ſie, der ſo luſtig begonnen hatte.

Thekla hatte angenommen, daß ſich Leo Wernberg und Lilly noch vor Ablauf der Saiſon verloben würden. Vielleicht war es gut ſo, vielleicht gehörten dieſe beiden zuſammen! Ja ſie waren wohl von Anfang her für einander beſtimmt. Einem ungewöhnlichen Menſchen, wie Leo Wernberg, mochte es ja auch vielleicht gelingen, aus Lilly eine gute Frau zu machen. Sagte man nicht, die Liebe ſei im ſtande, Wunder zu wirken? — Thekla ging in der Selbſttäuſchung ſo weit, daß ſie ſchließlich zu wünſchen glaubte, aus dieſen beiden möchte ein Paar werden.

Aber es kam und kam keine Verlobungsanzeige. Die Faſtenzeit hatte begonnen, und nichts verlautete, daß der Wunſch der alten Herzogin ſich endlich mal erfüllt habe.

Eines Tages machte Frau von Ziegriſt mit Lilly

Beſuch bei Sängers. Thekla war ſicher, daß nun die Mitteilung kommen müſſe. Anſtatt deſſen erklärte Frau von Ziegriſt, daß Lilly Abſchied nehmen wolle, ſie ſei Hofdame geworden bei einer fürſtlichen Dame.

Die Sängers gratulierten. Thekla war ſo erſtaunt, daß ſie für's erſte keine Worte der Beglückwünſchung fand.

Lilly fing an zu berichten: von jeher ſei das ihr größter Wunſch geweſen. Hofdame ſei eine „ideale Stellung". Und zudem habe ſie es beſonders angenehm getroffen. Ihre Fürſtin wäre eine ſehr große Dame, habe zwar kein Land, aber ſei dafür enorm reich, und — ein weiterer Vorzug — kinderlos. Einen großartig vornehmen und liebenswürdigen Mann beſitze ſie. Man ſei ganz international, ſpreche franzöſiſch, engliſch und ruſſiſch; das Letztere werde ſie noch erlernen. Sie werde ſehr viel reiſen mit dem Fürſtenpaare, die Welt ſehen, überall in der allererſten Geſellſchaft verkehren. Kurz, ihr Lebensideal ſei erfüllt.

Es war auffallend, wie eifrig Lilly ſich bemühte, der Freundin klar zu machen, daß ſie glücklich ſei. Thekla kannte Lilly von klein auf, wie ſich nur Klaſſengenoſſinnen kennen. Sie wußte, wie Lilly ausſah, wenn ſie log. Es ſtand für Thekla feſt, daß Lilly alles andere ſage, als die Wahrheit.

Alſo Leo Wernberg hatte Lilly ſitzen laſſen! — Es war ſo gekommen, wie der alte Wächtelhaus prophezeit hatte. Und Lillys „Lebensideal" war nun auf einmal: Hofdame zu werden.

Gefühle und Gedanken ſehr gemiſchter Natur ſtürmten auf Thekla ein. Wie Triumph wollte es über ſie kommen. Alſo Lilly hatte ihn nicht erobert! Ihre Anſchläge waren zunichte geworden. Es lag Gerechtigkeit darin. Aber ſie ſuchte das in ſich niederzuringen. Schadenfreude war etwas

ſo Niedriges. Sie hatte ſchon als Kind nicht verſtehen können, wie man ſich über das Unglück einer Kameradin freuen könne.

Arme Lilly! Welche Enttäuſchung mußte ſie fühlen, ſie, die ſich ihrem Ziele ſo nahe geglaubt hatte! Ob ſie wohl im ſtande war, wirklich tiefen Kummer zu empfinden? Oder ob es bloß Ärger war und gekränkter Ehrgeiz, was aus ihrem neueſten Entſchluſſe ſprach. In beiden Fällen war ſie zu beklagen. Thekla gab ſich die größte Mühe, freundlich von ihr zu denken.

Und doch ſtrömte aus dem Mißerfolg der Freundin etwas wie Balſam in die eigenen Wunden. Für ſich ſelbſt erhoffte Thekla darum nichts. Sie wußte: aus dem Traum, den ſie geträumt, konnte nie und nimmer etwas werden. Leo Wernberg war ihr nicht beſtimmt. Aber es war ihr doch wenigſtens erſpart geblieben, ihn an Lillys Seite zu ſehen.

Jetzt, wo das nicht mehr drohte, vermochte ſie über ſich ſelbſt und das Erlebte ruhiger zu denken. Wie uns nachts ein Albdrücken überfällt, ſo war ſie plötzlich unter eine fremde Gewalt geraten. War das aus ihrem Innern emporgeſtiegen? Gab es dort ſolche unheimliche, unkontrolierbare Mächte? Dieſe Sehnſucht, dieſes ſtürmiſche Fordern, dieſes unklare Begehren! War es nicht ſchrecklich, zu denken, daß ſo etwas Beſitz von der Seele ergreifen konnte, wie eine Krankheit den Leib überfällt, und man iſt dem machtlos übergeben! —

Ging das anderen auch ſo? Sicherlich, andere Frauen hatten Ähnliches erlebt! Aber wer hätte darüber ſprechen wollen! Irgendwo und irgendwann würde ſie ſchon eine Antwort erhalten darauf; deſſen war ſie ſicher.

So klärten ſich ihre Gefühle. Sie war doch nicht ſchlecht geweſen. Sie brauchte ſich ihrer Handlungsweiſe

nicht zu ſchämen! Sie hatte ſich doch nicht weggeworfen Sein Herz verlieren, konnte doch nimmermehr Sünde und Schande ſein. Sich ſelbſt antragen, wie es Lilly gethan hatte, darin lag die Schmach. Das war ein Brandmal, das man nie wieder los wurde. Sie durfte den Kopf hoch tragen; nichts hatte ſie ſich vergeben.

Es kam ihr auf einmal bei, Gabriels Briefe, alles, was ſie an Erinnerungen an ihn beſaß, von dem Skizzenhefte mit dem Gedicht angefangen, wieder vorzunehmen. Ein neues Verſtändnis ging ihr auf für ihn. In gänzlich verändertem Lichte erſchien ihr ſein Werben um ſie, da ſie zwiſchen den Zeilen las, wie heiß ſie geliebt worden war. Was ſie ehemals kalt gelaſſen, was ſie überhaupt kaum gemerkt hatte, ergriff und rührte ſie mit einemmale zu tiefer Sympathie.

Ja, das Leben war wunderlich eingerichtet! Aber es war doch nicht ſo unerträglich, wie es ihr in ihren dunkelſten Stunden vor kurzem noch erſchienen. Zu ſterben wünſchte ſie ſich nicht mehr. Sie konnte jetzt ſchon darüber lächeln, wenn ſie dachte, daß ſie in ihrer ſchlimmſten Not den lieben Gott gebeten hatte, er möge ſie von dieſer Welt nehmen, da ſie darinnen zu unglücklich ſei.

Ihre Melancholie wich allmählich einer geſünderen Stimmung. Es gab doch noch Pflichten, die zu erfüllen waren, Möglichkeiten und Hoffnungen, an die ſie glauben durfte, trotz allem. Sah die Welt nicht ganz anders aus! War es nicht, als ſei ihr ein neuer Sinn aufgegangen!

Sie wußte nicht, daß es die erſte wirklich große Enttäuſchung war, die ihr den Schleier der Kindlichkeit von den Augen genommen hatte und ihr nun die Farben aller Dinge tiefer und die Züge aller Erlebniſſe bedeutſamer erſcheinen ließ.

VI.

Mit Wanda Lüdekind ging es wieder etwas beſſer. Aber nun, wo ſie transportfähig war, verlangte Doktor Beermann energiſch Luftwechſel für ihre angegriffene Lunge. Das Außerordentliche geſchah: Wanda fügte ſich einmal dem Rate ihres Hausarztes und erklärte ſich bereit, nach dem klimatiſchen Kurort in der Schweiz zu gehen, den er als geeignet für ſie bezeichnet hatte.

Das alte Fräulein war ſich, nachdem ſie ein eingehendes Geſpräch mit Doktor Beermann gehabt hatte, nun doch ein wenig klarer geworden über den Ernſt ihres Zuſtandes. Bisher hatte ſie die Anſicht verfochten, daß, wer nur recht energiſch geſund ſein wolle, auch nicht krank werden brauche. Und ihr Befinden war wirklich eine Art von Stützung dieſer Paradoxe geweſen. Beermann hatte ihr einmal ganz offen heraus geſagt: Der ärztlichen Wiſſenſchaft nach müſſe ſie eigentlich längſt im Grabe liegen. Wandas lachende Antwort darauf war geweſen: ſie halte ſo wenig von der Wiſſenſchaft, daß ſie nunmehr ſicher erwarte, hornalt zu werden.

Thekla hatte ſich angeboten, die Tante zu begleiten. Wanda lehnte das freundlich, aber beſtimmt ab. Thekla war ihr zu jung. Wenn es wirklich, wie Doktor Beermann behauptete, etwas Ernſteres mit ihrem Befinden auf ſich hatte, dann wollte ſie dem Kinde einen ſo traurigen Eindruck erſparen.

Dafür nahm ſie Reppiners Anerbieten, ſie bis zu dem Luftkurort zu begleiten, an. Dort ſollte er ſie den Händen eines Arztes übergeben, mit dem Doktor Beermann in Verbindung ſtand. Außerdem ging auch noch Kathinka ihr

altes Mädchen, mit ihr. Tante Wanda reiſte alſo, wie ſie ſelbſt fand: mit „fürſtlichem Gefolge“.

Thekla war zur Abfahrt auf den Bahnhof gegangen, auch Doktor Beermann fand ſich dort ein. Die einzig heitere bei dieſem Abſchiede war die Reiſende ſelbſt. Thekla weinte, Kathinka heulte nach Dienſtbotenart ohne Maß und Halt, Reppiner hatte ſeine übliche Regenmiene aufgeſetzt, heute nur noch um einige Grad trüber, und Beermann war bärbeißig und grob, ein ſicheres Zeichen, daß er gerührt ſei. Nur Wanda Lüdekind zeigte ſich zu Scherzen aufgelegt und lachte ſie alle aus wegen ihrer Leichenbittermienen.

Thekla fragte Doktor Beermann, als ſie gemeinſam den Bahnhof verließen, ob er glaube, daß Wanda volle Herſtellung ihrer Geſundheit finden werde. Die Frage koſtete ihr einige Überwindung, denn ſie hatte dem alten Hausarzt ihrer Familie gegenüber immer noch nicht jene Scheu ganz überwunden, die ſein rauhes Weſen und ſeine ungewöhnliche Erſcheinung ihr als Kind einzuflößen pflegten. Er runzelte die Stirn, ganz wie in alter Zeit und funkelte ſie unter ſeinen Brillengläſern mit den großen, grauen Augen an. Dabei hatte ſein Geſicht die Farbe eines kollernden Puterhahnes angenommen. Das ſei eine ganz kindiſche Frage, platzte er los. Ob ſie denn glaube, ein Doktor ſei allwiſſend, wie der liebe Gott! — Da hatte ſie's! Nun war er böſe, und ſie ſo geſcheit wie zuvor.

Für Thekla galt es zunächſt, ſich zu Haus wieder zurecht zu finden. Jetzt, wo Wanda Lüdekind abgereiſt war, hatte ſie nicht mehr die Entſchuldigung, bei der Tante notwendig zu ſein, wenn ſie oft ganze Tage den ihren fern bliebe.

Arthur befand ſich wieder mal auf Ferien im Elternhauſe. Er mußte nun an's Arbeiten denken, denn die erſte

Staatsprüfung rückte näher. Ein Freund der Gelehrſamkeit war er nie geweſen.

Wie gern hätte Thekla ſich an den Bruder angeſchloſſen. Bruder und Schweſter waren doch von Natur zur Freundſchaft beſtimmt! Aber er ſchien nicht das Bedürfnis zu haben, ſich irgend jemandem mitzuteilen. Bei Tiſch war er ein beinahe ſtummer Gaſt. Daß er keine große Luſt hatte, ſich mit Sänger zu unterhalten, konnte nicht verwundern, aber er hatte auch den Damen ſo gut wie nichts zu ſagen. Höchſtens Agnes, die ihn mit ſeiner Körperfülle aufzuziehen liebte, brachte ihn gelegentlich aus der Ruhe heraus zu verdroſſener Abwehr ſolcher Angriffe.

Thekla bedauerte es, daß ſie ſo wenig von dieſem Bruder hatte. Sie wußte doch, was für ein guter, im Grunde tüchtiger Menſch er ſei. Warum umgab er ſich mit einer ſolchen Kruſte von Zurückhaltung? War es das Mißvergnügen über die unbehaglichen Zuſtände in der Familie, was ihn ſo bedrückte?

Ob er etwa liebte? — Thekla fragte ſich das im geheimen, wenn ſie ſein merkwürdig gedrücktes Weſen beobachtete, ſeine Scheu vor aller Geſelligkeit, ſeine ſchlecht verhehlte Melancholie. Früher hatte er ja ſein Herz nur allzuleicht verloren, man brauchte nur an Ella Bartuſch denken! Wem mochte ſeine Neigung jetzt gelten? Vielleicht liebte er unglücklich! —

Von dem Augenblicke an, wo ſich Theklas dieſe Vermutung bemächtigt hatte, betrachtete ſie den Bruder mit verdoppeltem Intereſſe, fühlte für ihn mehr als ſchweſterliche Sympathie.

Eines Tages, als Thekla zu Beſorgungen in einer der belebteſten Straßen ging, fiel ihr Blick von ungefähr auf ein Paar, das in einiger Entfernung vor ihr herging. Dieſer breite Rücken mit den mächtigen Schultern konnte

niemandem anderes angehören als Arthur, und die zierliche Geſtalt neben ihm, war keine andere als Ella. Sie waren in ihr Geſpräch vertieft und ahnten wohl kaum, daß ſie beobachtet würden. Sie konnten einander vielleicht zufällig begegnet ſein, und Arthur hatte ſie aus alter Freundſchaft angeſprochen. Was aber Thekla ſtutzen machte, war, Arthur ſo lebhaft zu ſehen; er ſprach, geſtikulierte und lachte. Das war ja ein ganz anderer Menſch, den man da vor ſich hatte!

Thekla dachte daran, Arthur und Ella einzuholen — was leicht geweſen wäre, da ſie langſam gingen. Dann unterließ ſie es. Sie hatte eine Ahnung, als dürfe ſie die beiden da nicht ſtören. Sie überließ alſo Arthur und Ella einander, aber es gab ihr im ſtillen viel zu denken.

War es nicht merkwürdig, daß Ella, die als Lehrerin doppelt vorſichtig hätte ſein ſollen, ſich an der Seite eines jungen Herrn auf der Straße ſehen ließ. Von Arthur war es ja eher begreiflich. Vielleicht wußte er nicht mal, wie leicht er ſeine Jugendfreundin auf dieſe Weiſe in ſchlechten Ruf bringen konnte. Sie beſchloß, ihn darauf aufmerkſam zu machen, um Ellas willen.

Arthur zeigte ſich, ſobald ſie nur das erſte Wort geäußert hatte, auf's höchſte erregt; in einer geradezu feindlichen Art, wie ſie ihn gar nicht kannte. Er erklärte, daß dieſe Angelegenheit niemanden etwas angehe, zum wenigſten ſeine junge Schweſter. Er wiſſe, was er zu thun und was er zu laſſen habe.

Seine Heftigkeit konnte Thekla nur in der Anſicht beſtärken, daß hier etwas verſteckt werden ſolle. Sie mußte wiſſen, was dieſe beiden mit einander hatten. Es war mehr als gewöhnliche Neugier, was ſie trieb, dem auf den Grund zu kommen.

Sie beſchloß daher, mit Ella zu ſprechen. In der

Wohnung wollte ſie die Freundin nicht aufſuchen, denn dort würde man unfehlbar mit Frau Bartuſch zuſammenkommen, und das gerade wollte Thekla vermeiden. Eine ſolche Sache, konnte man nur Mädel zu Mädel beſprechen.

Es gelang ihr, Ella abzufangen, als ſie in der Mittagspauſe die Anſtalt verließ. Thekla forderte ſie auf, mit auf ihr Zimmer zu kommen, ſie habe mit ihr zu ſprechen. Ella war ſofort bereit dazu.

Die beiden waren ſeit längerer Zeit nicht zuſammengeweſen. Die Verſchiedenheit ihrer Lage und ihres Verkehrs hatte zwiſchen den Jugendgeſpielen ſchließlich doch eine Art von Scheidewand aufgerichtet. Aber das war nach einigen Worten ſchon überwunden. Thekla fand die andre kaum verändert. Das war noch dieſelbe zuthunliche, anſchmiegende, freundliche Ella, mit ihrer kätzchenhaften Niedlichkeit und ihren ſchönen, verträumten Augen. Wie aus dem Ei geſchält ſah ſie aus; ſelbſt die Bücher, die ſie trug, ſtanden ihr gut.

Thekla begann, ohne viele Umſchweife, einfach zu fragen, was Ella eigentlich mit Arthur habe. Ella legte außer einem leichten Erröten kein Zeichen größerer Beſtürzung an den Tag. Sie freue ſich, erwiderte ſie, daß ſie endlich mal mit jemandem darüber ſprechen könne, denn die Heimlichkeit ſei ihr ſelbſt peinlich. Einmal müſſe es ja doch an den Tag kommen: ſie und Arthur ſeien verlobt.

Thekla fiel ein Stein vom Herzen, als Ella ihr das in aller Ruhe mitteilte. Im geheimen hatte ſie Schlimmeres befürchtet. Ja, wenn das ſo ſtand, dann gab es ja gar keinen erſichtlichen Grund, warum Arthur und Ella einander in Zukunft nicht ganz angehören ſollten.

Ella erzählte nun unaufgefordert mit glückſtrahlender Miene, wie alles gekommen ſei. Niemals waren die Beziehungen gänzlich abgebrochen geweſen zwiſchen ihr und

Arthur. Er hatte ihr geſchrieben und ſie ihm, und in den Ferien hatte man ſich Rendezvous gegeben. Wann ſie ſich formell verlobt hätten, wußte Ella nicht anzugeben; das war ja auch gleichgiltig. Aber natürlich konnte Arthur, ſo lange er noch ſtudierte, nicht als Bräutigam auftreten, Daher die Heimlichkeit. Ihre Ringe trugen ſie auch nicht, wie andere Verlobte, am Finger, ſondern: ſie eingenäht auf der Bruſt und er in der grünſeidenen Börſe, die ſie ihm einſtmals zum Geburtstag angefertigt hatte.

Das klang alles ſo einfach und ſelbſtverſtändlich, wie es Ella erzählte, als hätte es gar nicht anders ſein können. Es machte tiefen Eindruck auf Thekla. Sie bewunderte die Freundin aufrichtig. Wenn ſie zurückdachte: Ella war ein unbegabtes, verſchüchtertes Kind geweſen, unter anderen Mädeln hatte ſie nie eine Rolle geſpielt. Und wie war ſie dabei zielbewußt und ſicher ihres Weges gegangen, ohne Aufſehen in ihrer ſtillen Art. Nachgiebig und ſchwach, wie ſie ſchien, hatte ſie ſich in ihrer Liebe durch nichts irre machen laſſen. Was war es, was ihr dieſen Mut gab? Was machte ſie, die kleine unbedeutende Ella, bedeutend? Ihre Liebe. Früh hatte ihr Herz geſprochen. Nun hatte ihr Leben einen Inhalt, alles in ihr ſtreckte ſich nach dem einen Ziele: den Mann zu beſitzen, den ſie liebte. Mit dem ganzen lebendigen Herzen gab ſie ſich hin. So war die Liebe, die allein ihres Namens wert war.

Ja, wer das hatte, wer das konnte! —

* * *

Thekla ſtellte ſich von Anfang an rückhaltlos auf Seite der beiden Liebenden. Wenn es ihre eigene An-

gelegenheit geweſen wäre, ſie hätte ſie nicht eifriger betreiben können, als ſie jetzt um Ellas Glück ſorgte.

Seitdem Arthur von ſeiner Braut erfahren hatte, daß Thekla von ihrem Plane wiſſe und wie freundlich ſie ſich dazu geſtellt habe, zog auch er der Schweſter gegenüber andere Saiten auf. Er ſah nun in ihr eine wertvolle Bundesgenoſſin. Als Mann erkannte er in viel deutlicherer Weiſe die mannigfachen Schwierigkeiten, die ſich dem Heiratsplane in den Weg ſtellten, als die beiden unerfahrenen Mädchen. Da war erſtens Ellas Stand. Von den Verwandten und Freunden würde es ihm jedenfalls ſtark verdacht werden, daß er, ein Herr von Lüdekind und Sohn ſeines Vaters, eine ſimple Lehrerin heimführen wollte. Aber ſchließlich dieſen Leuten den Mund zu ſtopfen, würde leicht ſein. Ein ernſthafteres Hindernis bildete die Vermögensfrage. Ella hatte nichts, und es war fraglich, ob ihre Eltern in der Lage ſein würden, ihr auch nur die Ausſtattung zu beſchaffen. Arthur, der vom Vater her ein kleines Vermögen beſaß, hatte davon während des Dienſtjahres und der erſten Semeſter ſchon ein gut Teil verthan. Dazu war das Examen noch nicht gemacht, und ſelbſt wenn dieſe Staffel erklommen ſein würde, mußte man mit einer Reihe von Jahren ohne Gehalt rechnen.

Thekla begriff jetzt, warum der Bruder nicht in roſiger Stimmung ſein konnte, und verzieh ihm gern ſeine Schroffheit von neulich. Sie mußte ihm auch darin recht geben, daß er ſein Verhältnis zu Ella vorläufig in Geheimnis hüllte. Die beiden konnten nichts thun, als warten und im ſtillen ihrem Ziele zuſtreben.

Die nächſte Folge dieſes Erlebniſſes war, daß die Freundſchaft zwiſchen Thekla und Ella neu auflebte. Es that Thekla jetzt von Herzen leid, daß ſie die Jugend-

geſpielin vernachläſſigt hatte. Aber es war ganz von ſelbſt ſo gekommen. Für Thekla war Ella nun die Braut, ein beſonders beglücktes, vor allen anderen ausgezeichnetes Weſen. Man küßte und umarmte ſich viel. In dieſer Beziehung mußte Thekla verſuchen, ſeiner Braut Arthur zu erſetzen, der nun wieder auf Univerſität gezogen war.

Wenn Ella zu Thekla kam, was oft geſchah, unterhielten ſich die Mädchen begreiflicherweiſe immer über das nämliche Thema. Daß Ella die Briefe ihres Verlobten vorlas, verſtand ſich von ſelbſt. Gelegentlich benutzte Ella auch dieſe Beſuche, um ſich auszuweinen. In ihrem Berufe hatte ſie viel Unerquickliches zu ertragen und zu Haus ging es ihr auch nicht immer zum beſten.

Die Verhältniſſe in der Familie Bartuſch waren nach wie vor mißliche. Der Vater tyranniſch und ſchroff, die Mutter mißvergnügt und verbittert. Dazu die Nöte mit Gabriel! Er hatte das Studium an der Hochſchule aufgegeben, Knall und Fall. Die ſeinen waren ganz ohne Nachricht, wo er ſich aufhalte. Sie glaubten, daß er nach Rußland gegangen ſei, weil das früher ſchon ſein Plan geweſen war. Der Vater erlaubte nicht, daß Gabriels Name fortan in ſeiner Gegenwart genannt werde.

Es hätte nahe gelegen für Thekla, die Freundin, deren großes Geheimnis ſie ja nun kannte, dafür auch in ihre Herzensangelegenheiten einzuweihen. Aber ihr Geſtändnis wäre zu traurig ausgefallen. Und ſoweit es Gabriel betraf, hatte ſie wohl nicht einmal das Recht zum Ausplaudern.

Im ſtillen war ſie voll Sorge um Gabriel. Unwillkürlich brachte ſie ſein jähes Abreiſen ohne Angabe des Reiſezieles in Zuſammenhang mit ihrem Briefwechſel. Sie hätte ihm dieſen Brief doch nicht ſchreiben ſollen! Eine Abſage war ja notwendig geweſen, aber hätte ſich

nicht eine andere Form finden lassen? — Vielleicht hatte er sich ihre Antwort zu Herzen genommen. Wer weiß, was für Unbesonnenheiten er in gekränkter Laune begangen haben mochte! —

Wenn sie nur gewußt hätte, wo er sich jetzt aufhalte! Wie gern würde sie ihm geschrieben haben, ihm irgend etwas Liebes zu sagen. Es war ihr sehr unbehaglich zu Mute, daß er so lange schwieg; wie eine schwere Verantwortung lastete es auf ihr. So oft sie Ella sah, fragte Thekla sie, ob noch keine Nachricht von ihrem Bruder da sei.

Da brachte Ella eines Tages freudestrahlend die Kunde, Gabriel habe einen langen Brief an die Mutter geschrieben. Er sei in Kiew, befinde sich wohl und hätte Thätigkeit gefunden. Ein Großindustrieller, Deutscher von Geburt, habe ihn angestellt bei seinen großartigen, technischen Unternehmungen. Arbeit gäbe es in Fülle, er verdiene Geld und fühle sich in seinem Elemente. Nach Haus zurückzukehren, verspüre er nicht die geringste Lust.

Wenige Tage, nachdem Thekla diese beruhigende Nachricht erhalten hatte, empfing sie selbst einen Brief von Gabriels Hand.

„Gnädiges Fräulein! Ich bin Ihnen, so viel ich weiß, noch einen Brief schuldig. Als ich vor etwa einem Jahre Ihre Antwort erhielt, stand ich wie vernichtet; das Leben schien mir sinnlos geworden. So war damals meine Stimmung.

Heute weiß ich, daß das, was ich ersehnt, was durch Jahre den Inhalt ausgemacht hat, meiner Träume und Hoffnungen, eine Illusion gewesen ist, eine echte und rechte Jugendillusion.

Ihnen, gnädiges Fräulein, werde ich schwerlich damit etwas Neues sagen. Sie haben das früher er-

kannt als ich. Und wenn ich an manches gemeinsam Erlebte zurückdenke, dann will es mir erscheinen, als seien Sie immer die kühlere und überlegtere gewesen. Ich habe Ihnen dankbar zu sein dafür. Das, was ich erreicht habe, was ich bin und kann, verdanke ich eigentlich Ihnen. Es war ein ganz bestimmter Wunsch, ein Ziel, das mich in solcher Eile vorwärts getrieben hat auf meiner Bahn. Sie wissen, welchen Sporn ich hatte. Ist es nicht sonderbar, daß nun, wo ich die Selbständigkeit erreicht, ich das ursprüngliche Ziel fallen lasse! — So geht es im Leben.

Warum ich Ihnen das schreibe! Mein Stolz nötigt mich dazu. Jetzt, wo ich etwas bin, ein Mann und mein eigener Herr, blicke ich zurück auf meine Jugend, und wenn ich da das Fazit ziehe von allem, dann sehe ich neben vielen anderen Demütigungen auch eine, die mir am heißesten auf dem Bewußtsein brennt: wie ein Bettler habe ich vor Ihnen gestanden. Gekniet habe ich und gebettelt. Das sollte ein Mann niemals thun. Denn wir sind zum Siegen bestimmt von Natur; das habe ich nunmehr erkennen gelernt! — Sie sehen, gnädiges Fräulein, ich habe mich sehr verändert, seit ich das letzte Mal an Sie schrieb. Ich halte es für richtig, daß Sie das erfahren sollten.

Und dann habe ich auch noch eine Bitte — mündlich sie vorzubringen würde mir kaum möglich sein, da wir uns wohl schwerlich jemals wiedersehen werden — sie betrifft meine Briefe an Sie. Wenn Sie noch etwas übrig haben für einen Jugendgespielen, so verbrennen Sie, bitte, alles, was Sie etwa an Erinnerungen besitzen von meiner Hand. Diese Dinge, mir einst so wertvoll, sind jetzt sinnlos geworden. Ihnen werden sie sowieso niemals viel bedeutet haben.

Leben Sie wohl! Es wünſcht Ihnen aufrichtig alles Gute für die Zukunft

Ihr

Gabriel Bartuſch."

Thekla ſtand vor dieſem Schreiben auf's wunderlichſte berührt. Eigentlich hätte ſie ſich wohl darüber freuen ſollen. Nun war ſie ja entlaſtet! Gabriel gab ſie frei, ſprach ſie jeder Verantwortung los und ledig. Er warf ihr nichts vor, im Gegenteil, er ſagte ihr Dank.

Und doch, und doch! — — War es nötig, das in dieſer Weiſe zu thun, in dieſer bitteren Weiſe? — Hatte ſie das um ihn verdient?

„Jugendilluſion" nannte er ſeine Gefühle für ſie! Gut, ſie wollte ihm erlauben, daß er das jetzt ſo bezeichnete. Aber hätte, wenn die Illuſion abgewelkt war, nicht Freundſchaft zwiſchen ihnen erwachſen können? — War es wohlgethan, ſo alles mit groben Händen auf einmal auszuraufen und ihr vor die Füße zu werfen?

Sein „Stolz" nötigte ihn dazu, ſchrieb er. Eine „Demütigung" war ihm das, was er empfunden hatte. O, was hatte er für Begriffe von der Liebe! Wahrhafte Liebe fand ſich nicht gedemütigt, ſelbſt wenn ſie nicht erwidert wurde. Davon hätte ſie ihm manches zu ſagen gehabt.

Er wollte, daß ſie ſeine Briefe verbrenne! Sie mußte dieſem Verlangen wohl Folge geben? Nun ſuchte ſie all die Zettel und Blätter und Bogen zuſammen; es war ein ganzes Päckchen. Auch das Skizzenbuch mit dem Gedicht trug ſie herbei. Noch einmal las ſie die kindliche Widmung darin durch:

„Tief verſchwiegen trag ich's nun,
Schmerz und höchſte Luſt.
Bis der Tod ſein Veto ſpricht,
Schlägt für dich die Bruſt."

So hatte der Schlußvers gelautet.

Oben auf legte ſie ſeinen letzten Brief. Dann hielt ſie das Zündholz an, und ſah zu, wie die Flamme eines nach dem anderen der Blätter ergriff. Erſt ſengte und leckte das Feuer langſam, faſt widerwillig daran; bis es plötzlich das ganze kleine Packet erfaßte und im Wirbel emporriß. Bald war nur noch ein Häufchen dunkler Aſche übrig.

Thekla ſah der Zerſtörung mit Thränen zu. Es war ihr zu Mute, als begrübe ſie ein Stück ihrer Jugend.

VII.

Wanda Lüdekind kehrte in ihr Heim zurück, als auch im Norden der Winter zu weichen begann. Sie war befriedigt vom Erfolg ihrer Kur, behauptete, ſich gekräftigt zu fühlen, und meinte, das müſſe nun für lange aushalten. In der Einſamkeit der Fremde hatte ſie ſich allerhand Pläne ausgedacht, die nun zur Ausführung kommen ſollten. Das alte Fräulein war voll Energie und Lebensluſt.

Wenn man freilich Doktor Beermann hörte, dann ſah man Wandas Befinden in anderem Lichte. Er hatte ihre Lunge unterſucht und feſtgeſtellt, daß die Erkrankung, derentwegen er der Patientin die Luftveränderung vorgeſchlagen, nicht aufgehalten worden ſei. Der Kranken ſagte er nichts über den traurigen Befund, aber er ließ die nächſten Freunde nun nicht mehr im Zweifel über ſeine Diagnoſe.

Es bedurfte einiger Zeit, ehe Thekla Doktor Beer-

manns Worte in ihrem ganzen Gewicht zu faſſen begann. Zu gewöhnen vermochte ſie ſich nicht an den Gedanken, der zu außerordentlich war für ihre Jugend, als daß er durch die Zeit ſeine Schrecken hätte verlieren können. Sie wußte ja, was der Tod bedeutete, denn ſie hatte ihren Vater verloren; aber das war damals gekommen, wie ein Blitz unvermittelt. Aber war das, was ſich hier vorbereitete, nicht viel, viel entſetzlicher noch. Die Auflöſung eines lieben Menſchen, der man mit wachen Augen beiwohnte! — Konnte ſich Doktor Beermann nicht täuſchen? Es gab, wie ſie ſchon gehört hatte, manchen Fall, wo Patienten, nachdem ihnen der ſichere Tod vorausgeſagt worden war, erſt recht genaſen, dem mediziniſchen Gutachten zum Trotze.

Und Tante Wandas Erſcheinung und ganzes Weſen gaben ihr ſcheinbar recht. Wer die klaren Augen und die energiſche Beweglichkeit der noch im Alter anmutigen Perſon ſah, konnte ſich ſchwer vorſtellen, daß dieſes lebensvolle Weſen unentrinnbarem Siechtum verfallen ſein ſollte.

Eine gewiſſe Genußfähigkeit und Freude am Daſein, die früher kein ausgeſprochener Zug in Wanda Lüdekinds Natur geweſen war, fiel jetzt ihren Freunden an ihr auf. Sie wollte ſtets Geſellſchaft haben und Unterhaltung. Wenn die Leute traurige Mienen zeigten, war ſie ungehalten, ſie verlangte, vergnügte Geſichter um ſich zu ſehen. Ihr Geiſt war reger denn je. Oft ſtellte ſie eine ihrer paradoxen Bemerkungen auf, nur um Widerſpruch herauszufordern. Sie beklagte ſich, daß Reppiner, der früher ſolchen Fehdehandſchuh willig aufgenommen hatte, jetzt ſo fürchterlich langweilig und ſtumpf geworden ſei. Sie konnte nicht begreifen, was den Freund bedrücke.

Auch ihre Kranken- und Armenbeſuche wollte ſie in altgewohnter Weiſe wieder aufnehmen. Aber da mußte ſie

doch merken, daß dies über ihre Kräfte gehe. Sehr erstaunlich war ihr das. Sie konnte sich die rätselhafte Erscheinung, daß der Körper nicht dem Willen gehorchen wolle, nur durch einen augenblicklichen Schwächezustand erklären, der bald weichen werde.

Und weil ihr das Alleinsein, das sie früher geliebt hatte, neuerdings unbehaglich war, fragte sie eines Tages die Nichte, ob sie nicht zu ihr ziehen wolle. Thekla zauderte keinen Augenblick, dem Wunsche der Tante nachzukommen. Zu Haus Urlaub zu erhalten, wurde ihr nicht schwer gemacht. Sänger klagte sowieso neuerdings ganz unverblümt, wie schwierig ein Hausstand mit zwei erwachsenen Töchtern sei.

Thekla zog also wieder zu Tante Wanda; diesmal allerdings nicht in ihr altes Stübchen mit den Rokokoengeln und Epheuguirlanden, sondern dicht neben das Schlafzimmer des alten Fräuleins, um, sobald diese des Nachts einen Wunsch äußerte, sofort zur Hand zu sein.

Doktor Beermann hatte eigentlich eine Diakonissin verlangt, aber Wanda Lüdekind wollte davon nichts wissen. „Ihr thut doch gerade, als ob ich zum Sterben krank wäre!“ rief sie belustigt aus. Und da sie sich auch weiterhin standhaft weigerte, ein „fremdes Gesicht“ um sich zu sehen, war der Arzt schließlich froh, in Thekla eine Persönlichkeit zur Pflege zu besitzen, die einer so eigensinnigen Kranken angenehm war. Man durfte vielleicht hoffen, daß das, was dem jungen Mädchen an Erfahrung abging, die Liebe ersetzen werde.

Theklas Aufgabe, wie sie ihr Doktor Beermann auseinandergesetzt hatte, war: vor allem die Patientin zu unterhalten und ihr das Dasein in jeder Weise leicht und angenehm zu machen. Darüber hinaus fiel dem jungen Mädchen das schwierigere Amt zu, die Patientin zu be-

wachen, daß ſie den Vorſchriften des Arztes gemäß lebte. Ferner hatte ſie die Korreſpondenz der Tante zu führen. Da waren die vielen Bittſteller, die ſich an das wohlhabende alte Fräulein heranzudrängen ſuchten. Früher hatte Wanda Lüdekind ſolche Geſuche ſelbſt geprüft und je nach dem Falle abgewieſen oder erhört. Jetzt durfte das nicht mehr ſein. Doktor Beermann hatte ſein Veto eingelegt, jede Erregung ſolle von der Kranken ferngehalten werden. Da mußte denn Thekla auch hier einſpringen, ſo gut ſie es verſtand. Die Bittſteller fuhren dabei nicht ſchlecht; denn das junge Fräulein von Lüdekind verband mit angeborener Gutmütigkeit die ganze Argloſigkeit und das leicht ergriffene Herz der Jugend.

So kam der Sommer heran. Thekla merkte kaum etwas vom Gange der Jahreszeiten. Vom Krankenzimmer in den kleinen Gartenſaal, wo ihres Vaters Bild hing, von da in den Garten und wieder in's Haus zurück, das waren die Gänge, die ſie Tag ein, Tag aus ohne weitere Abwechſelung hatte.

Die Stadt wurde allmählich leer. Wer es erſchwingen konnte, ging wenigſtens für die Hundstage fort. Sängers waren in's Gebirge gegangen. Arthur blieb in der Univerſitätsſtadt, um während der Ferien zu arbeiten. Auch von Ella ſah Thekla jetzt ſo gut wie nichts.

Ihr einziger Umgang waren Tante Wandas Freunde. Doktor Beermann erſchien täglich, und nicht viel ſeltener kam Reppiner. Das gemeinſame Intereſſe an der Kranken führte die drei Menſchen einander näher.

Reppiner war für Thekla früher eine unverſtändliche, oft unheimliche Perſönlichkeit geweſen; ſie hatte eigentlich Tante Wandas Vorliebe für dieſen Sonderling nie recht begriffen. Es war nicht Reppiners Sache, jedermann ſeine Gefühle zu zeigen. Er pflegte ſich mit ſarkaſtiſchen Bemerk-

ungen, oder mit einem bitteren Lächeln zu helfen, wenn ihn mal eine sentimentale Schwäche anwandeln wollte. Wanda Lüdekind verstand das. Menschen, die herbe Erfahrungen durchgemacht haben, fürchten sich vor nichts mehr, als vor dem Anscheine der Weichheit, zeigen sich lieber selbst stachelig, als daß sie zugeben, daß sie ein Stachel getroffen hat. Wanda blickte durch die rauhe Haut, die dieser Mann, wie mancher seiner Stammesgenossen, zum Schutze gegen widrige Verhältnisse sich hatte wachsen lassen, in den weicheren Kern seiner Natur hinein. Sie verstand es, die milden Seiten seines Wesens herauszulocken. In ihrer Gesellschaft wuchsen diesem Vereinsamten Lebensfreude und Zutrauen; ähnlich wie ein vor Kälte Erstarrter in der linden Atmosphäre eines gastlichen Heims den Gebrauch seiner Gliedmaßen wiedergewinnt.

Meist erschien Reppiner in den frühen Abendstunden, wo die Kranke am besten aufgelegt war, Besuch zu empfangen. Da nahm er dann Thekla das Amt, die Patientin zu unterhalten, ab. Es war wirklich rührend zu sehen, wie er jeden Tag etwas Neues zur Erheiterung des alten Fräuleins zu erzählen sich bestrebte. Er hatte es sogar zu einer gewissen Kunstfertigkeit gebracht im launigen Plaudern, und wer ihn da gehört hätte, ohne ihn sonst zu kennen, der würde ihn leicht für einen Causeur von Anlage gehalten haben. Wie wenig Reppiner zur Heiterkeit aufgelegt war, das merkte Thekla, wenn er, allein mit ihr, sich nach Wandas Befinden erkundigte; wenn sie ihm dann sagen mußte, daß der Husten wieder schlimmer sei, oder daß die Kranke vor Atemnot nur wenig Schlaf gehabt habe in der letzten Nacht.

Dem jungen Mädchen fiel es jetzt manchmal auf, daß die Tante nachdenklicher war, als ob sie sich mit ernsten Gedanken beschäftige. Eine Nacht war be-

ſonders ſchlimm. Die Kranke konnte keine Ruhe finden; tiefe Seufzer entrangen ſich ihrer Bruſt. Sie ſtöhnte, warf ſich im Bett hin und her und bat, daß man ihr helfen möge. Zum erſten Male hatte Thekla das Gefühl, daß ſich die Kranke ängſtige. Das ſchnitt in's Herz. Wie furchtbar mußte die Macht ſein, der ſich eine Wanda Lüdekind beugte? — Thekla reichte der Kranken ein linderndes Mittel, das ſie nur geben ſollte im Falle unerträglicher Beſchwerden. Darauf wurde es nach einiger Zeit beſſer. Die Kranke fiel in Schlaf, und Thekla konnte der alten Kathinka den Reſt der Nachtwache überlaſſen.

Am nächſten Morgen, als das junge Mädchen ſpät erwachte, galt ihr erſter Blick der Kranken. Sie fand Tante Wanda wach und fieberfrei. Thekla begab ſich in ihr Zimmer zurück, um ſich anzukleiden. Nach kurzer Zeit jedoch vernahm ſie ein Klopfen am Bettrande, das verabredete Zeichen, ſowie man ihrer bedürfen würde.

Die Augen der Kranken ſahen ſie tief und durchdringend an. „Komm her, mein Kind, ich will dich etwas fragen! Setz' dich ganz nahe."

Thekla mußte auf dem Bettrande Platz nehmen.

„Sage mir die volle Wahrheit! Von den anderen erfahre ich's doch nicht. Wie ſteht es mit mir? Werde ich ſterben müſſen?"

Thekla war auf dieſe Frage nicht völlig unvorbereitet. Doktor Beermann hatte ihr anbefohlen, falls ſie geſtellt werde, ſolle ſie ſagen: Hoffnung auf Geneſung ſei nicht ausgeſchloſſen. Der Arzt wußte aus Erfahrung, wie gerade auf ſtarke Perſönlichkeiten die Erkenntnis völliger Hoffnungsloſigkeit vernichtend wirkt. Thekla ſagte gehorſam das, was ihr in den Mund gelegt worden war, obgleich es ihr wie eine Sünde erſchien.

Aber Tante Wanda ſchüttelte unwillig den Kopf und rief: „Glaub's nicht! Es iſt unrecht von euch! Ich muß doch wiſſen, wie lange ich noch habe. Wichtiges hängt davon ab. Ich weiß, daß es mit mir zu Ende geht."

Das Letzte wurde kaum hörbar geſagt. Für Thekla war es zu viel; ſie bedeckte die Augen mit der Hand, um die hervorbrechenden Thränen zurückzuhalten.

„Ich wußte es!" ſagte Wanda nach einiger Zeit und wandte ihr Geſicht der Wand zu. Thekla ging leiſe an's Fenſter, blickte hinaus in das Grün der Bäume, und verſuchte ihre Bewegung niederzuringen.

Als ſie hörte, wie die Kranke ſich regte, ging ſie wieder zu ihr.

„Laß mir den guten Reppiner rufen!" ſagte Wanda mit ruhiger Stimme. „Ich will meinen letzten Willen mit ihm durchſprechen."

Reppiner kam und blieb mehrere Stunden, während deren ſich Thekla, auf Wunſch der Kranken, im Garten aufzuhalten hatte.

Thekla ſah Reppiner nur von weitem einen kurzen Augenblick, als er ging. Er ſchaute noch ernſter und gedrückter drein als gewöhnlich.

* * *

Nun wurde doch eine Diakoniſſe angenommen zur Pflege. Wanda Lüdekind ließ es geſchehen. Sie wehrte ſich überhaupt gegen nichts mehr, ſeit ſie erkannt hatte, daß einer bei ihr angeklopft habe, gegen deſſen Finger alle Auflehnung umſonſt iſt.

Die Pflegerin, von Doktor Beermann ſelbſt ausgeſucht, war ein Weſen, das man im Leben wie im Sterben gern um ſich haben mochte. Schweſter Sabina war noch jung; einen wunderbaren Gegenſatz zu ihrer ernſten Tracht gab ihr roſiges Geſichtchen ab. Ein halbes Kind, in deſſen Züge das Leben noch nichts geſchrieben hatte. Und ſo eine ging von einem Krankenlager zum anderen, von Sterbebett zu Sterbebett!

Theklas Herz flog dem gleichaltrigen Mädchen ſofort entgegen. Es machte ihr tiefen Eindruck, zu ſehen, mit welcher inneren Freudigkeit Schweſter Sabina ihren ſchweren Beruf erfüllte. In den Weg kamen die beiden Mädchen einander nicht. Wenn auch die Diakoniſſe jetzt die Pflege übernommen hatte, ſo blieb doch Thekla die eigentliche Vertraute Wandas. Die Nichte war ſchließlich das einzige Weſen, für das die Sterbende noch lebendiges Intereſſe an den Tag legte. Mit vielem anderen ſchien ſie abgeſchloſſen zu haben, als hätte ſie durch ganze Gedankenkreiſe und Gefühlsgruppen einen Strich gemacht. Reppiner konnte ihr die ſchönſten Geſchichten erzählen, die er zu ihrer Erheiterung aus den Zeitungen zuſammenſuchte, Wanda hörte kaum noch darauf.

Dafür waren andere Dinge wichtig geworden für ſie. Sie lebte und webte jetzt ganz in alten Erinnerungen. Das weit Zurückliegende erhielt erneute Bedeutung, als ob ſie im Angeſicht des Todes Kraft ſuchen wollte und Erquickung bei dem was längſt entſchwunden war.

Thekla mußte aus wohl verſchloſſenen Truhen und Fächern, zu denen bisher niemand Zutritt gehabt als Tante Wanda ſelbſt, Bücher, Hefte, Briefe und Photographien herbeiholen. Dieſe Dinge breitete dann das alte Fräulein vor ſich aus und verkehrte mit ihnen, wie mit lebenden Weſen. Zum Leſen kam es nicht. Sie ſchien auch die

meiſten dieſer Briefe auswendig zu können. Es war mehr ein Durchblättern, ein Sich-in-Erinnerung-rufen verblichener Empfindungen, eine Rekapitulation des ganzen Lebens, ehe man endgiltig von ihm Abſchied nimmt.

Die Sterbende ſchien ihren Schmerzen zum Trotze doch glücklich und heiter. Ihre Züge hatten etwas kindlich Sanftmütiges angenommen, das Geſicht verkleinerte ſich zuſehends, der früher ſchon überzarte Körper ſchien nur noch ein Gedanke zu ſein. Sie lächelte jeden freundlich an, der an ihr Lager trat; dabei hatte man das Gefühl, kaum von ihr bemerkt zu werden. Ihr Geiſt ſchien ſich mit Dingen zu beſchäftigen, die in weiter Ferne lagen. Voll Sanftmut und Geduld ertrug ſie ihr Leiden, alles war gut und ſchön, ihr ehemals ſo ſtark ausgebildeter, kritiſcher Sinn ſchien ſeine Schärfe völlig eingebüßt zu haben. Jetzt wo das Leben von ihr wich, brach jene Güte ſieghaft durch, welche die wenigen Bevorzugten, denen Wanda Lüdekind Zutritt zu ihrem Herzen gelaſſen hatte, längſt als den eigentlichen leuchtenden Kern ihres Weſens erkannt hatten.

Reppiner ſaß, wenn er kam, meiſt am Fenſter mit trüber Miene. Er machte keinen Verſuch mehr, ſeine Freundin mit Anekdoten zu erheitern. Manchmal fiel bei ſolchem Beſuche kaum mehr als die im Flüſterton geſprochene Frage nach dem Befinden der Kranken, und ſchließlich wurde auch dieſe nicht mehr geſtellt, weil man die Antwort längſt wußte. Dann herrſchte ein Schweigen, in dem man den kleinſten Laut im Hauſe vernahm, wo einem das Summen einer Fliege wie Lärm vorkam. Alles wurde beredt: die Dinge, der Raum, die laufenden Minuten; während die Menſchen in banger Scheu vor dem Unſichtbaren verſtummten.

Oft war es, als unterhalte ſie ſich mit jemandem.

Man ſah, daß ihre Lippen ſich leiſe bewegten, und daß ihre Augen mit jenem wunderbaren in's Weite ſich verlierenden Ausdrucke, der Sterbenden eigen iſt, nach oben gerichtet waren. Thekla meinte im ſtillen, ſie bete vielleicht; obgleich Tante Wanda ja eigentlich niemals zu denen gehört hatte, die im Gebet ihre Zuflucht ſuchten.

Eines Tages rief Wanda Lüdekind die Nichte an ihr Lager. Thekla beugte ſich über ſie, um ihr das laute Sprechen zu erſparen. Durch eine Bewegung deutete Wanda an, daß ſie ein wenig zurücktreten möge. Sie behielt die Hand des jungen Mädchens in der ihren und ließ das Auge voll auf ihr ruhen.

„Du ſiehſt deinem Vater ſehr ähnlich! Du biſt wirklich ſein Ebenbild!“ ſagte ſie dann langſam. „Thue mir einen Gefallen, Kind! Bring mir ſein Bild hierher! Ich will es immer vor Augen haben.“

Thekla holte Schweſter Sabina herbei. Sie trugen gemeinſam das große Bild aus dem Gartenſaal nebſt der Staffelei, auf der es ſtand, heran, und ſtellten es ſo auf, daß die Kranke es ohne Beſchwerde jederzeit betrachten konnte. Dann entfernte ſich die Diakoniſſe ſchweigend.

„Und nun ſoll niemand mehr in dieſes Zimmer kommen, der Doktor nicht, Reppiner nicht, auch die Schweſter nicht mehr. Hörſt du, Thekla!“ rief Wanda in einem Tone, der an ihre alte Energie erinnerte. „Keine Fremden mehr! Ich will nun ganz allein ſein mit dir und mit ihm!“

Das junge Mädchen wagte nichts dagegen zu ſagen. „Richte mich ein wenig auf!“ bat die Sterbende. Thekla that es in der Art, wie ſie es der Pflegerin abgeſehen hatte.

Lang ausgeſtreckt, das Haupt durch Kiſſen erhöht, mit gefalteten Händen, lag Wanda Lüdekind und betrachtete das Bild des Verſtorbenen. Thekla hatte ſich hinter das Kopfende des Bettes zurückgezogen.

„Du bist bei mir! — Ich habe dich nun!“ hörte sie die Sterbende flüstern.

Der Arzt kam. Thekla ging ihm in den Flur entgegen und teilte ihm Tante Wandas Wunsch mit. Doktor Beermann meinte, man solle ihr jeden Willen lassen fortan, und ging. Später kam Reppiner. „Bin ich für Wanda Lüdekind ein Fremder?“ fragte er bitter. Aber auch er ging.

Als Wanda sah, daß sie ganz allein seien, rief sie: „Thekla, mein Kind, willst du mir ein wenig zuhören!“ — Das junge Mädchen machte Vorstellungen, daß sich die Tante doch nicht zuviel zumuten solle. „O, laß mich doch!“ meinte Wanda, fast wie ein Kind in bittendem Tone. „Ich fühle mich so — ich weiß nicht — so leicht wie seit langem nicht. Das hat der dort gemacht!“ Sie wies auf das Bild von Theklas Vater. „Heut will ich noch mal jung sein mit euch beiden.“

Ein Lächeln glitt über ihre Züge.

„Dein Vater konnte so lebenslustig sein, so von Herzen froh, wie ich nie wieder einen Menschen gesehen habe. Das kam, weil er so gut war. Nur reine Menschen können so glücklich sein und so beglücken.“

Sie verfiel in langes Schweigen; ihr Blick war auf das Bild vor sich geheftet. „Du sollst wissen, mein Kind, wie es zwischen mir und deinem Vater gewesen ist,“ sagte sie dann. „Du bist jetzt soweit, daß du das verstehen kannst.“ Und nun begann Wandas Beichte. Sie sprach mit schwacher Stimme, oft Pausen machend, aber doch für Thekla verständlich.

„Ich habe deinen Vater gekannt, als er noch ein Knabe war. Da war er mein kleiner Vetter, von dem ich Huldigung gern hinnahm. Ich glaube, er bewunderte mich damals sehr. Und ich — nun ich hatte andere Dinge und

andere Menſchen im Kopfe. In der Jugend machen ein paar Jahre einen großen Unterſchied. Ich war eine Dame und er noch lange kein Mann. Ich hatte den Knaben nur gern, weil er ſo offen war und ſo gutartig.

„Du weißt, daß ich eine ſchwere Jugendzeit durchgemacht habe. Meine Eltern ſtarben kurz hintereinander, ließen mich allein. Furchtſam war ich ja nicht, aber ich war unerfahren. Ich will dir meine traurigen Erfahrungen nicht aufzählen. Die Menſchen, die mich damals gekränkt haben, ſind wohl alle nicht mehr am Leben. Mag ihre Schuld mit ihnen ruhen. Nur das eine: ich verlobte mich. Du wunderſt dich! Das haſt du nicht gewußt! Ja, mein Kind, ich bin einmal Braut geweſen. Mein Bräutigam? Nichts von ihm! Der Traum war kurz und fiel mit meinem Glauben an den Mann.

„Damals ſollte ich erfahren, was es heißt, einen wahrhaften Freund beſitzen. Dein Vater trat für mich ein. Ich ſelbſt wäre nicht ruhig und klar genug geweſen, um mich aus ſolcher Verſtrickung zu löſen. Das that Eberhardt Lüdekind für mich, that es in jener edlen, ritterlichen, ſelbſtloſen Weiſe, die nur Männern eigen iſt, welche Ehrfurcht haben vor der Frau. Er erklärte, nur für mich eingetreten zu ſein, weil ich eine Lüdekind ſei, und weil er es nicht dulde, ein Mitglied ſeiner Familie beleidigt zu ſehen. Wir blieben Vetter und Couſine auch nach dieſem Erlebnis. —

„Thekla, Frauenliebe iſt anders geartet als Männerliebe. Wäre ich Mann geweſen, ich hätte meine Gefühle zeigen dürfen, ohne mich zu erniedrigen. Verſchämtheit gilt für weiblich, ja, es ſoll eine Tugend ſein; ich weiß es. Aber ſie kann zum Schleier werden, der den Sonnenſtrahl des Glückes nicht zu uns dringen läßt, ſo daß wir im Dunklen verblühen müſſen.

„Eberhardt ſah nicht, wie es in Wahrheit um mich

ſtand. Bei jeder anderen hätte er es geſehen; denn die Männer ſind ſchnell von Begriffen in dieſen Dingen. Mir gegenüber war er mit Blindheit geſchlagen. Ich war ihm vertraut von Kindheit an; nichts Neues, Außergewöhnliches, Rätſelhaftes, Verlockendes gab es an mir für ihn. Und ich ſelbſt — nun ich war zu ſtolz, ihm auch nur einen Schritt entgegenzugehen. Und ſo blieb es zwiſchen uns bei der guten Kameradſchaft.

„Und dann verlobte er ſich und heiratete. Behaupten, ich hätte ihn einer Frau gegönnt, irgend einer Frau und wäre ſie die beſte geweſen, würde eine Lüge ſein. Thekla, wir ſind alle menſchlich, ſehr menſchlich, wenn wir lieben. — Gehaßt habe ich deine Mutter nicht; davon kann ich mich frei ſprechen. Ich habe mich ſogar daran gewöhnt mit der Zeit, ſie als Eberhardts Frau anzuſehen. Ja, als der Augenblick kam — er mußte ja kommen — wo er von der, die er gewählt, Schätze verlangte, die ſie nicht beſaß, da ſtellte ich mich auf ihre Seite. Er hatte kein Recht zu Vorwürfen, da er ſich als Mann ſein Schickſal ſelbſt beſtimmt hatte. Denn nun gingen ihm die Augen mit einem Male auf, über vieles. Auch mich maß er mit anderen Blicken, wo er gelernt hatte, zu vergleichen.

„Und Schlimmeres war ihm noch aufgeſpart. Das Schickſal fing an, ihn zu zauſen, man kränkte ihn, man ſchob ihn beiſeite in ſeinem Berufe. Wehe dem Manne, dem in ſolchem Augenblicke nicht die rechte Lebensgefährtin zur Seite ſteht! Eberhardt kam zu mir, hilfeſuchend, wollte bei der Freundin ſein Haupt ausruhen. Da mußte ich ihm ſagen, daß es zu ſpät ſei, daß er gewählt habe. — So wehe habe ich ihm thun müſſen! Aber viel, viel bitterer war mein Schmerz. Ich habe ſchwerer und länger zu tragen gehabt als er. Lange, ehe ihm eine Ahnung davon aufgegangen, wußte ich es: er war für

mich bestimmt und ich für ihn. Anstatt dessen sind wir aneinander vorübergegangen, haben uns um das Herrlichste gebracht, was das Leben für uns in Bereitschaft hatte."

Wieder eine Pause. Die Sterbende seufzte tief. Dann mit visionärem Blicke:

„Aber das wird ausgeglichen sein, alles! Auch das wird von mir genommen werden. Er hat mir schon lange gewinkt."

Wanda war am Ende ihrer Kräfte angelangt. Thekla reichte ihr ein wenig Eiswasser zum Labsal. Mit geschlossenen Augen und schmerzhaft verzogenen Zügen lag die Sterbende eine Weile. Die Atembeschwerden nahmen zu, erreichten einen Höhepunkt und ließen dann wieder langsam nach.

Als es vorüber war, lächelte Wanda der Nichte mit mattem Ausdrucke zu: „Das Sterben ist nicht so schwer, Kind, wenn man abgeschlossen hat. Ich habe abgeschlossen, als er ging."

Das nächste kam dann in einzelnen, kurzen Sätzen heraus, bedeutungsvoll, knapp; wie Denksprüche, die sich dem Kinde einprägen sollten: „Halte dich tapfer! — Mut! Das Leben tragen ist alles! — Sich selbst getreu bleiben! — Es ist echtes Gold in dir, mein Kind, das suche zu Tage zu fördern. — Wenn dir einer begegnet, den du der Liebe wert findest, den halte fest über alles. Laß dich nie irre machen an einem Freunde! — Vor allem aber habe keine Angst! Das Leben ist nicht so wertvoll, wie es scheint, und das Sterben nicht so schwer, wie man denkt." — —

Nach dieser letzten Kraftanstrengung sank die Kranke sichtlich zusammen. Thekla nahm sich zusammen. Das hier konnte sie ja nie vergessen; es war Tante Wandas Testament an sie. Aber jetzt durfte sie solchen Gedanken nicht nachhängen; der Zustand der Sterbenden erforderte

ihre ganze ungeteilte Aufmerksamkeit. Obgleich sie keine Erfahrung hatte, wußte sie doch wie durch Eingebung, daß sich hier die letzten Augenblicke vorbereiteten.

Wanda schlug die Augen groß auf. Es lag in dem Blicke, mit dem sie die vor ihr Stehende musterte, etwas Übernatürliches. Ihr Gesicht wurde maskenartig starr. Mit gespannter Aufmerksamkeit aller Sinne schien sie einem Etwas: einem Ton, einem Ruf, in weiter Ferne zu lauschen. Der Eindruck von Unerhörtem spiegelte sich in ihren Mienen.

Allmählich, ganz allmählich wich das Starre aus den Zügen. Das kleine Gesicht sah auf einmal so müde aus. Ein sehnsuchtsvolles Lächeln huschte wie ein Schatten darüber hin. „Bist du bei mir?“ flüsterte Wanda, den Blick in's Weite gerichtet, und hob ihre wachsbleiche Hand wie zu zärtlichem Gruß. „Bleibe doch bei mir! Warum bist du so lange von mir gegangen? —“

Immer noch einmal veränderte sich das Gesicht. Die straff angespannten Partieen lösten sich. Heiter und unendlich sanft wurde der Ausdruck. Der Atem ging nur noch unmerklich wie ein schwacher Hauch. Sie lächelte, wie Kinder im Traume lächeln. Ein Seufzer aus tiefster Brust. Thekla beugte sich über das Bett, weil sie glaubte, die Sterbende habe noch einen Wunsch. Sie konnte das Flüstern nicht verstehen; nur zwei Worte fing sie auf: „Ich liebe . . .“ Das war das Letzte.

Der Tod war so sanft über Wanda Lüdekind gekommen, daß das junge Mädchen im Zweifel blieb, ob es nicht Schlaf sei. Den Kopf ein wenig zur Seite geneigt, die Hände leicht übereinandergelegt, so schlummerte sie anscheinend. Als sich Thekla endlich entschloß, die Ruhende zu berühren, merkte sie, daß der Körper schon im Erkalten begriffen sei.

Es war ja auch für Thekla klar gewesen in der letzten Zeit, daß es so kommen würde, und doch, als sie jetzt vor der Thatsache stand, wußte sie nicht, was damit anfangen. Thränen hatte sie noch nicht, der Schmerz schwieg, nur eine unsäglich bange Stimmung bemächtigte sich ihrer. Sie war allein gelassen in der Welt; weiter wußte sie nichts.

Rein mechanisch machte sie sich daran, das zu thun, wovon sie annahm, daß es in diesem Augenblicke das Richtige sei. Zunächst weckte sie die Diakonissin, die nach anstrengender Krankenwache endlich eine Nacht durch wieder geschlafen hatte. Schwester Sabina betrat das Sterbezimmer und nahm an der Leiche die nötigsten Handgriffe vor. Thekla sah ihr, daneben sitzend, wie geistesabwesend zu. Dann öffnete die Schwester das Fenster; der helle Tag drang in das Zimmer. Kathinka kam von einem Morgengange aus der Stadt zurück. Ihr standen die Thränen sofort zu Gebote. Wie Ungebildete häufig, schwelgte sie in einem Übermaß von Schmerzbezeugungen, warf sich heulend an der Leiche ihrer Herrin nieder, bis Schwester Sabina sie sanft aus dem Sterbezimmer entfernte, indem sie ihr auftrug, Doktor Beermann herbeizuholen.

„Haben wir keine Blumen?“ fragte die Schwester. „Es sieht dann gleich viel freundlicher aus.“ Thekla besann sich, daß Reppiner am Tage vorher, wie er oft gethan, einige Rosenknospen mitgebracht hatte. Von Thekla waren sie in Wasser gestellt worden, und nun fand man sie voll erblüht. Die wurden der Verstorbenen in die Hände gegeben.

Und wie sie nun die Tote betrachtete, die erhabene Ruhe dieses Bildes, die vertrauten und in ihrer Unbeweglichkeit doch so fremden Züge, die feinen, weißen

Hände, die nicht mehr fühlten, daß man ſie geſchmückt, da war es aus mit aller Faſſung. Endlich konnte ſie dort niederſinken, wo ihr Platz war. Und nun rannen die Thränen heiß und bitter, aber erlöſend.

Dann kam Doktor Beermann, ſpäter Reppiner. Beide waren ernſt und ergriffen. Reppiner wies ein Schreiben vor, von Wanda Lüdekind, das ihn zum Vollſtrecker ihres Willens ernannte. Der Advokat fragte Thekla, ob ſie ihm behilflich ſein wolle, bei den nächſtliegenden Anordnungen. Das junge Mädchen lehnte alles ab. Sie zog ſich in das kleine Zimmer im erſten Stockwerk zurück, das ſie ehemals innegehabt, und gab ſich dort in der Einſamkeit ihrem Kummer hin. Was da unten vorging, wollte ſie nicht ſehen.

Reppiner fand Schlüſſel, Wertſachen und Schriftlichkeiten genau an dem Orte, wo die Sterbende es in einem von ihrer Hand geſchriebenen Verzeichnis angegeben hatte. Er verbrannte verſchiedenes, anderes nahm er in Verwahrſam, wie es Wandas Beſtimmungen entſprach.

Im Sterbezimmer ſtanden die beiden Männer beiſammen. „Sie ſieht nicht aus, als ob ſie ſchwer gelitten hätte," ſagte Reppiner mit gedämpfter Stimme, als glaubte er, die Tote könne noch etwas vernehmen.

Sie ſtanden eine Weile in Ehrfurcht vor der Vollendeten. Die Züge der Leiche hatten ſchon jenes abgeſchloſſen Vornehme, ja Selbſtzufriedene, angenommen, das uns mit Scheu vor dieſem Einſamen erfüllt.

Dann wandte ſich Reppiner ſeufzend ab. Man kann ſo furchtbar wenig ſagen, wenn einen ein Verluſt wirklich in's Herz getroffen hat. Alle Worte ſind unzulänglich und klingen ſo falſch. Leicht klammert man ſich dann, um nur Abziehung zu finden, an das Alltägliche.

„Wie alt iſt ſie eigentlich geworden?" fragte der Advokat.

„Dreiundſechzig!“ war die Antwort.

„Dieſer Mann muß ihr ſehr nahe geſtanden haben!“ meinte Reppiner vor dem Porträt, das noch immer am Fußende ſtand, in Anſchauung verſunken. „Sie war ein Herz geſchaffen zur Liebe.“

„Wiſſen Sie auch um dieſe alten Geſchichten?“ fragte der Arzt.

„Wanda ſprach davon nicht; aber man fühlte es doch, wenn man ſie kannte. Ich weiß nicht, trotz ihrer weißen Haare, hatte ſie mir immer etwas wie eine Braut.“

„Das haben Sie richtig erkannt. Das Bräutliche war das eigentliche Geheimnis ihres Weſens!“ meinte Beermann.

„Ich will ſehen, ob ich irgendwo einen blühenden Myrtenzweig auftreiben kann, ihr den mitzugeben,“ ſagte Reppiner im Gehen.

Drittes Buch

I.

Wanda Lüdekinds Teſtament hatte eine große Überraſchung gebracht. Thekla war darin zur alleinigen Erbin eingeſetzt. Zum Teſtamentsvollſtrecker hatte die Verſtorbene ihren Anwalt Reppiner ernannt; er ſollte auch die Vermögensverwaltung unter ſich haben, ſo lange Thekla noch nicht mündig war.

Auf das junge Mädchen hatte das, was mancher anderen als ein unerhörter Glücksfall erſchienen wäre, zunächſt keinen tieferen Eindruck gemacht. Sie ſtaunte mehr das große Vermögen an, in deſſen Beſitz ſie ſo plötzlich und unerwartet geraten war, als daß ſie ſich daran erfreut hätte. Es rührte ſie als ein neuer Beweis jener Güte und Vorſorge, die ſie nun miſſen ſollte; nur noch ſchmerzlicher ließ es ihr den Tod der Vielgeliebten erſcheinen. Was galt das, was ihr zugefallen, im Vergleich zu dem, was ſie verloren? Das einzige Erfreuliche an dieſer Erbſchaft war für ſie, daß ſie in Tante Wandas Hauſe wohnen konnte; denn auch das Haus war ihr mit allem, was dazu gehörte, vermacht worden.

Nachdem die erſte Betäubung allmählich einer klareren und bewußteren Stimmung gewichen war, empfand Thekla, daß ſie ſich nun eine Art von Lebensplan machen müſſe.

Sie ſtand jetzt noch unter dem Einfluſſe derer, die von ihr gegangen war. Das viele Geld, das ſie geerbt, erſchien ihr wirklich mehr als etwas Zufälliges; Wert hatte es nur durch die Möglichkeit, die es ihr gab, im Sinne der Verſtorbenen zu wirken. Denn ſie wollte Wanda Lüdekinds Leben weiterführen, ihr Werk dort aufnehmen, wo Wanda es hatte liegen laſſen müſſen. Nichts ſollte geändert werden an Haus und Garten, als ſei die Verſtorbene gegenwärtig und könne jeden Augenblick eintreten. Nichts ſollte auch ſich verringern an den Beiträgen, die Wanda mit freigebiger Hand zu Stiftungen und an Hilfsbedürftige aller Art weggegeben hatte. Die Nichte wollte verſuchen, dieſen Verlaſſenen das zu werden, was Wanda ihnen geweſen war. Der hochherzige Sinn der Verewigten ſollte der Leitſtern ſein ihres ganzen weiteren Lebens.

Mit dem Kapital, das ihr ſo unerwartet in den Schoß gefallen, war das Gefühl einer neuen Verantwortung über ſie gekommen. Ja mehr noch als die Annehmlichkeiten, die es ihr gewähren konnte, ſah ſie die Pflichten, die ihr aus ihrem Vermögen erwuchſen. Noch zwar fühlte ſie ſich etwas neu in der Rolle einer wohlhabenden Perſon. Der Gedanke, daß ſie jetzt in einer Woche vielleicht ſoviel zu verthun habe, wie ehemals ihr Jahres-Taſchengeld betragen hatte, ſchien im erſten Augenblicke etwas Beängſtigendes zu haben; aber ein Gefühl von größerer Freiheit, Unabhängigkeit und Bedeutung gab es ihr doch.

Wandas Tod war ein Abſchnitt für ſie geweſen, in mehr als einer Beziehung. Wie auf eine Warte geſtellt, fühlte ſie ſich durch dieſes Erlebnis, von der aus ihr das, was früher geweſen, faſt lächerlich klein und unbedeutend erſcheinen wollte. Und mehr noch als die greifbare Erbſchaft, wirkte auf ſie jenes unſichtbare Vermächtnis: die letzten Worte, die Wanda zu ihr geſprochen.

Was waren, gegen dieſes Schickſal gehalten, ihre eigenen Erlebniſſe? Was war die Epiſode ihrer Neigung, geſehen in dieſem Lichte? — Wie verblaßte das, was ſie an Enttäuſchung und Kummer erlitten hatte, dieſem Kampfe gegenüber, ausgefochten von einer Frau, ein Leben hindurch! — Nein, ſie konnte ihr Geſchick nicht an einem Tage nennen mit dem von Wanda Lüdekind!

Zu behaupten, daß Thekla niemals an Leo Wernberg gedacht habe, wäre Unwahrheit. Aber wenn ſie ſich im Geiſte auch oft mit ihm beſchäftigte, ſo war irgendwelche Leidenſchaft doch nicht mehr im Spiele dabei. Sie ſah ihn vor ſich mit allen ſeinen Vorzügen: ſeiner Schönheit, ſeiner Unterhaltungsgabe, ſeiner Eleganz, aber es fehlte bei ſolchen Reflexionen die wirkliche warme Nähe. Die Erinnerung gab nur ein mehr und mehr verblaſſendes Bild, ſie konnte den ſtarken Eindruck der Wirklichkeit nicht erreichen. Zeit und Ereigniſſe hatten ſich zwiſchen ſie und dieſe erſte ſtürmiſche Mädchenliebe geſchoben. So etwas kam einmal im Leben und nicht wieder! Dieſer Mann würde ihr immerdar etwas bedeuten. Er hatte eine ganz beſtimmte wichtige Rolle in ihrem Leben geſpielt, wegwiſchen konnte ſie ihn nicht daraus, ihn, der das erſte ſtarke Empfinden in ihr ausgelöſt hatte. Aber ſein Bild lag tief in ihrer Erinnerung vergraben, wohlerhalten, aber doch tot, mumifiziert gewiſſermaßen. Sie glaubte nicht, daß er jemals zu neuem Leben erwachen könne aus der Gruft ihres Herzens.

Thekla hätte glücklich ſein können und zufrieden, wenn nicht die Ihrigen beliebt hätten, ſie zu quälen.

Da war erſtens ihre Mutter. Seit Wanda Lüdekind geſtorben, war Frau Sänger auf einmal ganz erfüllt von den Tugenden der „teuren Verewigten", die ſie früher doch nie hatte gelten laſſen wollen. Sie ſprach ganz naiv

von ihr als von ihrer „liebſten Freundin“, von dem „herben Verluſte“, den ſie erlitten habe durch Wandas Tod. Auch der Finanzrat pflegte, wenn auf ſie die Rede kam, eine ſchmerzlich bewegte Miene aufzuſetzen. Denn, erklärte er, der Tod eines Menſchen ſei ja an ſich ein ſchmerzliches Ereignis, welches einen an die eigene Hinfälligkeit erinnere, ſodann ſei aber bei der bekannten Freundſchaft, die Tante Wanda mit ihrem verſtorbenen Vetter Eberhardt verbunden, doch auch zwiſchen ihm, der das Glück genieße, mit deſſen Witwe vermählt zu ſein, und der kürzlich Verblichenen eine Art ſeeliſchen Konnexes hergeſtellt geweſen. — Sänger glaubte ſich eben im Beſitze der beſonderen Begabung, in feinſinniger Weiſe Dinge auszudrücken, die andere lieber ungeſagt ließen.

Früher hatte Sänger oft genug angedeutet, daß ihm mit den Kindern, beſonders den Töchtern, welche ſeine Frau in die Ehe gebracht, ein großes Kreuz auferlegt ſei. Jetzt, ſeit Thekla eine Erbin war, ſah er das in etwas roſigerem Lichte. Er riet dringend davon ab, daß Thekla in das ihr von Tante Wanda vererbte Haus ziehe. Warum den „ſicheren Port des Familienlebens“ verlaſſen? Wollte ſie ſich auf das „klippenreiche Meer der Selbſtſtändigkeit“ hinausbegeben? — Sänger wußte es ganz genau, welche Gefahren „ſeeliſcher und anderer Art“ einem jungen, alleinſtehenden Mädchen drohten, beſonders wenn ſie nicht der äußeren Reize entbehre, wie er wohl, ohne ihr damit ſchmeicheln zu wollen, ſagen dürfe, daß ſie Thekla beſitze. Frau Sänger, die ja nur ſein Echo war, ſtimmte ihm darin bei.

Thekla war jetzt ſoweit ſelbſtändig in ihren Handlungen geworden, daß ſie ſich kein Bedenken gemacht haben würde, dem Verlangen ihres Stiefvaters zum Trotze, umzuziehen. Wußte ſie doch nur zu gut, was das

Zuſammenleben mit den Ihren bedeutete, und mußte ſie doch fürchten, daß die Familie ſie hindern würde, auf ihrem Wege zu den neugeſteckten Zielen voranzuſchreiten.

Aber ein anderer noch riet ihr von dem Umzuge ab; einer, den ſie als Freund und Berater von Tante Wanda gleichſam mitgeerbt hatte: Doktor Beermann. Der alte erfahrene Arzt erklärte ihr offen, daß er Bedenken trage, ſie ſofort in das Haus ziehen zu laſſen. Bei Lebzeiten von Wanda Lüdekind hatte er das Wort „Schwindſucht“ nicht ausgeſprochen, aber jetzt warnte er vor den Räumen, in welchen die Verſtorbene ihre letzten Jahre zugebracht. Wenigſtens ein Jahr möge Thekla noch im Hauſe der Eltern verharren.

Solchen Gründen hatte ſich Thekla ſelbſtverſtändlich zu fügen. Kathinka, die in ihren Dienſt übergegangen war, blieb in dem Häuschen, um nach dem Rechten zu ſehen. Und Thekla hatte den Troſt, jederzeit dorthin gehen zu dürfen, in den Zimmern zu räumen und in dem Garten zu verweilen.

Natürlich drängten ſich Bittſteller aller Art an Thekla heran, ſobald erſt bekannt worden war, welche Erbſchaft dem jungen Mädchen zugefallen ſei. Da waren alle vertreten: von der armen Witwe an mit einem kranken Manne und fünf unverſorgten Kindern, bis zum verkrachten Ariſtokraten, der um Bezahlung ſeiner Schulden bat und ihr dafür die Ehre anbot, fortan ſeinen Namen zu tragen. Solche Dinge, an die jeder im Reichtum Geborene mehr oder weniger gewöhnt iſt, verwirrten und ängſtigten das Mädchen. Aber hier erwuchs ihr in ihrem Freunde Reppiner die beſte Hilfe; er wußte die allzu Argloſe vor Ausbeutung zu bewahren.

Eines Tages kam auch Theklas alte Lehrerin, Fräulein Zuckmann, mit einer Bitte. Sie klagte, daß ihr Inſtitut

zurückgehe. Der Grund ſei: Konkurrenz durch eine andere Töchterſchule, welche vermittelſt einiger rein äußerlicher Vorzüge die Schülerinnen an ſich ziehe. Das einzige Mittel, ihre eigene Schule vor dem Verfall zu retten, ſei ein Umbau des Gebäudes, Beſchaffung neuer Lehrmittel, Anſtellung renommierter Lehrer, kurz eine gründliche Reform nach modernen Prinzipien. Sie hatte Pläne mit und Anſchläge.

Thekla, die ſich für ihre alte Schule ſtets ein reges Intereſſe gewahrt hatte, war ſofort Feuer und Flamme für das Unternehmen. Sie empfand es geradezu als perſönliche Kränkung, daß dieſe Pflanzſtätte der Bildung und Erziehung durch den Wettbewerb einer andern, ſicherlich minderwertigen Anſtalt zu Grunde gerichtet werden ſollte. Fräulein Zuckmann fand es daher leicht, ihrer Bitte um ein Darlehen bei Thekla Gehör zu verſchaffen. Das junge Mädchen hätte im Hochgefühl der Großmut am liebſten die verlangte Summe geſchenkt; aber ihre alte Lehrerin war maßvoll genug, ſie nur geborgt anzunehmen.

Mit dieſem Plane machte Thekla ſehr wenig Glück bei Reppiner. Der Advokat meinte, ihre Herzensgüte bedeute geradezu eine Verſuchung zum Mißbrauch. Der ausgemachte Zinsfuß war nach ſeiner Anſicht ein viel zu niedriger, nach Theklas ein viel zu hoher. Es blieb für den vorſichtigen Freund nichts weiter zu thun übrig, als für genügende Sicherſtellung des Geldes zu ſorgen. Das Darlehen wurde als Hypothek mit Amortiſation auf das Schulgrundſtück eingetragen. Thekla als Gönnerin des Unternehmens, ſollte fortan ſtetig von dem Fortgange des Unternehmens unterrichtet werden.

Sie, Protektorin von Fräulein Zuckmanns Schule! — Wie lange war es denn her, daß ſie mit der Mappe am Arm dorthin gewandert war? Es lag etwas Großartiges

in ſolchem Bewußtſein! Es hätte einen übermütig machen können. Jedenfalls war es das erſte Mal, daß Thekla von ihrem Gelde wirkliche Freude genoß.

Arthur hatte inzwiſchen ſein erſtes Staatsexamen abgelegt und war nun im Vorbereitungsdienſte angeſtellt. Die Frage, wann er heiraten würde, trat damit wieder in den Vordergrund. Daß er dabei auf die Schweſter blickte, deren Verhältniſſe ſich in letzter Zeit ſo günſtig geſtaltet hatten, war nur natürlich. Und Thekla, der die Verbindung von Ella und Arthur am Herzen gelegen hatte, als ſie noch nichts beſeſſen, war in veränderter Lage natürlich gern zum Helfen bereit. Arthur erklärte, wenn er für die erſten Jahre, während deren er kein Gehalt bezog, einen jährlichen Zuſchuß von ſeiner Schweſter ſichergeſtellt bekomme, glaube er, ohne Mitgift heiraten zu können. Ihrem ſonſtigen Berater in Geſchäftsſachen, Reppiner, ſagte Thekla davon nichts, weil es ſich hier nicht um ihre eigene Angelegenheit handelte. Sie ſetzte vielmehr nach Rückſprache mit ihrem Bruder die Höhe des Zuſchuſſes ſelbſt feſt. Arthur und Ella konnten zufrieden ſein.

Thekla hatte den Eindruck, daß Arthur ſich unter dem Einfluſſe der höheren Verantwortung, die neuerdings auf ihm lag, ſehr zu ſeinen Gunſten verändert habe. Er hatte ſich mal wirklich zuſammenraffen müſſen. Das war zunächſt ſeinem äußeren Menſchen zu gute gekommen. Er zeigte eine geſunde Farbe und hatte an Körperumfang abgenommen. Daß er dem ſtudentiſchen Komment entrückt war, übte auf ſeine Lebensweiſe und ſein Auftreten nur einen günſtigen Einfluß. Es war, als ſei durch die glücklichen Ausſichten, die ſich ihm mit einemmale eröffneten, ein neuer friſcherer Zug in Arthurs ganzes Weſen gekommen. Seine Bequemlichkeit hatte einem rüſtig männlichen Vorwärtsſchreiten Platz gemacht.

Arthur hatte allerdings auch alle Energie nötig, denn Thekla ausgenommen fand er keinen Bundesgenoſſen. Seine Mutter war außer ſich, daß ihr einziger Sohn ein Mädchen heiraten wolle, das ſchon darum in ihren Augen unmöglich war, weil ſie Kindern Unterricht erteilte. Sänger mißbilligte die Partie vom Standpunkte der Vernunft und der Moral. Es ſei eine leichtſinnig angeknüpfte Studentenliebe, erklärte er, und dergleichen dürfe man nicht durch Heirat ſanktionieren. Ähnlich urteilten die meiſten von Arthurs Bekannten. Man fand, daß er unter ſeinem Stande heirate. Thekla tadelte man, daß ſie dem Bruder dieſe Heirat ermöglicht habe; ja, manche verurteilten das junge Mädchen geradezu als Anſtifterin eines unvernünftigen Bundes. Danach zu fragen, ob etwa Pflichten vorlägen, die Arthur Ella gegenüber zu erfüllen habe, gaben ſie ſich nicht die Mühe.

Auch die Familie Bartuſch war nicht unbedingt für die Partie eingenommen. Ellas Vater hegte eine alte Abneiguug gegen alles, was Lüdekind hieß. Seiner Frau ſchmeichelte zwar der adelige Schwiegerſohn, aber die Sache hatte doch auch in Frau Bartuſchs Augen manchen Haken. Beſonders, daß das junge Paar in ſeinem Einkommen zunächſt von Theklas Gnade abhängen ſolle, war ihrem Hochmut zuwider.

Wie ſich Gabriel zu der Sache ſtelle, war nicht zu erfahren. Er hatte auf den Brief, in welchem ihm Ella ihre Verlobung mit Arthur mitteilte, überhaupt nicht geantwortet. Für Thekla wäre es beſonders erwünſcht geweſen, zu erfahren, was gerade er über die zukünftige Verbindung der beiden Familien denke. Der Eifer, mit dem ſie für Ellas Glück wirkte, war nicht frei von dem geheimen Wunſche, gut zu machen an der Schweſter, oder doch zu mildern, was Gabriel ihr vorwerfen zu können vermeinte.

Die Hochzeit ſollte etwa in einem halben Jahre ſtattfinden. Inzwiſchen würde man in Muße Wohnung ſuchen und die Ausſtattung beſchaffen können. Die Braut hatte das Unterricht-Erteilen eingeſtellt und bereitete ſich für ihren Beruf als Hausfrau vor.

Ein eigenartiges Zuſammentreffen, das im Leben übrigens nicht ſelten iſt, wollte es, daß Arthurs Verlobung nicht allein blieb in der Familie. Agnes war den Winter über flott ausgegangen in den nämlichen Kreiſen, in denen Thekla debutiert hatte, ehe ſie an den Hof der Herzogin-Witwe gezogen wurde. Sie war, wenn auch nicht gerade auffällig hübſch, ſo doch eine von jenen Erſcheinungen, die unter ein paar Dutzend jungen Mädchen immer noch zu den auffälligen gehören. Sie beſaß eine ſchlanke Figur, ſchönes Haar und zarte Farbe, und überdies jugendliche Friſche und Geſundheit. Daß ſie nicht unbeachtet bleiben konnte, dafür ſorgten die ihr angeborene Unbefangenheit, ihr ſchlagfertiges Mundwerk und ihr munteres Augenpaar.

Thekla hatte in dieſer ernſten Zeit begreiflicherweiſe nicht allzuviel Intereſſe für die geſellſchaftlichen Abziehungen ihrer kleinen Schweſter übrig. Aber gewiſſe Erſcheinungen waren ihr doch nicht entgangen, wie: Bouquets, die abgegeben wurden, Briefe, die Agnes erhielt und ſchrieb, ein zeitweiſes, geheimnisvoll zurückhaltendes Weſen, das von dem früheren Übermut des Mädchens ſtark abſtach. Alles das redete ſeine Sprache. Frau Sänger deutete zum Überfluß an, daß etwas im Werke ſei.

Thekla hatte in letzter Zeit die Fühlung mit Agnes ſo gut wie ganz verloren. Es war ihr angedeutet worden von der Jüngeren, daß man nun auch erwachſen ſei und der Bevormundung entraten könne. Sie hütete ſich alſo wohl, irgend etwas zu thun, was den Schein der Auf-

dringlichkeit hätte hervorbringen können. Aber es that ihr leid um Agnes willen. Wie manches hätte sie dem jungen Dinge sagen können und mögen, das sie jetzt dort stehen sah, wo sie selbst vor wenig Jahren gestanden hatte.

Um so erfreulicher war es daher für Thekla, daß Agnes eines Tages unaufgefordert zu ihr kam und ihr unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit mitteilte, sie sei verlobt mit Leutnant von Seeheim.

Thekla kannte ihn flüchtig, wie man einen Herrn kennt, mit dem man ein paarmal getanzt hat. Der Eindruck, der sich bei ihr festgesetzt hatte, war kein ungünstiger. Sie entsann sich eines stattlichen, recht gesetzten jungen Mannes von guten Manieren. Als sie fragte, wie es gekommen sei, wurde natürlich ein wahrer Wirbelwind stürmischer Begeisterung entfesselt. Seeheim war ein „großartiger, entzückender Mensch", Agnes liebte ihn „schrecklich" und sie waren beide „unmenschlich glücklich".

Dieser Enthusiasmus hatte etwas Ansteckendes. Thekla war bald von den außergewöhnlichen Vorzügen des Leutnants von Seeheim überzeugt und beglückwünschte die Schwester mit herzlichen Umarmungen. Sie wollte wissen, wann die Verlobung bekannt gemacht werden würde. Agnes erzählte voll Wichtigkeit: Egon habe zunächst noch auf die Erledigung verschiedener Angelegenheiten zu warten, unter anderem auf die Auszahlung einer Summe, die auf dem Gute seines älteren Bruders stand. „Formell" werde er in den nächsten Tagen um sie anhalten, nachdem sie bereits vor einer ganzen Weile unter sich eins geworden. Agnes nannte den Ball und den Tanz, bei dem sich das Wichtige ereignet hatte. Es sei jetzt gar nicht mehr Mode, die Eltern vorher zu fragen, man teile ihnen einfach die fertige Thatsache mit, belehrte sie die ältere Schwester, als habe sie langjährige Erfahrungen hinter sich.

Thekla staunte. Sie stand hier einer ähnlichen Erscheinung gegenüber wie damals bei Ella. Wie verändert doch die Liebe einen Menschen! Wie ließ sie so ein Mädel selbstbewußter und bedeutender erscheinen! Was war diese Agnes bisher gewesen? Als Kind und als Backfisch gedankenlos. Und nun war ein Wesen daraus geworden, das ein tüchtiger Mann zur Lebensgefährtin begehren konnte! Sicherlich, er würde nicht schlecht mit ihr fahren. Die Liebe schien ein Zauberstab zu sein, der das Beste aus dem Menschen hervorlockte, ihn über sich selbst emporhob.

Thekla war im Innersten erwärmt. Agnes hatte nun das gefunden, wonach sich im Leben des Weibes alles streckt. Aber Theklas schwesterliche Freude war nicht ohne einen Beigeschmack von Wehmut. Niemals, so schien es, sollte für sie selbst diese hohe Zeit des Glückes kommen.

* * *

Das Brautpaar: Arthur-Ella gab Thekla mehr zu schaffen, als sie es anfänglich erwartet hatte. Frau Bartusch, die dem wirklichen Leben sehr fremd genüberstand, und die niemals viel über ihre gute Stube und den Leihbibliothekband hinausgeblickt hatte, fing an mit Ella von Geschäft zu Geschäft zu ziehen, um die Ausstattung zu besorgen. Es war ihr jederzeit gegenwärtig, daß auch sie einstmals vor ihrem Namen ein „von" gehabt hatte, sie hielt daher darauf, daß überall auf Wäsche und Tischzeug ein L mit der Krone deutlich sichtbar angebracht werde. Sie meinte, daß sie ihrer Tochter auf keinen Fall eine bescheidene Ausstattung mitgeben dürfe, wie sie in klein-

bürgerlichen Kreiſen wohl üblich ſein mochte. So ſtellte es ſich denn nach einiger Zeit heraus, daß ſie die vom Hausherrn als Äußerſtes ausgeworfene Summe bereits überſchritten hatte, als viele wichtige Anſchaffungen noch gar nicht gemacht waren. Es blieb nichts übrig, als ſich an Thekla zu wenden um Aushilfe, obgleich das für Frau Bartuſchs Hochmut eine bittere Pille bedeutete.

Thekla war in der angenehmen Lage, nicht einmal Reppiner behelligen zu müſſen, der über der Unantaſtbarkeit des Kapitals mit Argusaugen wachte. Der Überſchuß ihrer Zinſen, von denen ſie nur den kleineren Teil verbrauchte, langte hierfür völlig aus.

Dann kam das Wohnungſuchen. Die Wohnung zu beſchaffen, war ja eigentlich Arthurs, als des zukünftigen Hausherrn, Sache. Infolgedeſſen betrachtete es Frau Sänger als ihr gutes Recht, hierin die letzte Entſcheidung abzugeben. Aber auch Frau Bartuſch wollte gehört ſein. Das gab eine wundervolle Gelegenheit, ſich kleinere und größere Bosheiten zu ſagen, wie ſie nur eiferſüchtigen Frauen zu Gebote ſtehen. Ella und Arthur ſtanden zwiſchen den Müttern in keiner angenehmen Lage. Denn jede Mutter verlangte von ihrem Kinde, daß es ihre Partei nehmen ſolle. Man ſah ſich eine Menge Wohnungen an, ohne zu einer Entſcheidung zu gelangen. Gefiel eine der Frau Sänger, ſo ſtand von vornherein feſt, daß Frau Bartuſch ſie unmöglich finden werde, und umgekehrt. Bis ſchließlich Arthur, um dem unleidlichen Zuſtande ein Ende zu machen, auf eigene Fauſt eine Wohnung mietete, die ihm und Ella gleichmäßig gefiel, die aber die beiderſeitigen Mütter — in dieſem Falle zum erſtenmale einig — durchaus ungeeignet fanden.

Dem anderen Brautpaare: Agnes-Seeheim wurde das Leben längſt nicht ſo ſchwer gemacht; ſie verſtanden

es auch beſſer, ſich mit ihrer Umgebung abzufinden. Agnes, die trotz ihres Verlobtſeins noch viel von dem alten Wildfang behalten hatte, neckte ihren Bräutigam beſtändig und erſann die lächerlichſten Namen für ihn. Seeheim ertrug das mit Anſtand. Er gab in Kleinigkeiten ihren Mädchenlaunen nach, in wichtigen Dingen wußte er ſeinem Willen durch Ruhe und Konſequenz um ſo ſicherer Geltung zu verſchaffen. Thekla bewunderte ſeine Art und Weiſe, ſich in den gewiß nicht leichten Verhältniſſen zurecht zu finden. Er verſtand es, ſich mit allen auf guten Fuß zu ſetzen, ohne ſich dabei etwas zu vergeben. Seine ſchlichte, dabei ſichere Art flößte Reſpekt ein. Selbſt der Finanzrat ließ ihn gelten, als einen „wohlerzogenen, jungen Mann, den er ſehr gern in die Familie aufnehme“. Frau Sänger ſchwärmte als echte Schwiegermutter natürlich längſt für den zukünftigen Gatten ihrer Tochter; und auch Thekla befand ſich ſehr bald in freundſchaftlichem Verhältnis zu ihm, das auf Gegenſeitigkeit beruhte, ſo daß Agnes gelegentlich eiferſüchtig wurde, oder doch wenigſtens vorgab, es zu ſein.

Die Familienverhältniſſe, in welche Agnes durch ihre Verheiratung kommen würde, waren die angenehmſten. Seeheim ſtammte aus einer kinderreichen Familie. Er war der Jüngſte. Die Eltern lebten nicht mehr. Die Geſchwiſter ſaßen ohne Ausnahme auf dem Lande. Die Verwandten kamen gelegentlich in die Stadt, um die Braut kennen zu lernen. Sie machten einen ſoliden, vertrauenerweckenden Eindruck. Biedere Grundbeſitzer, welche die neue Schwägerin ein wenig laut und breitſpurig, aber mit Herzlichkeit begrüßten. Mit ſolchen Leuten, beſonders wenn man ſie nicht täglich ſah, würde ſich's leben laſſen. Es war klar, daß Agnes ein gutes Los gezogen hatte.

Wie viel ſchwieriger war im Vergleiche dazu die

Familie Bartuſch! Nicht bloß die beiden Mütter führten einen ſteten Guerillakrieg, auch Vater Bartuſch und der Finanzrat waren einander nicht günſtig geſinnt. Von Gabriel, der ſeiner Schweſter noch immer nicht gratuliert hatte, ganz zu ſchweigen!

Man war dahin übereingekommen, daß die beiden Paare gemeinſam vor den Altar treten ſollten. Der Herbſt war dazu als paſſende Zeit auserſehen worden.

Als Seeheim in's Manöver auszog, das diesmal mit Hin- und Rückmarſch vier Wochen dauerte, ſtellte ſich Agnes an, als begebe ſich ihr Bräutigam auf eine lange gefährliche Reiſe. Sie blieb thränenvoll, bis ihr jemand ſagte: zu einem richtigen Brautſtande gehöre auch eine Trennung, ſchon der Briefe wegen. Von dieſem Augenblicke an war ſie getröſtet; nun fühlte ſie ſich Ella gegenüber ſogar überlegen, die ihren Bräutigam ſtets zur Hand hatte. Das war keine Kunſt! Aber täglich einen Brief ſchreiben und einen bekommen, das ſei ſchon eher etwas, erklärte ſie.

II.

So kam der Termin der Doppelhochzeit heran. Sie ſollte durch einen Polterabend eingeleitet werden. Dieſer Beſchluß war aber erſt nach langem Hin und Her zu ſtande gekommen. Die Bartuſchs waren gegen den Polterabend aus dem einfachen Grunde, weil ſie niemanden wußten, den ſie dazu hätten einladen können. Agnes aber beſtand auf ihrem Polterabend. Eine ihrer Freundinnen

hatte einen gehabt; und was die gehabt, konnte ſie auch verlangen. Man kam daher auf den Ausweg, daß Frau Sänger das Feſt geben ſollte, die Bartuſchs wollte man feierlichſt dazu einladen. Das eigentliche Hochzeitsdiner nach der Trauung, zu dem die Sängerſchen Räume ſowieſo nicht ausgereicht hätten, ſollte dann von den beiden Familien gemeinſam in einem Hotel gegeben werden.

Bei der Entſcheidung ſolcher Fragen wurde auch Thekla um Rat gefragt. Es war neuerdings Mode geworden, ſie als die Stifterin von Arthurs und Ellas Bund anzuſehen und ihr für dieſes Paar gewiſſermaßen alle Verantwortung zuzuſchieben. Wenn die Bartuſchs etwas thaten, was nach Anſicht der Sängers nicht richtig war, ſo wurde ihr das zu Haus im Tone der Entrüſtung vorgehalten. Und wieder Frau Bartuſch ließ ihre ſchlechte Laune über den angeblichen Hochmut der Familie Sänger-Lüdekind am liebſten an Thekla aus. Das Brautpaar ſelbſt aber machte ſie erſt recht zur Vertrauten ſeiner mannigfachen Sorgen und Nöte. Und wenn es ſich noch um Großes dabei gehandelt hätte! Aber es waren nur Nadelſtiche, mit denen zwei Familien, deren Kinder mit einander glücklich werden wollten, ſich das Leben unangenehm zu machen für notwendig fanden.

Thekla ſah daher dem Hochzeitstage ihrer Geſchwiſter nicht mit leichtem Herzen entgegen. Es war vorauszuſehen, daß es eine wirklich harmoniſche Feier unter ſolchen Umſtänden nicht geben könne.

Und je näher der Termin heranrückte, deſto ſchwerer fiel dem Mädchen noch eine andere Sache auf's Herz: würde Gabriel Bartuſch kommen? Und wenn er kam, wie würde er ſich aufführen? Sie fing an, eine lächerliche Angſt vor dieſer Begegnung zu hegen.

Weder Liebe hatte ſie für ihn, noch Haß. Sie empfand

ihm gegenüber ein Gefühl, das kein anderer Menſch auf der Welt ihr einflößte: Beunruhigung.

Viel hätte Thekla darum gegeben, erfahren zu können, wie jetzt wohl ſeine Geſinnung ihr gegenüber ſei. Verharrte er noch auf dem Standpunkte ſeines letzten Briefes, in welchem er ſie mit verſtecktem Hohne aller Verpflichtungen los und ledig geſprochen? — Aber ſeit dieſem letzten Lebenszeichen waren nun auch ſchon wieder über zwei Jahre vergangen. Wie oft mochte ein unruhig unzufriedener Geiſt wie er, in ſolchem Zeitraume ſeine Anſicht geändert haben? Daß er zu ſeinen früheren Gefühlen für ſie zurückgekehrt ſein könne, nahm ſie nicht an, und wünſchte ſie auch nicht.

Und doch war etwas in ihr, was eine Annäherung, oder beſſer geſagt: einen Ausgleich, herbeiſehnte. Es deuchte ihr immer, wenn ſie an Gabriel dachte, als ſei das letzte Wort zwiſchen ihnen noch nicht geſprochen worden. So konnte man doch nicht auseinander gehen! Menſchen, die in der innigſten Freundſchaft zu einander geſtanden als Kinder, mußten doch als Erwachſene einen Weg finden, den ſie beſchreiten durften, einander in Treue zugethan zu bleiben. Konnte nicht ein Verhältnis gedacht werden, das etwas Höheres noch darſtellte, als das Ehegelöbnis. Auch Thekla lockte der alte von ſo vielen geträumte Traum: daß Jüngling und Mädchen, die nicht von derſelben Mutter geboren ſind, einander trotzdem Bruder und Schweſter ſein können.

In der Verbindung ihres Bruders mit Ella ſah ſie die Brücke dazu. Wie eine Art von Verſöhnung kam es ihr vor, daß eine Bartuſch einen Lüdekind heiratete. Und darum ertrug ſie die mannigfachen Plackereien, welche ſie fortgeſetzt mit dieſem Paare hatte, willig, ja mit einer gewiſſen Freudigkeit. Frau Bartuſch konnte ſehr weit

gehen in Launenhaftigkeit und Unart gegen ſie, Thekla vergaß doch nie, daß ſie in ihr Gabriels Mutter vor ſich habe. Ihr Gewiſſen ſagte es ihr nicht in klaren Worten, aber doch einem feinfühlenden Herzen verſtändlich genug, daß ſie dem Sohne dieſer Familie wehe gethan habe.

Über die äußeren Vorgänge ſeines Lebens war Thekla jetzt ziemlich genau unterrichtet. Ella erzählte oft von ihm. Er hielt ſich noch immer in Südrußland auf. Dort hatte er ſich ſelbſtſtändig gemacht und ſchien einer der geſuchteſten Bauunternehmer ſeiner Gegend zu ſein. Ella ſprach mit Stolz von den großartigen Anlagen, die er auszuführen habe.

Mit dem Vater ſchien ſich eine Ausſöhnung anbahnen zu wollen. Bei dem Alten mochte nun doch Sehnſucht nach dem einzigen Sohne die Oberhand gewinnen über den Groll, daß er nicht auf dem von ihm vorgezeichneten Wege geblieben war. Dabei wirkte ſelbſtverſtändlich der Erfolg mit, den ſich Gabriel ganz unerwarteter Weiſe in der Fremde erobert hatte. Einem verlorenen Sohne, der, die Taſchen voller Geld, zurückkehrt, werden in den meiſten Fällen die väterlichen Hallen offenſtehen.

Eine Woche etwa vor der Hochzeit brachte Ella mit glücksſtrahlender Miene die Nachricht: Gabriel habe geſchrieben, er ſei unterwegs, um an dem Familienfeſte teilzunehmen.

Nun ſie dieſe Gewißheit hatte, war Thekla ruhiger. Der Begegnung mit Gabriel war nun doch einmal nicht aus dem Wege zu gehen. Beſſer, es geſchah bald! Die Feier eines Hochzeitsfeſtes würde dem Zuſammenſein vielleicht noch am erſten eine gewiſſe Harmloſigkeit geben.

Es war im Familienrate beſchloſſen worden, daß Gabriel Theklas Brautführer ſein ſollte. Sie ſträubte ſich nicht dagegen. Es blieb ihr ja gar keine andere Möglich-

keit. Sie war das einzige Mädchen, er der einzige ledige junge Mann aus der nächſten Verwandtſchaft der Brautpaare. Die übrigen Brautführer und Brautjungfern waren den Freunden und Freundinnen entnommen worden.

Thekla ließ ſich nichts merken, was ſie bei der Ausſicht empfand, zum erſten Male, wo ſie als Brautjungfer auftrat, gerade Gabriel zum Partner zu haben. Wunderlich doch, wie launiſch das Leben ſein Spiel trieb!

Einige Tage vor der Hochzeit kam Gabriel an. Er machte ſeinen Beſuch bei Sängers und traf dort mit einer Anzahl Seeheimſcher Verwandten zuſammen, ebenfalls Hochzeitsgäſte, die von auswärts zur Stadt gekommen waren. Thekla ging, ſo ruhig und unbefangen es ihr vor ſo vielen Augen überhaupt möglich war, auf Gabriel zu, ihm die Hand entgegenſtreckend. Er überſah das wohl bei ſeiner Verbeugung. Ihre Hände berührten ſich nicht.

Sie war verwirrt; denn in ſeinen Augen, als ſie befremdet die verſchmähte Hand zurückzog, hatte ſie es wie wilden Triumph aufblitzen ſehen. Die kurze Begegnung hatte genügt, ſie wieder ganz in's Bild zu ſetzen, und den kurzen Traum, ihn jemals verſöhnen zu können, in ſich zuſammenfallen zu laſſen.

Während der zehn Minuten, die er blieb, nahm ihn Frau Sänger in Anſpruch, die es ſich in den Kopf geſetzt hatte, ihn nach ſeinen „Reiſen“ in Rußland zu fragen. Den Seeheims gegenüber ſollte nämlich ein Mäntelchen über die Thatſache gehängt werden, daß der zukünftige Schwager von Arthur weiter nichts als Architekt ſei. Sängers hätten ihn am liebſten zum Orientreiſenden gemacht; denn das war doch etwas mehr!

Als Gabriel ſeinen Cylinder in die Hand genommen hatte zum Gehen, trat er noch einen Augenblick zu Thekla und teilte ihr in kühlſter Form mit: ſeine Eltern fühlten

ſich zu alt, an dem Polterabend teilzunehmen, und er wolle ihnen Geſellſchaft leiſten. Zur Trauung aber werde er die Ehre haben, ſie zu führen, ſagte er mit einer ſteifen Verbeugung. Er fügte nur noch hinzu, daß er zur angegebenen Zeit mit dem Wagen da ſein werde; dann ging er.

Thekla war über ſein Verhalten tief beſtürzt. Sie ſchlief die nächſte Nacht nicht. Alſo zwiſchen ihr und Gabriel ſollte in Zukunft Feindſchaft beſtehen! Denn das hatte ſein Weſen, zu dem ſie den Schlüſſel ſchnell wiedergefunden hatte, geſagt. Sie hätte nach einer Richtung hin ja zufrieden ſein können. Er ſetzte ſchließlich nur ſie in's Recht, indem er ſie kränkte. Aber es ſchmerzte ſie doch, den Mann ſo wenig großmütig und vornehm handeln zu ſehen, den ſie einſtmals ihren Freund genannt hatte. Wie's ſchien, hatte ſie zu hoch von ihm gedacht, zu viel von ihm erwartet. Eine Abweiſung zu verzeihen, war ein Mann wohl nicht fähig! —

Wenigſtens Gabriel war deſſen nicht fähig. Wie hatte ſie das auch nur für einen Augenblick hoffen können. Er mit ſeiner krankhaften Empfindlichkeit! Gabriel, deſſen Charakter ein echter Abkömmling war der väterlichen Schroffheit und des mütterlichen Hochmuts! Ja er war ſtolz und verſchloſſen. Nur einer Einzigen hatte er bisher gezeigt, daß er auch andere Seiten beſitze, und dieſe eine war ſie, Thekla. Eben das mußte einem Menſchen wie ihm die größte Demütigung bedeuten, ſich von der weichen Seite gezeigt zu haben. Hatte ſie ihn denn nicht einmal ſogar zu ihren Füßen geſehen! — Vielleicht war das der letzte Antrieb ſeiner Rückſichtsloſigkeit! Vielleicht wollte er verſuchen, auf dieſe Weiſe den Eindruck der Schwäche bei ihr zu verwiſchen!

Sie ſann lange und angeſtrengt in der Nachtſtille über ihn nach, ſuchte ganz auf den Grund ſeines Weſens zu kommen. An manches Jugenderlebnis dachte ſie. Seine

Eiferſucht, ſein frühreifer Ehrgeiz, ſtanden deutlich vor ihr. Schon an dem Knaben war es eine ausgeſprochene Eigenſchaft geweſen, daß er nicht hatte vergeſſen können, wenn ihm jemand ſeiner Anſicht nach zu nahe getreten war. Niemals wollte er eine Kränkung ungerächt laſſen. Thekla entſann ſich ganz deutlich eines Falles, wo er ihr ſelbſt noch glühend vom Triumph erzählt hatte, daß er einen Knaben, der ihn niedergeworfen im Ringkampf, ſpäter im Flußbade überfallen habe um ihn, überlegener Schwimmer der er war, unterzutauchen, bis jener nahe am Ertrinken geweſen. Seine Erzählung hatte ſie damals erſchreckt; heute erfüllte ſie der Gedanke an die konſequente Entwickelung, die ſein Charakter genommen, mit Schaudern.

Warum mochte er wohl die weite Reiſe von Südrußland hierher unternommen haben? Um die Hochzeit ſeiner Schweſter feiern zu helfen? Er hatte es ja heute nur zu deutlich gezeigt, was er von dem Werte ſolcher Feier hielt. Wäre es denkbar, daß er nur darum hier war, um ſeinen Verdruß an ihr, an Thekla, zu kühlen, mit einem Worte, um ſich zu rächen? —

Ihr Unbehagen wuchs. Sie ſagte ſich, daß ſie auf der Hut ſein müſſe. Zuviel ſchon hatte ſie in dieſem Handel ſich Unvorſichtigkeit zu ſchulden kommen laſſen. Auf keinen Fall durfte es jetzt zu einer Auseinanderſetzung kommen zwiſchen ihr und Gabriel. Sie mußte es verſuchen, ihn, den Unberechenbaren, in Schranken zu halten. Sie war das Arthur und Ella ſchuldig und der ganzen Hochzeitsgeſellſchaft. Da würde ſie müſſen Vorſicht üben und politiſch verfahren, ſie, der alles diplomatiſche Talent verſagt war! — Mit Bangigkeit ſah ſie dem entgegen, was die nächſten Tage bringen würden.

* * *

Der Polterabend übertraf Theklas Erwartungen durch seinen angenehmen Verlauf. Es war günstig für die Harmlosigkeit und Intimität des Festes, daß von der Familie Bartusch niemand erschien. Die Gesellschaft bestand hauptsächlich aus Verwandten und Regimentskameraden des Leutnants von Seeheim, Freunden Arthurs, untermischt mit Freundinnen von Agnes und Ella. Eine Menge Beziehungen wurden schnell zwischen Leuten angeknüpft, die einander bis dahin völlig fremd gewesen waren, und die sich vielleicht nur darum so leicht und liebenswürdig gaben, weil jeder wußte, daß es ja nur für diese eine Gelegenheit sei.

Die Leutnants führten ein Stück auf, das bisherige Leben des Heiratskandidaten darstellend, welches anspruchslos verfaßt und frisch dargestellt, gleich die richtige, muntere Polterabend-Stimmung schuf. Die Seeheimschen Brüder, Schwestern, Vettern und Cousinen: Landjunkerfamilien, die sich selten von ihren Sitzen bewegten, hatten die ausgesprochene Absicht, da sie nun einmal erschienen waren, sich auf Egons Hochzeit gründlich zu amüsieren. Sie zeigten sich ein äußerst dankbares Publikum für alles, was vorgeführt wurde. Schließlich ward auf Bitten der jungen Leute auch noch getanzt, obgleich die Räume der Sängerschen Wohnung dazu eigentlich zu klein waren.

Der Wirt fiel nicht unangenehm auf. Die Seeheims hatten sofort die richtige Stellung zu ihm genommen, indem sie ihn nicht ganz ernst nahmen; ja, ihn in ihrem Drange nach Belustigung als eine Art Extranummer des Programms auffaßten. Sänger befand sich übrigens in bester Laune. Er hatte vor einigen Tagen die längst ersehnte Rangerhöhung erfahren, durfte fortan ein „Ober-" vor seinen bisherigen Titel setzen. Die Hochzeit seiner „Kinder", wie er Agnes und Arthur nannte, fiel daher

äußerſt günſtig für das Begehen dieſer Auszeichnung. Einige Übelwollende behaupteten, er ſei am Schluſſe des Feſtes nicht ganz nüchtern geweſen; böſere Zungen erwiderten, daß er bei klarem Bewußtſein auch nicht beſſer ſei.

Die eigentliche Königin des Feſtes war Agnes, die ihren Wunſch, einen luſtigen Polterabend zu haben, nach jeder Richtung hin erfüllt ſah. Das Brautpaar: Arthur-Ella trat etwas zurück vor dem anderen. Sie ſtanden unter dem Eindrucke, daß von Ellas nächſter Familie niemand gekommen war. Aber Ella in einem duftigen Mouſſelinkleide von zarteſter Lachsfarbe, die zu ihrem Teint ausgezeichnet ſtand, war wirklich ſchön. Sie ſtach in dieſer Beziehung die etwas derbere Agnes ſogar aus.

Am nächſten Morgen wurde mit Gabriels Viſitenkarte ein koſtbares Bouquet für Fräulein von Lüdekind abgegeben. Thekla hatte keine Freude an den Blumen. Er that eben das, was jeder andere an ſeiner Stelle auch gethan haben würde. Aber von ihm kommend, empfand ſie die konventionelle Gabe faſt wie Verhöhnung.

Zur vorgeſchriebenen Zeit fuhren die Wagen vor. Nachdem die übrige Hochzeitsgeſellſchaft aufgefahren, kamen die beiden Brautpaare, ihnen folgten die Brautjungfern mit ihren Führern. Die Fahrt zur Kirche war nur kurz, zum Glück für Thekla. Es kam ihr wie eine Strafe vor, mit Gabriel das zweiſitzige Coupé teilen zu müſſen. Die einzigen Worte, die zwiſchen ihnen fielen, betrafen die Blumen, für die ſie ihm doch danken mußte.

Thekla würde ſich unter gewöhnlichen Umſtänden wie ein Kind gefreut haben an einem ſolchen Feſte. Aber heute lag ein Alp auf ihr. Sie mußte an ſich halten, nicht zu weinen. Für ſie war es ein trauriger Tag, trotz der feſtlich geſtimmten Geſellſchaft mit ihren glänzenden Toiletten und Uniformen, trotz der beiden Bräute, die im

Schleier ſich ausnahmen rein und lieblich, wie weiße Lilien.

Leider hielt der Geiſtliche eine viel zu lange Rede, wohl in der Annahme, daß man bei einer Doppelhochzeit auch das Doppelte der landesüblichen Anſprache von ihm erwarte. Er war mit den Verhältniſſen der beteiligten Familien nicht ſehr vertraut. Es paſſierte ihm daher, daß er ein wenig durcheinanderwarf, Dinge von Arthur berichtete, die Egon erlebt hatte und Agnes Eigenſchaften andichtete, die beſſer auf Ella gepaßt hätten. Es war dies peinlich. Die Seeheimſche Verwandtſchaft, deren Bedürfnis nach Amüſement noch keineswegs gedeckt war, beluſtigte dieſe Vermiſchung der Brautpaare höchlichſt. Sie ſahen die heilige Handlung als eine willkommene Fortſetzung des Polterabends an.

Aber auch die wohlgemeinte Doppelrede des Geiſtlichen hatte ein Ende, und bald darauf ſaß man beim Hochzeitsdiner. Die Kapelle von Seeheims Regiment gab die Tafelmuſik.

Neue Qualen waren hier für Thekla aufgeſpart. Sänger hielt eine Anſprache, die an Taktloſigkeit ſelbſt das überbot, was er bei ſeiner eigenen Hochzeit geſagt hatte. Von Seiten der Seeheims antwortete der Senior der Familie, in derber, aber wenigſtens nicht witzloſer Weiſe. Vater Bartuſch ſprach kurz und wenig erfreulich. Er ſtellte eigentlich nur feſt, daß der heutige Tag ihm ein Kind raube. Dann kam die ganze Reihe der üblichen Hochzeitstoaſte. Unter anderem bekam man den Geiſtlichen noch einigemale zu hören, dem wohl Sängers Ruhm, bisher die unglücklichſte Rede gehalten zu haben, keine Ruhe ließ.

Thekla, die zwiſchen einem Regimentskameraden Seeheims und Gabriel Bartuſch ſaß, wurde erſt von dem Offizier gut unterhalten, bis dieſer ſich in ein Geſpräch

mit der eigenen Dame verwickelte. Gabriel ſpielte die Rolle des ſtummen Gaſtes. Er hatte ſich niemandem von der Geſellſchaft, die ihm nur zum geringen Teile bekannt war, vorſtellen laſſen. Teilnahmslos, als gehe ihn die ganze Sache nichts an, blickte er drein. Nur, als ſein Vater geſprochen, ſtand er auf und ſtieß mit den Seinen an. Frau Bartuſch war erſchienen, ſie trug die Naſe ſehr hoch, um anzuzeigen, daß ſie nicht gewillt ſei, ſich imponieren zu laſſen.

Gabriel fiel ſchon dadurch auf, daß er im ſchwarzen Frack und gänzlich ohne Ordenskette war, doch konnte man nicht ſagen, daß er gegen irgend einen der Anweſenden ungünſtig abgeſtochen hätte. Die jungen Mädchen, in deren Augen er im Nimbus des „Orientreiſenden" ſtand, waren geneigt, ihn „intereſſant und apart" zu finden, in ſeiner hochmütig unzufriedenen Zurückhaltung.

Thekla war befremdet über die Wandlung, die mit ſeiner Erſcheinung vor ſich gegangen war, in den drei Jahren, wo man ſich nicht geſehen hatte. Er begann das Haar ſtark zu verlieren, zeigte Furchen und Falten, ſah um zehn Jahre gealtert aus. Faſt machte er ihr einen verlebten Eindruck. Daß ſeine Geſundheit nicht die feſteſte ſei, wußte ſie, und daß er unvernünftig lebe, war bei ſeinem Temperament anzunehmen. Früher würde ſie offen nach ſeinem Befinden geforſcht, ihm zugeredet haben, ſich zu ſchonen. Aber heute konnte das als Aufdringlichkeit angeſehen werden, deren ſie ſich ihm gegenüber zu allerletzt ſchuldig machen wollte.

Schließlich mußte ſie doch wohl oder übel ein Geſpräch mit ihm ſuchen. Man war nun einmal in Geſellſchaft und durfte nicht Neugier und Befremden erregen, die durch fortgeſetztes Schweigen eines Paares herausgefordert werden mußten.

Thekla hatte ihren Vorſatz, ihm gegenüber auf ihrer Hut zu ſein, deshalb nicht vergeſſen. Sie ſann auf ein Thema, das weder für ſie noch für ihn etwas Peinliches enthalte, und glaubte in ſeinen ruſſiſchen Erlebniſſen ein neutrales Gebiet entdeckt zu haben. Gabriel ließ das anfangs an ſich heran kommen, gab nur kurze und gleichſam widerwillige Antworten. Ja, die Landſchaft ſei ſchön und langweilig, jenachdem! — Vieles habe er anders gefunden als zu Haus, aber im allgemeinen ſei die Welt doch auch dort rund. — Thekla kannte ſeinen Sarkasmus, und wußte, wie ihm zu begegnen ſei. Herzlichkeit hatte ihn noch immer entwaffnet. Auch heute verſuchte ſie es damit. Indem ſie ihm frank in die Augen blickte, ſagte ſie: es würde ſie freuen, wenn er ihr ein Bild geben wolle von ſeiner Thätigkeit, wie es ihm ergangen ſei, was ſeine Pläne ſeien für die Zukunft.

Es mochte ihn mit Genugthung erfüllen, gerade ihr ſeine Erfolge darzuthun. Sie ſollte es wiſſen, daß er nicht mehr der exiſtenzloſe, junge Menſch war, der arme Schlucker, der damals auf der Straße von ihr Abſchied genommen hatte. Er erwärmte ſich. War es ihr Anblick, wie ſie mit großen Augen, die manche Erinnerung in ihm herauflockten, an ſeinen Lippen hing? Seine froſtige Starrheit ſchmolz an ihrer Teilnahme dahin.

Er war im beſten Zuge, als ihn zu Theklas Kummer ein Toaſt unterbrach. Ein Kollege von Sänger, ihm ähnlich an Pedanterie, hielt eine endloſe Rede auf die Damen, in der viel Salbung, aber wenig Geiſt zu finden war.

Nachdem das Aufſtehen und Anklingen der Gläſer vorüber war, meinte Gabriel: „Was für eine naßkalte, ſteifleinene Gefühlsäußerung! Überhaupt unſere vielgeprieſene Verehrung der Frauen! Mich überläuft allemal eine Gänſehaut, wenn einer meiner Landsleute von Frauen

oder gar auf die Frauen ſpricht. Was nutzt uns der Champagner, wenn wir keine Glut in den Adern haben! Ich komme aus Gegenden, wo eine gewiſſe Wildheit herrſcht. Der korrekte Europäer nennt es ‚Halbbarbarei‘. Dort hat die Civiliſation noch nicht die primitive Kraft und Schönheit des Menſchen ganz zu überzuckern vermocht. Dort giebt es, wie in der Landſchaft ſo auch im Leben, eigenartige und tiefe Farben. Wirkliche Leidenſchaften, echtes, rotes, warmes Blut fließt in den Adern. Menſchen von herrlicher Unabhänglichkeit. Ja, dort giebt es ſogar vorurteilsfreie Frauen, die den Mut haben, ihrem Herzen zu folgen.“

Er ließ eine Pauſe eintreten, und blickte Thekla keck an, die Wirkung ſeiner Worte zu erſpähen. Sie hielt den Blick aus. Was er von den Frauen ſagte, verfehlte ſeinen Eindruck nicht. Sofort hatte ihr der Inſtinkt, — wie ihn ſo ſchnell und ſicher doch nur Frauen haben — geſagt, daß hier eine ihres Geſchlechtes im Spiele ſein müſſe.

Sie erwiderte nur:

„Vorhin ſagten Sie, Herr Bartuſch: Sie hätten es dort nicht ſehr anders gefunden als zu Haus!“

„Dann haben Sie mich mißverſtanden! Leben und Geſellſchaft ſind ſehr verſchieden von allem, was wir in Deutſchland kennen. Ich möchte lachen, wenn ich mich hier umſehe! Lauter Gänſeblümchen! Dieſe unbedeutenden Geſichter, dieſe zahmen Bewegungen! Furchtbar korrekt, decent und moraliſch! Und dabei ſo ſelbſtgerecht und ſpröde! Alles hübſch im Mittelmaß, der Zuſchnitt, die Geſpräche — alles!“

Sie hätte ihm antworten mögen, daß dieſe Frauen, die er ſo pries, es doch nicht verſtanden zu haben ſchienen, ihm Feingefühl, oder auch nur Höflichkeit anzuerziehen. Aber ſie hütete ſich wohl, etwas Ähnliches auszuſprechen,

ihrem Vorſatze getreu, jede Auseinanderſetzung mit ihm zu vermeiden. Die Wendung, die er dem Geſpräche gegegeben hatte, behagte ihr nicht, und ſeine Miene beunruhigte ſie. Das war wieder der ganze Gabriel Bartuſch! Wie die feinen Naſenflügel vibrierten und die tiefliegenden Augen leidenſchaftlich blitzten. Und dieſe Verachtung, die ihm bei jedem Worte um die Lippen zuckte!

„Früher hätte mir ein ſolches Feſt wahrſcheinlich gewaltig imponiert," ſagte er. „Wie man ſich ja überhaupt als Knabe von ſo vielem übertölpeln läßt. Man nahm alles viel zu ernſt damals. Inzwiſchen hat man hinter die Couliſſen ſeiner eigenen Ideale geblickt. Da erkennt man erſt, wie klein und eng und philiſterhaft die Welt iſt, vor der man ſtaunend geſtanden hat. Man ſchärft eben ſein Auge in der Fremde. Jedenfalls danke ich Gott, daß ich meine Freiheit habe, und nicht genötigt bin, in dieſer Enge mehr als einige Tage zu atmen."

Thekla nahm die Herausforderung nicht an. Sie ſchwieg, ließ ihn nur durch einen Blick ihre Mißbilligung erkennen. Sie hatte doch noch nicht alle Gewalt über ihn verloren; denn er ſchluckte, was er etwa noch auf der Zunge hatte, herab.

Nach einiger Zeit ſagte er in ganz verändertem Tone: „Ich habe mich ſehr gewundert, als ich die Nachricht von Ellas Verlobung erhielt."

„Und Sie freuten ſich, hoffe ich doch!"

Er überlegte.

„Nein!" erklärte er dann. „Das müßte ich lügen! Die Sache kam mir gemacht vor. Und ich kann mich bis zum heutigen Tage nicht darein finden."

„Das verſtehe ich nicht!" rief Thekla lebhaft. „Gerade Sie mußten doch wiſſen, wie alles gekommen iſt.

Denken Sie doch nur daran, wie dieſe beiden einander immer zugethan geweſen ſind."

Kaum hatte ſie das geſagt, ſo bereute ſie es auch ſchon. Sie ſah, wie ſich ſeine Brauen zuſammenzogen.

„Jugendneigungen haben keinen Beſtand," erwiderte er halblaut. „Fräulein von Lüdekind!"

Thekla erzitterte, atmete ſchneller; verlor aber die Faſſung nicht gänzlich. Nach kurzer Pauſe hatte ſie ſo viel Ruhe, um ſagen zu können:

„Ich bin ſehr glücklich über die Heirat. Ich glaube, daß ſie gut iſt. Arthur hat ehrenhaft gehandelt. Sie lieben einander."

„Von Ella glaube ich es! Ja, von ihr weiß ich es!" rief Gabriel. „Sie iſt ja meine Schweſter; und wenn in vielem ungleich geartet, ſo ſind wir uns doch in dem einen ſehr ähnlich, daß wir heiß und unmittelbar empfinden. Wie Ihr Bruder fühlt, das freilich entzieht ſich meiner Beurteilung."

„Er liebt Ihre Schweſter von ganzem Herzen. Das kann ich Ihnen verſichern!" ſtieß Thekla mit wahrer Kraftanſtrengung hervor.

„Wirklich! Thut er das?" erwiderte Gabriel bedachtſam höhniſch. „Sehen Sie einmal an! Das hätte ich einem Mitgliede Ihrer Familie gar nicht zugetraut, einen ſolchen Aufwand von Gefühl!"

Thekla war bleich geworden. Sie ſah ihn nicht an. Während des Reſtes der Mahlzeit, die nun ihrem Ende zueilte, ſprachen ſie kein Wort zu einander. Auf Gabriels Zügen lag es wie Befriedigung. Thekla mußte daran denken, wie er damals an dem Schulkameraden ſeine Rache zu nehmen verſtanden hatte.

Sowie man ſich erhoben und das allgemeine Verbeugen und Händeſchütteln vorbei war, verſchwand Gabriel.

Thekla atmete auf, als ſie ihn nicht mehr unter den Gäſten ſah.

III.

Kurze Zeit, nachdem die Hochzeit vorüber war, zog Thekla in ihr eigenes, von Tante Wanda ererbtes Haus. Es hatte nicht an Stimmen gefehlt, die ſie davor warnten. Vor allem ihre Mutter meinte, ſie ſei zu jung dazu, ſie werde ſich in der Einſamkeit Schrullen angewöhnen, ja es ſei der Anfang zur Altjungfernſchaft.

Solchen Bedenken zum Trotze führte Thekla ihren Entſchluß aus. Der Gedanke, eine alte Jungfer zu werden, ſchreckte ſie nicht im mindeſten. Wenn ſie nur eine ſolche würde, wie Tante Wanda, dann wäre ihr Ideal erreicht geweſen!

Sie dachte nun ernſtlich daran, ſich gänzlich von allem Verkehr zurückzuziehen. Was hatte man davon? Wie zerfahren war dieſes letzte Jahr geweſen! Wenn ſie an die Entſchlüſſe dachte, die ſie nach Tante Wandas Tode gefaßt hatte — ſo gut wie nichts war davon zur Ausführung gekommen. Die Worte, welche die Sterbende an ſie gerichtet, klangen nur noch undeutlich wie aus weiter Ferne in ihr nach. Das Leben mit ſeinen verwirrenden Anſprüchen hatte ſich dazwiſchen gedrängt.

Es war wieder ſo vieles geſchehen, womit ſie ſich innerlich erſt abfinden mußte. Wo konnte ſie das beſſer, als in den Räumen, wo noch jedes Stück der Einrichtung gleichſam von der ſprach, die hier ein thätiges und be-

glückendes Daſein geführt hatte. Und dann beſaß ſie ja auch das, was Wanda Lüdekind ihr als koſtbarſtes Vermächtnis hinterlaſſen hatte: die Sorge um ihre Verlaſſenen. Wozu war ſie denn volljährig und im Beſitze eines Vermögens? Im Wohlthun durfte ihr niemand Feſſeln anlegen. Wenigſtens darin müßte man doch ſeinem Herzen folgen dürfen!

Freilich, einer war, der wie eine Art Schildwache vor dem Geldſchranke ſtand und drohend den Finger erhob, wenn ſie es zu arg trieb mit dem Wegſchenken: Reppiner. Von ihm mußte man ſich Einſpruch gefallen laſſen. Sie hatte ihn ja übernommen, gewiſſermaßen wie ein Stück der Erbſchaft, wie das Häuschen, die Möbel, die Porträts

Reppiner war ein ſonderbarer Kauz. Die anfängliche Scheu, welche Thekla vor ihm gehabt hatte, war allmählich ganz gewichen, hatte einem vertraulichen Freundſchaftsverhältniſſe Platz gemacht. Er kam oft und zu den verſchiedenſten Tageszeiten, ungerufen, „mal nachſehen!“ wie er es nannte. Sie fragte ihn in vielen Dingen um Rat, oft auch über ſolche, die er im Augenblick nicht zu beantworten wußte. Dann machte er ſich einen Knoten in's Taſchentuch und binnen heute und morgen, deſſen konnte ſie ſicher ſein, hatte Thekla die Antwort.

Er nannte ſie nicht mehr wie früher: „gnädiges Fräulein“, ſondern „Thekla“, und ſie rief ihn bei ſeinem Familiennamen, ohne ein „Herr“ davor zu ſetzen. Er brachte ihr Bücher, die er mit großer Sorgfalt daraufhin auswählte, ob ſie paſſend ſeien für ein junges Mädchen. Dann und wann ſchickte er ihr auch Zeitungen, was ſie darin leſen ſollte mit ſtarkem Bleiſtift angeſtrichen: Wirtſchaftliches, Juriſtiſches, oder auch Geldſachen. Vom Geſellſchaftsklatſch brauche ſie nichts zu hören und von Politik nichts

zu verſtehen, aber es ſei notwendig, daß ſie die Welt kennen lerne, in der ſie lebe, mit ihren Geſetzen und Einrichtungen, damit ſie nicht wie die meiſten Frauen ſich betrügen laſſe.

Es war überhaupt Reppiners fixe Idee, daß Thekla ausgebeutet werde. Er traute an ſich einem Menſchen nicht ſo leicht über den Weg; Theklas Bekanntſchaften aber ſah er ſich mit doppelt mißtrauiſchen Augen an. Sie mußte ihm genau Bericht erſtatten, wen ſie beſuche und wen ſie bei ſich empfange. Am liebſten würde er es geſehen haben, daß Thekla ſich ganz abgeſchloſſen hätte von der Welt. War er zufälligerweiſe anweſend, wenn von ihren Verwandten oder Freunden jemand kam, dann entfernte er ſich ſchleunigſt, als könne er es nicht ertragen, Thekla mit anderen Menſchen zuſammenzuſehen. Die Laune war ihm danach für Tage verdorben.

Gelegentlich einmal verdroß ſie ſeine Pedanterie. So verlangte er von ihr, daß ſie ſich an geordnete Buchführung gewöhne. Auch behauptete er, es ſei unrecht, mehr als die Zinſen ſeines Kapitals zu verbrauchen. Darin mochte er ja recht haben, nicht aber konnte ihm Thekla beipflichten, wenn er ſie einſchränken wollte in ihren Ausgaben für wohlthätige Zwecke. Wie oft, wenn ſie ihm von Elend und Kummer berichtete, die ein Unglücklicher ihr anvertraut hatte, blieb er nicht bloß völlig ungerührt, nein, er behauptete ſogar in ſpöttiſchem Tone, ſie habe ſich wiedermal was aufbinden laſſen, ihr Geld ſei zum Fenſter hinausgeworfen. Thekla war feſt davon überzeugt, daß er unrecht habe. So wurde man wohl als Advokat, wenn man ſoviel Unrecht und Verbrechen tagtäglich aus nächſter Nähe zu ſehen bekam!

Eine andere von der Tante auf Thekla übergegangene Perſönlichkeit war die alte Kathinka. Von der Ver-

ſtorbenen war ihr eine kleine Leibrente ausgeſetzt worden, die Thekla ihr zu zahlen hatte. Sie hätte ja nun die Hände in den Schoß legen und ſich pflegen können, aber Kathinka hatte die Anſicht, daß es ohne ſie nicht gehe. Die neue Herrin war in ihren Augen ein Kind, das bemuttert werden mußte. Unter Wanda Lüdekinds Regiment hatte Kathinka ſcharf herangemußt. Nun kam ſie doch auch mal an die Reihe im Wirtſchaften, wonach ſie ſich zeitlebens geſehnt hatte. Thekla ließ ſie gewähren, denn ſie ſagte ſich, daß Kathinka, die bei Tante Wanda eine gute Schule durchgemacht hatte, es doch wahrſcheinlich beſſer verſtehe als ſie. Und wenn Thekla ja einmal die Herrin herausſtecken wollte, dann war Kathinka ſofort mit der Bemerkung zur Hand, daß es bei dem „ſeligen gnädigen Fräulein“ ſo geweſen ſei; ein Grund, vor dem Thekla ſtets die Segel ſtrich.

Für gewiſſe gröbere Arbeiten war Kathinka zu alt und auch zu fein. Erſt half man ſich mit einer Scheuerfrau, die jeden Morgen kam. Aber von dieſer Gattung Weibern behauptete die erfahrene Wirtſchafterin, ſie äßen zu viel und ſchleppten alles aus dem Hauſe; man ſolle doch ein Stubenmädchen engagieren. Thekla fand das eigentlich überflüſſig. Wozu brauchte ſie als einzelne Dame mehr als einen Dienſtboten im Hauſe? Aber Kathinka wußte es ihr klar zu machen, daß mit den Aufwaſchweibern der Staub zunähme und die Vorräte ab. Dann ſtellte ſie ein junges, niedliches Ding vor mit klugen Augen, ihre Nichte. 'Eigentlich ſei das Mädchen zu gut zur Zofe, aber ſie wolle für ihren eigenen zukünftigen Haushalt etwas lernen. Hedwigs Bräutigam ſei nämlich bei der Poſt angeſtellt und ein ſehr feiner Mann. Er geſtatte nur, daß ſeine Braut in Stellung gehe, wenn ſie mit „Fräulein“ angeredet würde, und wenn ſie nicht gezwungen ſei, eine Haube zu tragen. Thekla gefiel das

Geſicht des Mädchens. Die Bedingungen des Bräutigams ſchienen ihr außerdem ſo leicht zu erfüllen, daß ſie „Fräulein Hedwig“ ſofort engagierte.

Es zeigte ſich ſehr bald, daß man einen guten Griff gethan habe. Hedwig war flink, aufmerkſam und lernbefliſſen. Thekla konnte ſich nicht entſinnen, je ein ſo nettes und ſauberes Mädchen im dienenden Stande geſehen zu haben. Sie hatte bisher ſtets Scheu gehegt, ſich bei der Toilette bedienen zu laſſen, aber von Hedwig ließ ſie ſich das Haar gern machen und beim An- und Auskleiden helfen. Sie hatte das Gefühl, daß Hedwig beſcheiden ſei und diskret, Eigenſchaften, die man ihrer Tante nicht gerade nachrühmen konnte. Mit dem „Fräulein“ war es nicht ſo gefährlich. Hedwig bat ſehr bald ſelbſt darum, daß man ſich dieſe Titulatur erſparen möge. Der Poſtgehilfe kam hin und wieder des Abends, um im Hinterzimmer bei ſeiner Braut zu ſitzen. Thekla ſah ihn immer nur im Halbdunkel und fand, daß Kathinkas Behauptung: er ſei ein „feiner Mann“, nicht unbegründet ſei. Er zeigte ſtets unter ſeiner Uniform leuchtend weiße Wäſche trat überhaupt auf, daß man ihn von weitem mit einem Leutnant hätte verwechſeln können. Übrigens war der feine Mann immer ſo herablaſſend, von Kathinka ein Abendbrot anzunehmen. Reppiner, der ihm gelegentlich begegnete, hielt ſich darüber auf und meinte, es gehöre eben eine Gutmütigkeit dazu wie die Theklas, um ſo etwas zu dulden. Selbſt Hedwig ſchien das zu empfinden. Sie bat einmal förmlich um Entſchuldigung, daß ihr Bräutigam ſo oft komme. Aber Thekla meinte, wenn ſie dabei glücklich wären, freue es ſie nur. Das warme Abendeſſen gönnte ſie dem jungen Mann gern, denn ſie wußte, daß er trotz ſeiner ſtattlichen Uniform eben nicht glänzend geſtellt ſei. Jedenfalls langte es zum Heiraten noch nicht. Inzwiſchen

hatte Hedwig Zeit, da ſie durch den Dienſt bei Thekla nicht voll in Anſpruch genommen wurde, an der Ausſtattung zu nähen. Ihre junge Herrin nahm ein Intereſſe an dem Fortſchritte dieſes Werkes, als ob es ſich um ihre eigene Ausſteuer gehandelt hätte.

Was ſolche Mädchen für eine Paſſion hatten, unter die Haube zu kommen! War es denn wirklich ſo ein Glück, wie es ſich jede Braut vorzuſtellen ſchien? —

In zwei jungen Ehen hatte ſie nun dieſes Glück aus nächſter Nähe vor Augen. Die beiden Paare, die man im Herbſt zuſammengegeben hatte, waren über die Flitterwochen hinweg. Beide junge Frauen ſahen ſich übrigens bereits guter Hoffnung.

Sowohl Agnes wie Ella wußten keinen beſſeren Weg, als zu Theklas Häuschen, um ſich hier ihre Sorgen und Nöte — ſie hatten deren bereits — vom Herzen herunter zu plaudern. Ihre Klagen ähnelten ſich ſehr: zuerſt natürlich die Köchin, der man hatte kündigen müſſen; dann der Dienſt, der ihnen die Männer vom Hauſe fern hielt und ſie oft müde und mißgeſtimmt machte. An der Ausſtattung fing man auch bereits an zu entdecken, daß nicht alles Gold iſt, was glänzt. Abgeſehen aber davon, behaupteten die beiden jungen Frauen immer noch, ſich „glücklich“ zu fühlen, und daß Arthur und Egon die beſten Männer der Welt ſeien.

Thekla hatte ſich früher immer vorgeſtellt, daß die Ehe einen Menſchen von Grund aus verändern müſſe. Zu ihrem Staunen ſah ſie nun, daß dieſe Frauen eigentlich ganz dieſelben geblieben waren, wie ſie ſie als Mädchen gekannt hatte, nur ein wenig nüchterner beide. Zu denken, wie Ella geſchwärmt hatte, und wie ſich Agnes angeſtellt, als Seeheim in's Manöver auszog! Und nun, dieſer Alltagston, als ob ihnen die Liebe ſchon ein abge-

tragenes Gewand geworden ſei. Und das nach halbjährigem Zuſammenleben!

Sie ſah dann als Gegenſtück dazu die Männer. Auch denen merkte man von einer beſonderen Weihe durch das erſehnte Glück nichts an. Der Geiſt der Nüchternheit herrſchte in beiden Häuſern. Arthur fing an, bedenklich in ſein altes Phlegma zurückzufallen, und kümmerte ſich, wenn zu Haus, vor allem um Eſſen, Trinken und Bequemlichkeit. Ella aber, ſtatt ihn aufzurütteln, beſtärkte ihn darin, um ihn, wie ſie ſelbſt ganz offen geſtand, bei Laune zu erhalten.

Etwas anders lag der Fall bei den Seeheims. Er war eben zum Hauptmann befördert worden und hatte eine Kompagnie übernommen. Der Feuereifer des jungen Abteilungsführers beſeelte ihn. Agnes behauptete, er ſei mit ſeiner Kompagnie verheiratet und nicht mit ihr. Er war nach wie vor der Mann von guter Erziehung, aber die Berufsarbeit ſchien doch auch auf ſeine Nerven zu wirken. Er kam oft abgeſpannt vom Dienſt nach Haus, war dann ſcharf gegen die Dienſtboten und nicht immer mit allem zufrieden, was ſeine junge Frau anſtellte. Dann gab es ſtrafende Blicke von ſeiner Seite und ein ſchiefes Mäulchen auf ihrer.

Jedenfalls hatte bei dieſen beiden Paaren der Sommer der Ehe nicht das gehalten, was der Frühling des Brautſtandes verſprochen. Sie waren ja nicht unglücklich, bewahre! Ella wie Agnes würden ſich ganz energiſch gegen dieſe Annahme verwahrt haben. Aber das Ideal, das Thekla für die Schweſter und die Freundin geträumt hatte, war nicht erreicht. Dieſes Ideal gab es wahrſcheinlich überhaupt nicht! —

Es war das eine neue Enttäuſchung für das junge Mädchen, wenn auch nicht ſo groß wie die, welche ſie an ihrer eigenen Mutter erlebt hatte.

Man that jedenfalls gut, ſein Herz zu verwahren! Sie wollte auf ihrer Hut ſein!

Aber wenn etwa doch der Rechte käme? Ja, dann mußte es eben der Rechte ſein; und den gab es wohl nicht für ſie! —

* * *

Eines Tages bekam Thekla unerwartet Beſuch von Lilly Ziegriſt. Sie hatte es zwar in der Zeitung geleſen, daß Lillys Fürſtenpaar in der Stadt ſei, aber nicht erwartet, daß die Hofdame im Trubel der Feſtlichkeiten, die gerade jetzt im vollen Gange waren, Zeit finden würde, ſich um ſie zu kümmern.

Seit ihre alte Gönnerin, die Herzogin-Witwe, vorm Jahre einem Schlaganfall erlegen war, hatte Thekla vollends alle Fühlung mit dieſen Kreiſen verloren. An dem Hofe des Landesherrn war ſie nicht vorgeſtellt. Früher hatte ja zwiſchen dieſen beiden Hofhaltungen eine Art von Rivalität geherrſcht, die nun auch erledigt war. Mit fliegenden Fahnen waren die Anhänger des alten Regimes, an der Spitze die Ziegriſts, in das Lager der Jungen übergegangen, wo man ſie gnädigſt aufgenommen hatte.

Lilly alſo kam eines Vormittags vorgefahren in einer Hofequipage. Es traf ſich gerade, daß Thekla Beſuch hatte von Fräulein Zuckmann, die es für richtig hielt, Thekla von Zeit zu Zeit über die Reorganiſation ihres Inſtituts Bericht zu erſtatten, da Thekla doch nun mal das Geld dazu vorgeſchoſſen hatte. Heute war ſie hier, um Fräulein von Lüdekind, die „gütige Protektorin der Schule", zum demnächſt bevorſtehenden Oſtereramen-Aktus einzuladen.

Lilly, eleganter denn je, ſchüttelte dem alten Fräulein vertraulich die Hand und überhäufte ſie mit jenen honigſüßen Schmeicheleien, die dem echten Hofmenſchen ſo leicht von den Lippen fließen. Die Zuckmann nahm alles das für bare Münze und that dieſer liebenswürdigen Dame im Innerſten Abbitte, daß ſie ſie früher für eine ihrer ſchlechteſten Schülerinnen gehalten hatte. Sie wäre vielleicht aus ihrem Entzücken zu der früheren Anſicht zurückgekehrt, wenn ſie die Gaſſenjungen-Grimaſſe geſehen hätte, welche Lilly hinter ihr drein ſchnitt, als ſie den Rücken gewandt hatte.

„Und was machſt du, reizendes Geſchöpf?“ damit ſtürzte ſich Lilly auf Thekla. „Du biſt reich geworden inzwiſchen, haſt deine alte Tante beerbt! Habe ſchon alles gehört! Nein, ſo ein Glückspilz! Wenn mir doch auch mal ſowas paſſieren wollte! Ich weiß, was ich machte! Und du giebſt alles den Armen, lebſt wie eine Nonne. Ein Herr, ein ſehr netter noch dazu, hat mir das nämlich erzählt. — Jetzt biſt du neugierig, möchteſt wiſſen, wer? Ja, du haſt Verehrer, Thekla, die dich von weitem bewundern — platoniſch! Oder haſt du auch wirkliche? — Was machſt du nur, dich ſo zu konſervieren, Frauenzimmer? Nach meiner Rechnung mußt du jetzt im Dreiundzwanzigſten ſein. Es iſt wirklich was um das ſolide Leben! Aber es muß doch hölliſch langweilig ſein! Sage mir um himmelswillen, was treibſt du den ganzen Tag? Denn das mit den Armenbeſuchen iſt doch hoffentlich nicht dein Lebenszweck. Singſt du noch? Lieſt du viel? Gehſt du ins Theater? Alles das iſt ja ganz nett, und rieſig nett denke ich mir's auch, Koupons abſchneiden, ſo mit der Schere. Aber trotzdem, trotzdem, das genügt nicht! Man iſt doch von Fleiſch und Blut, man hat noch andere Bedürfniſſe! — Nun errötet ſie! Gott, was für ein Lämmchen! Gerade noch

wie damals, weißt du, wie ich bei euch zu Beſuch war? Wir ſchliefen zuſammen. Deine Mutter war Witwe. Ich weiß noch wie wütend du wurdeſt, als ich dir prophezeite, deine Mutter würde dieſen Herrn Sänger heiraten. Nun ſind ſie längſt ein Paar und haben ſich wahrſcheinlich längſt recht gründlich ſatt. Du kannſt dich mir ruhig anvertrauen; ich klatſche nicht. Außerdem gehe ich in ein paar Tagen mit meiner Fürſtin über alle Berge; bin alſo ungefährlich. Haſt du Luſt zum Heiraten? — Nicht! Na, du kannſt's ja an dich herankommen laſſen, da du eine Partie biſt. Übrigens traue ich dir nicht, Theklachen! Stille Waſſer! — — Du haſt immer mächtigen Ankratz gehabt, ſchon als Schulmädel. Und ſpäter ſollſt du Körbe ausgeteilt haben. Und dann und dann — höre mal, da fallen mir großartige Geſchichten ein. Weißt du noch die hiſtoriſchen Porträts bei der Herzogin-Witwe und das Theaterſpiel! Leo Wernberg, beau Leo, wie ich ihn nannte! Ich habe ihn wiedergeſehen hier am Hofe. Er iſt ja nun Regierungsrat geworden. Wie, das weißt du nicht? In was für einer Welt lebſt du denn, Kind? Dann weißt du vielleicht auch nicht, daß Leo Wernberg bijou iſt bei der Landesmutter! Er hält ſich ja natürlich ſeitdem noch für viel begehrenswerter. Übrigens bin ich ganz froh, daß ich ihn damals nicht geheiratet habe. Was hätte ich jetzt davon? Frau von Wernberg! — Offengeſtanden, ich will höher hinaus. Wenn's mal ſein muß, dann wenigſtens Gräfin. Und Geld muß er haben, mächtiges Geld. Wernberg hat nichts. Was kaufe ich mir für ſeine Schönheit! Übrigens bekommt er ſchon graues Haar, nicht viel, aber doch etwas an den Schläfen. Ich habe ihn geneckt damit. Aber nett iſt er doch noch immer, das muß man ſagen! Und ich bin jetzt, was Herren anbelangt, verwöhnt. Aber heiraten? Nur mit höchſter Vorſicht! Man kann ſich

auch unverheiratet amüſieren. Dieſes Daſein zu zweien muß doch manchmal eine große Gêne ſein, beſonders bei uns in Deutſchland, wo es ſo ſehr au pied de la lettre genommen wird. Ich möchte dich mal ſehen an meiner Stelle, Theklachen! Was du wohl für ein Geſicht machen würdeſt zu manchen Dingen? Meine Fürſtin iſt eine Frau von ganz großem Stile. Der Fürſt ſehr liebenswürdig — manchmal faſt zu liebenswürdig! Ich halte ihn mir vom Leibe; denn wozu könnte das führen? — Bei ihm iſt eben der Flirt Grundſatz. Wir fahren immerwährend in der Welt herum, denn wir ſind verwandt mit den Höfen Halb-Europas. Ein Land zu regieren haben wir nicht, wofür der Fürſt dem lieben Gott jeden Tag beſonders dankt. Aber Geld haben wir, großes Geld von Seiten der Fürſtin. Sie iſt älter als er und Ruſſin. Er iſt römiſch, ſie griechiſch. Wenn wir unter uns ſind, ſprechen wir natürlich nur franzöſiſch, und ſehr frei, das kannſt du mir glauben! So, nun weißt du das Äußere. Die intimeren Angelegenheiten kann ich dir beim beſten Willen nicht erzählen, weil man als Hofdame nicht indiskret ſein ſoll. Das iſt aber auch wirklich das Einzige, was man nicht darf. Übrigens würdeſt du vieles nicht verſtehen oder wenigſtens nicht richtig auffaſſen."

Thekla hatte ſich den Vortrag, den Lilly zum beſten gab, ruhig mit angehört. Sie erkannte Lilly wieder in jedem Worte. Es beluſtigte ſie im Grunde, zu ſehen, wie gleich ſich die Jugendfreundin geblieben. Sie war der gamin, der ſie immer geweſen, trotz Hofdame. Richtig böſe konnte man ihr nicht ſein; Lilly war eine von den Perſonen, denen das Temperament einen Freibrief giebt.

Sie ſah ſich in der Wohnung um, bewunderte einiges und fand anderes „lächerlich altmodiſch". In einem Atem behauptete ſie: Thekla mache ſchon ganz den Ein-

druck einer alten Jungfer, und gleich darauf: die Männer müßten dümmer sein, als sie sie kenne, wenn Thekla nicht heirate. Einen ganzen Haufen kleiner Kinder prophezeite sie ihr; das läge so in einem undefinierbaren Zuge um ihre Augen. —

„Lilly, du bist unglaublich!“ rief Thekla.

„Das sagen sie hier alle zu mir. Ihr seid unglaublich zurück in den Anschauungen! Ich möchte wirklich bloß mal auf ein paar Wochen herkommen, um die Gesellschaft aufzumischen. Der einzige Mensch, der mit der Zeit fortschreitet hier zu Lande, ist Leo Wernberg. Übrigens: er läßt sich dir empfehlen, Thekla!“

„Wie komme ich zu der Ehre?“ fragte Thekla ehrlich erstaunt.

„Wir sprachen gestern abend von den tableaux vivants, wo du die belle chasseresse darstelltest. Und als ich ihm sagte, ich wollte dich besuchen, bat er mich, ihn bei dir in Erinnerung zu bringen. Denkst du noch manchmal an ihn?“

„Laß doch die alten Geschichten, Lilly!“ sagte Thekla. Sie hatte das deutliche Gefühl, daß sie sondiert werden solle. Lilly wäre die letzte gewesen, der sie etwas anvertraut hätte von ihren Geheimnissen.

„Also du denkst noch an ihn!“

„Ich habe ja Zeit, an allerhand zu denken. Man wird nachdenklich mit den Jahren, und wundert sich, was man sich früher alles in seiner Unerfahrenheit gewünscht hat.“

„Thue doch nicht so, Thekla! Ich glaube dir das einfach nicht, trotz deines sittsamen Augenniederschlags. Er hat dir damals Eindruck gemacht, willst du das leugnen?“

„Ich habe seitdem ziemlich viel erlebt, Lilly. Dieser ganze Winter am Hofe ist mir wie ein Traum!“

„Aber ein netter Traum — was? So was vergißt ſich nicht! — Übrigens von wem iſt denn der Nelkenſtock da mit der roſa Manſchette?“

Thekla überlegte einen Augenblick, ob ſie Lilly eine Unwahrheit zur Antwort geben ſolle. Aber dann fand ſie es doch nicht der Mühe für wert.

„Von Herrn Reppiner, meinem Rechtsbeiſtand,“ erwiderte ſie.

„Ein jüdiſcher Advokat, der Blumenſtöcke ſchenkt! — — Thekla, begehe mir nur um Gotteswillen keine Geſchmackloſigkeit! Alles würde ich dir verzeihen — — aber . . . .“

Thekla lachte aus vollem Herzen.

„Diesmal biſt du auf falſcher Fährte, Lilly! Trotz aller —“ Sie wollte eigentlich ſagen: „Neugier“, ſagte aber: „Klugheit“. — „Mein Freund Reppiner iſt eingefleiſchter Frauenverächter!“

„Das ſollen die Schlimmſten ſein, wenn einmal bekehrt! Die Sache iſt mir jedenfalls verdächtig! Du hatteſt immer ſolch unterirdiſche Neigungen. Ich denke an den kleinen Gabriel Bartuſch! Du ſiehſt, mein Gedächtnis iſt nicht ſchlecht. Acht Jahre wird's jetzt bald, daß wir konfirmiert ſind. — — Übrigens muß ich nun fort. Noch einen Haufen Viſiten zu machen. Leb wohl! Wenn wir uns wiederſehen, iſt eine von uns verheiratet, aber ich hoffentlich nicht!“ —

Damit umarmte ſie Thekla, und eilte zu der Equipage, die auf ſie wartete.

IV.

Es erging Thekla in der nächſten Zeit, wie es manchmal im Leben geht: eine Perſon wird einem urplötzlich in Erinnerung gebracht. Man denkt zunächſt, es iſt Zufall, legt der Sache kein Gewicht bei. Und, ſiehe da, dann tritt einem der Menſch überall in den Weg, drängt ſich unſerer Beachtung auf mit Eigenſinn, ſo daß wir uns nicht vor ihm retten können, daß wir uns mit ihm beſchäftigen müſſen, wir mögen wollen oder nicht.

So ging es Thekla mit dem Herrn von Wernberg von dem Augenblicke an, wo Lilly ſeinen Namen ihr gegenüber erwähnt hatte.

Sie begegnete ihm auf der Straße, was ja auch vordem geſchehen war; aber unwillkürlich fiel ihr jetzt ſein Gruß mehr auf als früher. Dann wieder las ſie in der Zeitung, daß die Herzogin eine Volksküche ausgezeichnet habe durch ihren Beſuch, und daß Regierungsrat von Wernberg ſie dabei geführt habe. Einige Zeit darauf war dieſer ſelbe Wernberg unter denen vermerkt, welche die Erlaubnis erhielten, eine ihnen von einem ausländiſchen Fürſten verliehene Dekoration anzulegen.

Wo ſie hinblickte: Wernberg! Und damit nicht genug, eines Tages hielt abermals eine Hofequipage vor Theklas Wohnung. Ihr entſtieg diesmal nicht Lilly, auch nicht Herr von Wernberg, aber ein altes Fräulein von Wallamber, eine penſionirte Hofdame. — Thekla hatte ſie flüchtig bei der verſtorbenen Herzogin-Witwe kennen gelernt — Eine Tante von Leo Wernberg. „Mein Neffe Leo!“ war damals ihr drittes Wort geweſen.

Fräulein von Wallamber, in dunkle Seide gekleidet,

mit gepufftem Haar, wie man es vor dreißig und mehr Jahren zu tragen pflegte, sah sich mit unverhohlener Neugier im Zimmer um, aus runden, schlauen Mausäugelchen. Sie erzählte, daß sie Tante Wanda gut gekannt habe, und Theklas Vater sei einer ihrer Tänzer gewesen, am Hofe. Darauf begann sie, Theklas Verwandte väterlicher- und mütterlicherseits aufzuzählen. Alle wußte sie mit Vornamen, als habe sie einen genealogischen Kalender auswendig gelernt. Dabei lächelte sie kindlich zuthunlich und zeigte eine tadellose Reihe falscher Zähne, unter einer etwas bärtigen Oberlippe. Auch ihr Kinn war nicht ganz frei von diesem fragwürdigen Schmuck.

Die alte Dame gefiel Thekla auf den ersten Blick. In ihrem Wesen war so etwas anheimelnd Altmodisches. Wenn man nur gewußt hätte, was sie eigentlich hier wollte? Aber das würde sich wohl noch herausstellen!

„Also mein liebes Fräulein!" begann mit einemmale in gänzlich veränderter Tonart, gewissermaßen die offizielle Hofdamenmiene aufsetzend, Fräulein von Wallamber. „Ihre Hoheit die Frau Herzogin" — dabei nahm alles an ihr den Ausdruck starrer Ehrfurcht an, — „hat, wie Sie jedenfalls gehört haben werden, neulich den Damenhilfsverein gestiftet. Ihre Hoheit ist ja in landesmütterlicher Huld jederzeit bemüht, der Not und dem Elend abzuhelfen" . . . Es folgte nun im großen und ganzen das, was Thekla vor einigen Tagen über die Stiftung dieses Vereines in der Zeitung gelesen hatte. Die Wallamber holte, geschäftig suchend, etwas aus ihrem Pompadour hervor, das aussah, wie ein Statut, und überreichte es lächelnd dem jungen Mädchen.

„Ich muß Ihnen zur Erklärung noch folgendes sagen, mein liebes Kind. Der Damenhilfsverein entspringt den eigensten Intentionen Ihrer Hoheit. Sie wendet sich dabei

aber nur an die beſſeren Stände. Ich brauche das wohl nicht erſt auseinanderzuſetzen? Leider ſind ja nun die mit irdiſchem Gute Geſegneten nicht allzu zahlreich in unſeren Kreiſen. Man hat auch einige Kommerzienratsfrauen und andere derartige Elemente in die Liſte aufnehmen müſſen, was eigentlich ſchade iſt. Aber die Herren, unter anderem mein Neffe Leo, hielten das für unumgänglich notwendig. Denn natürlich handelt ſich's ja vor allem um Geld. Daß der Zweck der Sache ein hoher und edler iſt, ſehen Sie allein ſchon daraus, daß Ihre Hoheit das Protektorat übernommen hat. Es iſt daher Ehrenſache, dem Vereine beizutreten. Ich kann mir nicht denken, daß jemand, dem Wunſche unſerer gnädigen Herzogin zuwider, ſich hiervon fern halten ſollte. Auch Sie, mein gutes Kind, ſtehen auf der Liſte, da man annimmt, daß Sie ſich der guten Sache anſchließen werden. Es beſtanden zwar anfangs Zweifel, ob man eine ſo junge Dame in das Komitee aufnehmen könne, aber mein Neffe Leo hatte keine Bedenken, er ſagte: Jugend ſei einer der wenigen Fehler, die ſich mit der Zeit auswüchſen. Sie kennen ihn ja, er macht immer ſolche guten Bemerkungen! Um die Ehre zu genießen, in das Komitee zu kommen, zahlen Sie eine Summe nicht unter fünfhundert Mark, außerdem verpflichten Sie ſich zu einem Jahresbeitrage von fünfundzwanzig Mark. Im übrigen ſind der Mildthätigkeit natürlich keine Schranken geſetzt. Die Namen der Stifter werden in den Zeitungen veröffentlicht werden."

Der Gedanke, einem Komitee anzugehören, hatte für Thekla nichts Anziehendes, und auch die Ausſicht, ihren Namen in den Zeitungen zu leſen, lockte ſie nicht. Aber trotzdem fühlte ſie, daß ſie ſich dieſer Sache nicht werde entziehen können. Wozu beſaß ſie denn das viele Geld? Tante Wanda hatte doch auch einen großen Betrag jährlich

für Wohlthätigkeit ausgegeben. Und die Papiere ſtanden ja gut. Reppiner hatte ihr erſt kürzlich zum Quartalswechſel berichtet, daß ſie an der „Auguſtahütte“ ein paar Tauſend verdient habe. Was frommte es ihr, Zins auf Zins zu häufen, nur um von Reppiner gelegentlich zu hören, daß er wieder vorteilhaft für ſie realiſiert habe.

Es hätte gar nicht ſo vieler Worte von Seiten des alten Fräuleins bedurft, ſie zu überreden. Nur darüber, wieviel ſie ſtiften ſolle, war ſie noch im Zweifel. Das wollte ſie doch noch mal mit Reppiner beraten.

Aber die Wallamber erklärte, daß es ein Überlegen in dieſer Sache nicht geben könne. „Ich muß Ihrer Hoheit noch heute Bericht erſtatten. Bedenken Sie, da wäre es doch ſehr génant für mich, und es würde auch keinen guten Eindruck machen, wenn ich zu vermelden gezwungen wäre: Fräulein von Lüdekind will ſich's noch überlegen! — Außerdem wollen wir die Liſte ſchließen. Hier ſehen Sie, mein Kind, was andere Damen gezeichnet haben,“ damit zog ſie einen Bogen Papier aus dem Pompadour und gab ihn Thekla zur Durchſicht.

Da waren gut klingende Namen, vom Geburts- ſowohl, wie vom Geldadel. Thekla überzeugte ſich, daß Beträge in verſchiedenſter Höhe gezeichnet worden ſeien. Sie kam zu dem Entſchluſſe, nicht allzuviel zu zeichnen. Die hohen Poſten kamen ihr ſo aufdringlich vor. Da ſtand zuletzt Frau Kommerzienrat Moſen: zehntauſend Mark, über ihr dagegen Gräfin Reder mit ſechshundert Mark. Es wollte ſie bedünken, als ſei die kleinere Summe doch die wertvollere. Und da auf einmal fiel ihr Blick auf ein mit zitteriger Hand geſchriebenes: „Ungenannt: tauſend Mark.“ War das nicht von allen der wertvollſte Poſten? Ohne längeres Beſinnen lief ſie mit

dem Blatte zum Schreibtisch und schrieb unter die Kommerzienrätin: „Ungenannt: tausend Mark."

Errötend überreichte sie der Hofdame das Papier. „Noch ein Ungenannt!" rief die. „Das ist eigentlich schade! Zwei gute Namen weniger. Wir haben so wie so die Roture im Übergewicht. Können Sie das nicht noch ändern?"

Thekla schüttelte mit Entschiedenheit den Kopf.

„Das ist sehr edel von Ihnen, mein liebes Kind!" rief die Wallamber mit einem warmen Blicke auf Thekla, gar nicht mehr hofdamenhaft. „Es sieht übrigens Ihrem guten Vater sehr ähnlich. Er war ein vornehmer Mann, und was für ein guter Tänzer! Gott habe ihn selig! — In's Komitee können Sie dann aber nicht, wenn Sie durchaus auf dem ‚Ungenannt' bestehen. Das wird meinem Neffen Leo recht leid thun!"

Thekla lächelte über diesen Gedankengang. Nein, am Komitee lag ihr gar nichts, sie hatte davor sogar ein wenig Angst gehabt.

„Nun ich werde schon Sorge tragen," meinte die Wallamber und streichelte Theklas Haar, „daß Sie trotzdem von Ihrer Hoheit angesprochen werden." Damit ging sie, freundlich nickend.

Am Abend desselben Tages kam Reppiner zu Thekla. Ein wenig bange vor seiner Kritik, erzählte sie ihm, was sie heute gethan habe. Er war sehr ungehalten. „Sie sind eine Verschwenderin!" rief er. „Von Geldwert haben Sie keine Ahnung! Die Frauen sollte man alle unter Kuratel stellen! Denn ihr seid nun doch mal nicht besser als Kinder!" Dann schimpfte er noch ein weidliches über die offizielle Wohlthätigkeit und höhnte über den Gedanken eines „Damen-Hilfsvereins".

Thekla ließ ihn in ihrem Salon herumlaufen, den er

ſeiner Kleinheit wegen nur mit ganz kurzen Schritten durchmeſſen konnte. Sie kannte ihren Freund nun ſchon; er war eigentlich immer unzufrieden mit dem, was ſie that, anfangs. Aber mit der Zeit ſchickte er ſich darein, ja fand es ſchließlich gut, obgleich er ſich das nicht gerne anmerken ließ.

Auch heute, als er abgebrummt hatte, meinte er: Thekla habe recht gethan, unter „Ungenannt“ zu zeichnen. Er würde es nicht ertragen haben, ihren Namen mit denen von ſo vielen eitlen Frauenzimmern durch alle Blätter gezerrt zu ſehen. Schließlich erklärte er, ſie ſei doch eigentlich viel geſcheiter, als man denke. Mit der Zeit könne aus ihr vielleicht noch eine zweite Tante Wanda werden. Das war in ſeinem Munde das höchſte Lob; Thekla faßte es auch als ſolches auf und fühlte ſich ganz ſtolz.

In den nächſten Wochen ſtand viel über die neue Stiftung in den Zeitungen zu leſen. Die dem Hofe naheſtehenden Blätter prieſen die hohe Protektorin und die edlen Stifter. Man ſtellte ſich an, als ſei hiermit alle Not mit einemmale aus der Welt geſchafft. Andere Blätter jedoch gaben dadurch einen erneuten Beweis ihrer ſchlechten Geſinnung, daß ſie die Sache etwas ſkeptiſcher auffaßten.

* * *

Nachdem der Damen-Hilfsverein in's Leben gerufen war, erhielt Thekla die Einladung, einer vertraulichen Verſammlung der Stifterinnen beizuwohnen, zu der auch die Herzogin ihr Erſcheinen huldvollſt zugeſagt habe.

Thekla begab ſich zur angegebenen Zeit in das be-

zeichnete Lokal. Am Eingange ſtand Regierungsrat von Wernberg, die Honneurs machend. Kaum war er Theklas anſichtig geworden, ſo kam er auch ſchon auf ſie zu, begrüßte ſie und bat, mit ihm zu Fräulein von Wallamber zu kommen. Der wurde ſie mit der Bitte übergeben: „Nichtwahr, Tantchen, du ſorgſt für Fräulein von Lüdekind!“

Das junge Mädchen ſah ſich im Handumdrehen einer Anzahl älterer Damen vorgeſtellt. Aber niemand hatte recht Zeit und Luſt zur Unterhaltung. Man war zerſtreut und aufgeregt; denn jede hegte im ſtillen die Hoffnung, von der Herzogin angeſprochen zu werden, und ſah in der Nachbarin eine Rivalin, welche dieſe Möglichkeit verringerte. Alles drängte nach der Thür zu, aus der man das Hervortreten der hohen Frau erwartete.

Wernberg, der einzige Mann in der Geſellſchaft, hatte im buchſtäblichen Sinne des Wortes alle Hände voll zu thun, um eine Gaſſe frei zu halten, durch welche die Landesmutter ſchreiten ſollte. Er war gerade der rechte Mann dazu, eine ſo heikle Aufgabe zu bewältigen. Voll überlegener Geiſtesgegenwart, niemals die Form vernachläſſigend, immer ſich bewußt, daß er es mit Damen zu thun habe, blickte er aus ziemlicher Höhe des Leibes ein wenig ſpöttiſch auf dieſe merkwürdig zuſammengeſetzte Verſammlung herab.

Als ſie wieder dieſes ſchmiegſam ſonore Organ vernahm, war es Thekla, als würde ſie um Jahre zurückverſetzt. Über den Reihen der vor ihr ſtehenden Damen ſah ſie die broncefarbene Silhouette ſeines Kopfes. Er hatte ſich kaum verändert — obgleich ja auch ihr die von Lilly bemerkten weißen Haare an den Schläfen nicht entgingen. — Noch derſelbe regelmäßig ſchöne Schnitt der Naſe und Stirn war's. Die Mundpartie entſprach mit

ihrem etwas ſtark entwickelten Unterkiefer nicht ganz den feinen Linien des Oberbaues. Sein Auge blickte kühl und gebieteriſch.

Es war Thekla lieb, daß ſie ihre hohe Meinung von ihm nicht herabzuſtimmen brauchte. Es wäre ihr ſchmerzlich geweſen, wenn ſie ihn kleiner, unbedeutender, minder vornehm wiedergefunden hätte, als er in ihrer Erinnerung lebte. Nein, es war begreiflich, daß dieſer Mann ihrem unerfahrenen, unbewehrten Mädchenherzen Eindruck gemacht hatte. Sie brauchte ſich nicht zu verachten deshalb. Er hielt auch jetzt noch Stand vor ihrem geſchärften Blicke, wo das Sinnbethörende, das er für die Achtzehnjährige gehabt, längſt zur Illuſion geworden war. Verzaubern würde er ſie nicht mehr, aber wehmütiges Wohlgefallen konnte ſie wohl noch empfinden für den, der ſie alle Thorheit der Liebe kennen gelehrt hatte.

Thekla ſtand in der hinterſten Ecke des nicht allzu großen Raumes. Vor ihr focht eine kleine Perſon mit den Ellenbogen gegen eine große Dame, die ihr den Weg verbarrikadierte. „Laſſen Sie mich gefälligſt durch! Ich gehöre vor!“ keuchte ſie.

Das Koloß rührte ſich nicht von der Stelle. Die Kleine hob ſich auf den Fußſpitzen, zeigte ein vor Erregung dunkelrotes Geſicht und rief mit weinerlicher Stimme nach Fräulein von Wallamber.

„Was giebt's, Frau Moſen?“ forſchte die Hofdame.

„Man läßt mich nicht durch! Sie haben mir doch verſprochen, ich ſollte ganz vorn hinkommen. Dieſe Dame hier läßt mich nicht und hat nur fünfhundert Mark gezeichnet!“

Die Wallamber wollte zur Entſcheidung dieſes ſchwierigen Falles ſchon ihren Neffen Leo herbeiholen, als ſich die Thür aufthat und die Herzogin in Begleitung einer Palaſtdame eintrat.

Die Herzogin war eine junge Frau von anmutigen Zügen. Auffällig an ihr war das für eine Hoheit unsichere, beinahe linkische Auftreten. Die Gabe, sich schnell zu orientieren, und ein passendes Wort zu finden — für Fürstlichkeiten so wichtig — ging ihr völlig ab. Sie that ein paar Schritte in's Zimmer, blickte auf die tief vor ihr knixende Damenschar, errötete, lachte und sah sich um, erwartend, daß etwas geschehen solle.

Regierungsrat von Wernberg trat auf sie zu. Er nannte ihr einzelne Namen und winkte den betreffenden Damen, heranzutreten; gleichzeitig gab er der Herzogin das Stichwort zur Unterhaltung mit ihnen. So ging die hohe Frau, den Souffleur hinter sich, die Gasse hinab. Was Ihre Hoheit sagte, war nicht besonders geistreich; aber das wurde auch nicht verlangt. Aller Augen waren voll Spannung, niemand hatte für anderes Sinn: wird sie dich anreden, oder wirst du zu den Übergangenen gehören? Wernberg erschien in diesem Augenblicke manchem klopfenden Frauenherzen wie ein Gott, der Regen und Sonnenschein verteilt.

Der kleinen Kommerzienrätin war es noch immer nicht gelungen, den mächtigen Block, der ihr den Zutritt versperrte zu der nahenden Hoheit, nur um Zollesbreite aus dem Wege zu rücken. Die Ärmste war jetzt kreidebleich und drohte zu ersticken; bis ein Blick Wernbergs sie in ihrer Klemme auffand. Auf sein allmächtiges Gebot teilte sich die Mauer, und vor schob sich die Spenderin von zehntausend Mark. Wernberg soufflierte ein paar Worte. Darauf reichte die Herzogin der Kleinen huldvollst die Hand und sagte, es sei sehr schön, wenn die Wohlhabenden einträten für die Armut, denn „das wirkte versöhnend". Diese Redensart wurde gleichmäßig an alle die gerichtet, zu denen die Herzogin sonst keine Beziehungen besaß.

Frau Moſen hatte die Abſicht, etwas zu erwidern, um die Fürſtin länger an ſich zu feſſeln, war aber zu ſehr außer Atem von der vorausgegangenen Anſtrengung. Ehe ſie mit der Antwort heraus kam, ſchritt man weiter.

„Fräulein von Lüdekind!“ rief jetzt Wernberg, ſehr zur Enttäuſchung anderer.

Wer war Fräulein von Lüdekind?

Sie ſtand ja nicht mal auf der Liſte! Und als eine junge, nicht ganz häßliche Perſon vortrat, wurde der Verdruß keineswegs geringer.

„Sie haben damals ſo reizend bei den lebenden Bildern mitgewirkt!“ ſagte die Herzogin zu Thekla, die ſich tief vor ihr verneigte. „Stellen Sie öfters lebende Bilder, Fräulein von Lüdekind?“ Thekla verneinte. „Ach, wie nett!“ meinte die Herzogin zerſtreut, nickte Thekla zu und warf dann einen fragenden Blick auf Wernberg, als wolle ſie ſagen: iſt es nun genug?

Wernberg machte es kurz. Noch eine Bankiersfrau und die Gattin eines wichtigen Stadtverordneten; dann durfte die Fürſtin ſich entfernen, begleitet von ihrem Hofſtaate. Vor dem Hinausgehen ſagte ſie noch etwas Freundliches im allgemeinen, das man nicht verſtand.

Kaum hatte ſich die Thür hinter ihr geſchloſſen, ſo war es aus mit dem ehrfurchtsvollen Schweigen. Jede dieſer Damen hatte etwas zu erzählen. Die einen fanden die Herzogin „liebreizend und himmliſch“! Andere waren etwas zurückhaltender in ihren Äußerungen; man konnte annehmen, daß ſie übergangen ſeien.

Thekla ſtand bei Fräulein von Wallamber. „Was habe ich Ihnen geſagt, liebes Kind!“ rief ſie. „Die Landesmutter hat mit Ihnen geſprochen, beſonders lange; ich glaube, beinahe zwei Minuten.“

Wernberg kam zurück. Er eilte zu Thekla und ſeiner

Tante. „Gott sei Dank, daß die Komödie vorbei ist!“ sagte er halblaut zu den beiden, vorbedacht, daß kein unberufenes Ohr es vernehmen konnte.

„Leo!“ rief die Wallamber. „Du hast deine Sache glänzend gemacht!“

Man brach gemeinsam auf. Wernberg besorgte die Garderobe der Damen, dann geleitete er sie auf die Straße.

„Wir haben ein Stück Weg gemeinsam; wenn Fräulein von Lüdekind nicht etwa einen Wagen hier hat.“ Thekla verneinte das.

Man schritt zu dreien durch die Anlagen, die sich eben mit dem ersten Grün des Frühlings zu schmücken begannen.

„Ich will euch was sagen, Kinder!“ rief das alte Fräulein. „Ihr kommt mit in meine Wohnung! Drei Treppen müßt ihr zwar steigen; aber das wird jungen Beinen nichts schaden! Wenn ihr oben seid, setzt es auch Kaffee und Anisplätzchen.“

„Das ist nämlich eine Spezialität meiner Tante Sidonie!“ erklärte Wernberg. „Anisplätzchen, dafür lasse ich mein Leben!“

Thekla wußte nicht sofort, wie sie sich verhalten solle. Die Einladung, von dem alten netten Fräulein so freundlich vorgebracht, war schwer auszuschlagen. Sie würde ihr unbedenklich gefolgt sein, wäre Fräulein von Wallamber allein gewesen. Die Aussicht, mit Wernberg zusammen zu sein, war's, die sie unsicher machte. Aber diese Furcht war ja kindisch! Hätte es nicht geradezu Mangel an Mut und Selbstvertrauen bedeutet? Ja, mußte nicht, wenn sie ohne triftigen Grund die Einladung ausschlug, Herr von Wernberg auf Vermutungen kommen, die sie um keinen Preis bei ihm erweckt sehen wollte?

Sie sträubte sich nicht weiter. Man kam unter leb-

haftem Plaudern an das Haus, das hoch und kahl in einer engen Straße lag. „Sie ſind freilich verwöhnt, mein liebes Kind!“ meinte die Wallamber. „Ein eigenes chez soi kann nicht jedermann haben. Leo, du müßteſt einmal ſehen, wie reizend Fräulein von Lüdekind wohnt. Ein Häuschen mit einem Garten darum, das reine Idyll!“

Der Neffe reichte der Tante den Arm, um ihr beim Erſteigen der Treppe behilflich zu ſein.

„Bei mir wird es ſicher furchtbar unordentlich ausſehen. Ich bin auf ſolchen Beſuch nicht vorbereitet.“

„Tantchen, du mußt entſchieden umziehen, drei Treppen iſt zu viel. Erſte Etage oder noch beſſer Parterre wäre in deinem Falle das Richtige.“

„Ach mein guter Leo, gieb mir das Geld dazu, dann will ich gern niedriger ziehen!“

Entgegen den Befürchtungen des alten Fräuleins fand man es bei ihr ſehr ordentlich, das kleine Zimmer wie ein Schaukäſtchen aufgeräumt.

„Die Herrſchaften entſchuldigen mich für einen Augenblick. Leo, ich überlaſſe es dir, inzwiſchen die Honneurs zu machen. Ich muß mich um den Kaffee kümmern!“

„Meine gute Tante!“ ſagte Wernberg, als ſie hinaus war, „ſie macht ſich, fürchte ich, eine Menge Umſtände um unſretwillen! Iſt es nicht ein Skandal, daß ſie gezwungen iſt, ſo zu wohnen? Da hat ſie ſich nun ihr ganzes Leben geſchunden als Hofdame, und nun, wo ſie alt und wackelig wird, hat ſie das davon. Ein rührendes Weſen! Finden Sie nicht auch, gnädiges Fräulein?“

Thekla ſtimmte bei. Man unterhielt ſich eine Weile über die Tante. Der Neffe, der in ihren Sachen gut zu Haus zu ſein ſchien, legte ein Album vor. Die ganze Hofgeſellſchaft aus der Zeit vor vierzig und fünfzig Jahren war darin. Man ſtellte Betrachtungen an über die da-

maligen Moden, und ob ſich der Geſchmack ſeitdem verbeſſert habe. Wenn Thekla zuerſt eine gewiſſe Scheu vor dem Alleinſein mit Herrn von Wernberg empfunden hatte, ſo wich dieſe allmählich, als ſie ſah, wie harmlos es ſich mit ihm plauderte.

Auch von ſeiner Mutter waren einige Bilder da, die er mit ſichtlichem Stolze vorzeigte. Sie mußte eine ungewöhnlich ſchöne alte Frau ſein. Beſonders ein Profilbild aus den letzten Jahren, das ſie in Witwentracht zeigte, hatte geradezu etwas Antikes in ſeinen reinen und ſcharfen Linien. Der Sohn ſprach mit Begeiſterung von ſeiner Mutter. Thekla kannte ihn eigentlich nur als Weltmann. Dieſe Wärme des Gefühls war ihr neu an ihm.

Einmal warf Fräulein von Wallamber einen flüchtigen Blick in's Zimmer. „Der Kaffee wird gleich fertig ſein!“ Dann verſchwand ſie wieder.

Sie unterhielten ſich jetzt von Lilly und von anderen gemeinſamen Bekannten. Thekla wunderte ſich im ſtillen über ihren Mut. Seine guten Manieren hatten ſo etwas Beruhigendes. Da ſah man erſt, was die Kinderſtube wert war! Er würde nie etwas thun oder ſagen, was verletzen konnte. Und dieſes Gefühl gab einem ſelbſt eine gewiſſe Leichtigkeit. Unwillkürlich mußte Thekla Vergleiche ziehen. Nein, mit Reppiner konnte ſie ſo nicht ſprechen! Sicherlich ſtand der Advokat ihr nahe, ſie achtete ihn hoch, aber bei aller Freundſchaft war und blieb Reppiner doch ein Fremder für ſie. Warum wurde ſie ſo ſchnell intim mit einem Manne wie Wernberg? Das war in letzter Linie wohl Nervenſache, hing mit dem Geſchmack zuſammen und mit dem anheimelnden Bewußtſein: Du biſt meinesgleichen!

Endlich kam das alte Fräulein. Sie habe einen „halben Dienſtboten“, eine Frauensperſon, die nur vor-

mittags käme; nachmittags müſſe ſie ihre eigene Aufwärtung ſpielen. Thekla bot ſich an, das Kaffeegeſchirr hereinzubringen. Die Alte hatte ein wundervolles Silberſervice und auserleſene Meißner Taſſen dazu. „Das und einiges Andere erbt einmal Leo, weil er ſo nett zu mir iſt," ſagte die Tante und ſtreichelte dem Neffen zärtlich die Wange. „Ich wünſchte, es wäre mehr!" Dabei ſtanden ihr die Thränen in den Augen. „Aber denke nur auch mal an die alte Sidonie Wallamber, mein Junge, und erzähle deiner Frau von mir! Gott, wenn ich das noch erlebte! Ich vermachte dir gleich alles mit warmer Hand."

Der Neffe ſagte, was man eben in ſolchem Falle ſagt: er hoffe, daß ſie ſich noch recht lange Jahre ihres Silberſchatzes erfreuen möge, ſie ſei ja auch noch ſo rüſtig. Aber ſie widerſprach und klagte über Atemnot.

„Und dazu drei ſteile Treppen!" rief er. „Nein Tantchen, das kann ich nicht dulden! Hier muß etwas geſchehen!"

Fräulein von Wallamber meinte, daß ſie die Kündigungsfriſt inne zu halten habe, ehe ſie an's Umziehen denken könne. Aber Wernberg erklärte: das ſei ſeine Sache, mit dem Hauswirt wolle er ſchon fertig werden. Und er glaube, daß die Herzogin, wenn man ihr die Lage richtig darſtelle, auch etwas thun werde.

„Ja, mein guter Leo, wenn du das fertig brächteſt! Die Herzogin iſt dir ja ſo gewogen! — Er hat ſie nämlich völlig in der Taſche!" fügte ſie für Thekla hinzu. „Man ſagt ſogar, der Herzog ſei bereits eiferſüchtig. Das iſt ja natürlich die reine Mediſance. Aber ein Wort kannſt du ſchon für mich einlegen, Leo, das wird gewiß Wunder wirken!"

Thekla gefiel die Art, wie Neffe und Tante miteinander verkehrten, ungemein. Es war klar, die Alte hatte

eine Schwärmerei für ihn, er war ihr mehr als bloß: „mein Neffe Leo!“ Er ließ sich's mit guter Manier gefallen. Das Verhältnis stand beiden gut.

Nach der zweiten Tasse brach Thekla auf. Sie meinte, die Tante würde den angebeteten Neffen gern ein Weilchen für sich haben. Aber die Wallamber verlangte, Leo müsse Fräulein von Lüdekind begleiten. „Ich bin noch von der alten Schule,“ erklärte sie. „Zu meiner Zeit durfte ein junges Mädchen niemals auch nur einen Schritt allein auf der Straße thun. Jetzt ist das freilich alles anders geworden!“

Wernberg und Thekla lächelten sich unwillkürlich an.

„Ihr müßt ein sehr leichtsinniges Geschlecht gewesen sein, Tantchen, daß solche Vorsichtsmaßregeln nötig waren. Übrigens soll es wenig genützt haben, sagt man. Ihr habt euch ganz gut amüsiert, was Tantchen?“ —

Das Gesicht der Alten verklärte sich. „Ja, das haben wir, mein guter Leo!“ sagte sie aus voller Seele. „Ich glaube fast, wir haben es damals doch noch besser verstanden als ihr!“

Unter Lachen über dieses offene Bekenntnis einer Siebzigjährigen gingen Thekla und Wernberg. Sie kreuzten die Promenade. Der Abend war mild. Die grünenden Strauchpartien und Rasenplätze bildeten einen lebhaften Vordergrund für die hohen Stadthäuser, die schon im Dunste der Dämmerung verschwanden. Alles war so duftig und heimlich. Der Lärm der Straßen brauste aus weiter Ferne herüber.

Wernberg schlug vor, die Anlagen hinabzugehen, es sei ja nur ein kleiner Umweg. Thekla erklärte sich einverstanden, obgleich ihr eigentümlich zu Mute war dabei.

Er sprach davon, wie schade es wäre, daß sie in den letzten Jahren nicht ausgegangen sei, und daß man sich

auf dieſe Weiſe gar nicht geſehen habe. Freilich, fügte er gleich hinzu, er wiſſe ja, daß ſie ſich mit Armenpflege, überhaupt mit Wohlthätigkeit abgebe. Er bewundere das, er könne nicht ſagen, wie ſehr. Aber doch möchte er wiſſen, ob ſie ſich nicht manchmal nach dem Ausgehen zurückſehne?

Thekla erwiderte, daß ſie die Geſelligkeit bis jetzt eigentlich nicht entbehrt habe.

„Vielleicht haben Sie recht!“ rief er. „Ich bin im Grunde auch kein Verehrer davon! Seit zwölf Jahren — nein, noch länger, ſeit meiner Studentenzeit, komme ich im Winter nicht aus dem full dress heraus. Und wenn ich mir's genau überlege, einige wenige Lichtblicke ausgenommen, war es doch eigentlich des An- und Ausziehens nicht wert. Wenn man denkt, ſolch ein Ballabend, oder gar eine von unſeren ſchauderhaften Maſſenabfütterungen! Wann trifft man dabei mal auf einen Menſchen, von dem man ſagen könnte, die Bekanntſchaft habe ſich gelohnt? — Sie wundern ſich, gnädiges Fräulein, daß ich ſo ſpreche, nicht wahr? — Es iſt merkwürdig, die Menſchen verkennen mich durchweg, halten mich für oberflächlich, für herz- und gemütlos. Ich zeige nur nicht gern meine Gefühle; welcher anſtändige Menſch thäte das auch! Man wird zu leicht mißverſtanden. Viele beneiden mich, ich weiß es, weil mir manches gelungen zu ſein ſcheint im äußeren Leben. Ach, wenn die guten Leute ahnten, wie wenig mir im Grunde am Erfolge gelegen iſt. Ich bin nicht ehrgeizig und habe das Unglück, immer dafür gehalten zu werden. Neulich bin ich wieder mal dekoriert worden. Es war eine Liebenswürdigkeit des betreffenden Fürſten, für die ich ihm wohl verbunden ſein müßte. Aber was kann einem im Grunde ſolcher Orden bedeuten? Man lächelt, wenn man ihn anlegt. Und ſo

geht es mit allem. Ich habe Carrière gemacht, die Leute behaupten, ich hätte Zukunft. Hat man davon Befriedigung? — Als Kind ging es mir auch schon so. Ich aß über alles gern Gefrorenes, bekam es aber selten, weil es für schädlich galt. Einmal wünschte ich mir's zu meinem Geburtstag als Nachspeise. Meine Mutter that's dem Geburtstagskinde zu Gefallen. Ich hatte Freiheit zu essen, soviel ich wollte. Wie schnell war ich satt, und wie gering der Genuß im Vergleich zu dem, was ich mir vorgestellt hatte! — Sehen Sie, so ist es in allem! Illusion, eitel Illusion! Warum ich gerade Ihnen das beichte? Ich weiß es nicht. Oder doch! Es berührte mich vorhin so eigentümlich, als Sie sagten: Sie machten sich nichts aus Geselligkeit. Ich habe das bisher noch nie von einer Dame gehört. Wie eine verwandte Saite klang's in mir an. Sie haben recht; es ist wirklich so: im Welttrubel findet man das Glück niemals."

Damit schwieg er. Sie waren inzwischen nahe zu Theklas Hause gekommen. „Hier herum wohnen Sie, nicht wahr, gnädiges Fräulein?"

Thekla bejahte. Es war ihr lieb, daß ihr schützendes Dach nahte. Sie sehnte sich nicht, länger mit ihm zu gehen. Er war so ganz anders auf einmal, als das Bild, das sie von ihm hatte. Fast sentimental kam er ihr vor. Was sollte ihr das? Sie brauchte seine Eröffnungen nicht.

Sie standen vor dem äußeren Gitter, welches das Grundstück von der Straße abschloß. Thekla öffnete. Er trat mit ein. Das kleine Haus lag in der Abenddämmerung, umgeben von seinen Bäumen und Strauchpartien, wie ein Pastellbildchen.

„Ja, das lobe ich mir!" rief Wernberg, in Bewunderung stehen bleibend. „Hier läßt sich's leben! Da kann

ich's Ihnen freilich nicht verdenken, wenn Sie ſich von der Welt zurückziehen!"

„Ich danke Ihnen ſehr für Ihre Begleitung, Herr von Wernberg!" ſagte Thekla ein wenig haſtig. Sie ſtand auf den Stufen zum Hauſe, die Thürklinke in der Hand, er mit abgenommenem Cylinder vor ihr.

„Ich hoffe, Sie werden bald einmal wieder männlichen Schutz benötigen, gnädiges Fräulein!"

Sie reichte ihm die Hand und verſchwand im Hauſe.

Man hatte die Herrin offenbar nicht erwartet; keine Lampe war angezündet. Sie ging in die Küche, um nach Hedwig zu rufen. Aber die Küche war leer. Nun begab ſie ſich in das Hinterzimmer, das eigenſte Bereich von Kathinka. Gegen das helle Fenſter ſah ſie zwei Köpfe, die ſchnell auseinanderfuhren. Das Übrige verbarg die Dunkelheit. Thekla ging ſchnell wieder hinaus. Wer konnte denn auch immer an das Brautpaar denken! —

Als Hedwig bald darauf mit der Lampe erſchien, zeigte ſie ungewöhnlich gerötete Wangen, und wagte nicht, ihre junge Herrin anzublicken. Thekla ſagte ihr: ſie möge auch über dem Klavier Licht machen. Sie beſaß einen neuen Flügel, den ſie ſich kürzlich angeſchafft hatte. Ein wenig üben wollte ſie, vielleicht auch ſingen, wenn ſie Stimmung dazu fand.

Aber ſie kam nicht weit damit. Immer wieder ſanken ihr die Hände von den Taſten herab. Verſtändnislos ſtarrte ſie das Blatt vor ſich an.

Das Erlebte ließ ſie nicht zur Ruhe kommen. Daß ſie dieſen Menſchen hatte wiedertreffen müſſen?! Wenn ſie nur gewußt hätte, welcher Sinn darin lag? — War dieſes Kapitel etwa doch nicht abgeſchloſſen, wie ſie geglaubt? —

In ſeinem Weſen lag ein Rätſel. Was konnte ihm daran gelegen ſein, ſich ihr in vorteilhaftem Lichte zu zeigen? Denn darauf waren doch ſeine Worte berechnet geweſen! Er, der verwöhnte Weltmann, der Löwe des Hofes, er vom Weltſchmerz geplagt! Ein ſolches Selbſtbekenntnis hätte ſie von ihm zu allerletzt erwartet. Und daß er ſie in's Vertrauen gezogen hatte, gerade ſie! — —

Ein Gedanke kam ihr, der ſie erſchrecken machte. Sie ſprang in die Höhe und ging im Zimmer auf und ab. Nein, nein! das war es nicht! Das nicht! Hätte er für ſie Intereſſe gehabt, ſo würde er das ſchon früher an den Tag gelegt haben. Damals hatte er ſich für Lilly intereſſiert, nicht für ſie. Und wer weiß, wem alles er ſeitdem den Hof gemacht hatte! — Aufmerkſamkeit gegen Frauen war ihm wohl zur zweiten Natur geworden. Seine Tante Sidonie nannte ihn ja auch einen „mangeur de coeur." Heute hatte es ihm Spaß gemacht, mit ihr zu plaudern, morgen würde es vielleicht ſchon wieder eine andere ſein, der er ſeine Liebenswürdigkeiten zuwandte. Das war kaum ernſt zu nehmen! In wenigen Tagen ſchon würde er ſie und den heutigen Nachmittag ,und alles, was er geſagt hatte, vergeſſen haben im Trubel jener Geſelligkeit, die zu verachten er vorgab.

Mit dieſer Annahme ſchien Thekla recht behalten zu ſollen. Wernberg ließ nichts wieder von ſich hören. Dann traf ſie ihn einmal auf der Straße. Er grüßte ſie höflich. Thekla ſagte ſich, daß er wahrſcheinlich jede Dame ſeiner Bekanntſchaft mit dieſem, beſondere Achtung ausdrückenden Blicke beehre. Lange Zeit ſah und hörte ſie dann nichts mehr von ihm. Bis ſie eines Tages in der Zeitung las: Regierungsrat von Wernberg nehme als Begleiter des Herzogs an einer Nordlandsreiſe Teil, um dem

Landesherrn über die laufenden Regierungsgeſchäfte Vortrag zu erſtatten.

V.

In der ganzen Verwandtſchaft herrſchte Freude. Im Laufe ein und derſelben Woche war Agnes von einem Knaben und Ella von einem Mädchen entbunden worden. Beide Mütter hatten ihr Stündlein tapfer überſtanden, und die jungen Erdenbürger erfreuten ſich ausgezeichneten Wohlbefindens. Alles, was man billiger Weiſe in dieſem Alter von ihnen erwarten konnte, leiſteten ſie in befriedigender Weiſe.

Thekla war viel bei den jungen Müttern. Sie liebte beide, den kleinen Neffen, wie die junge Nichte; aber der Junge ſtand ihrem Herzen im Grunde doch näher. Es war eben ein Junge und ihre Schweſter hatte ihn geboren! Aber Ella durfte davon um Gotteswillen nichts merken, ſie neigte ſowieſo zur Eiferſucht. Niedlich und ſüß war ja auch ihr kleines Mädelchen. Aber dieſer Junge! —

Thekla hätte nie gedacht, daß man zu einem ſo winzigen Dinge in ſolch ein Verhältnis treten könne. Am liebſten wäre ſie den ganzen Tag in der Wochenſtube geblieben. Seeheim meinte ſcherzend, durch „Tante Thekla“ hätte man ſich die Kinderfrau erſparen können.

Das „Tante“-ſein war eine ganz neue Erfahrung für Thekla. Überhaupt hatte ſie noch nie mit ſo kleinen Kindern zu thun gehabt. Aber mit jener, den Frauen einmal angeborenen Gabe für dieſe Dinge erlernte ſie alles,

was zur Wartung des Säuglings gehört, im Handumdrehen, daß ſie den Wöchnerinnen bald zur unentbehrlichen Stütze wurde.

Beide, Agnes wie Ella, ſonſt ſo verſchieden, zeigten hier Gemeinſames: ſie waren eigenwillig und launiſch während der Wochen. Zunächſt mußten ihre Männer darunter leiden. Aber auch von ihren eigenen Müttern wollten ſie nicht viel wiſſen. Großmütter ſeien unpraktiſch und verzögen nur die Enkel, behaupteten dieſe jungen Frauen. Frau Bartuſch ſowohl, wie Frau Sänger wurden nur zeitweiſe geduldet, während Tante Thekla ein immer gern geſehener Gaſt war. Es verſtand ſich von ſelbſt, daß ſie zu beiden Kindern als Pate gebeten wurde.

So aufrichtig Thekla den beiden auch das Mutterglück gönnte, einen herben Beigeſchmack hatte dieſes Erlebnis doch für ſie. Agnes, ihre jüngere Schweſter: Mutter! Agnes, die ſie halb und halb aufgezogen hatte. Und Ella, ihre Jugendgeſpielin, in gleicher Weiſe geſegnet! Was für Gedanken konnten einen da beſchleichen! —

Zwar das, was ihre Mutter ihr manchmal prophezeite: ſie werde ſitzen bleiben, hatte ſie noch niemals ernſthaft geſchreckt. Man konnte auch als alte Jungfer Weib ſein bis in die Fingerſpitzen. Verheiratet oder unverheiratet, für das innerſte Weſen der Perſönlichkeit blieb das ohne Unterſchied! Und etwa danach, Rang und Stellung einer Frau einzunehmen, hatte ſie's auch nicht gelüſtet bisher. Nein, unbefriedigt, verbittert war ſie nicht, davon durfte ſie ſich freiſprechen.

Aber wenn ſie eines dieſer kleinen nackten Weſen im Bade erblickte, in ſeiner Unſchuld und Hilfsbedürftigkeit, oder gar, wenn es ihr geſtattet wurde, das Dingelchen in den Arm zu nehmen und in den Schlaf zu wiegen, dann kam Sehnſucht nach Unnennbarem über ſie. Es mußte doch etwas

Eigenes ſein, ſich ſagen zu können: das iſt dein Kind! Unbeſchreibliches Glück!

Wenn Thekla nach ſolchem Tage abends nach Haus ging und in ihrer Häuslichkeit ſtundenlang für ſich war, überkam ſie ein Gefühl großer Vereinſamung und Leere. War nicht alles ſchal und zwecklos, wenn man das nicht hatte, dieſes Höchſte! Die Freude an dem, was ſie beſaß, war ihr vergällt. Dann kam ſchwere Melancholie herangeſchlichen. In ſolcher Stimmung war es am beſten, man ließ niemanden zu ſich. Geſichter waren unerträglich. Kein Menſch ſollte davon etwas wiſſen!

Sie wußte es ja ganz genau, was ſie alle von ihr wünſchten und erwarteten! Ihre Mutter ſpielte darauf an: „Thekla, du biſt dreiundzwanzig Jahre. Es wird nun Zeit!“ Deutlicher noch ſprach die alte Kathinka: „Gnädiges Fräulein, an Ihrer Stelle heiratete ich mir en Mann! Unſereens, ja das is was Andres! Unſereens kann nich, weil's Geld fehlt. Aber ſchließlich da wird och mal en Oge zugedrückt in jungen Jahren, ich meene bei unſereenem. Aber bei feinen Damen geht das nich. Drum ſpreche ich: Sie müſſen ſich eenen heiraten.“

Kathinka war eine gewöhnliche Perſon, und ihre Auffaſſung gemein. Aber ſo wie ſie, dachten im Grunde viele. Daß die Frauen nicht ſtolzer waren!

Überall, wohin Thekla blickte, warfen ſich die Frauen weg. Hedwig in ihrer nächſten Nähe, dieſes ſaubere, flinke und kluge Mädchen hatte ſich an einen Menſchen gehangen, deſſen windige Art leider mehr und mehr zu Tage kam. Was mußte ſie bei ihren Armenbeſuchen nicht erleben an weiblicher Schwäche und Thorheit dem Manne gegenüber. Und benahm ſich ſo eine wie Lilly denn ſehr viel anders? — War der ihre Jagd nach dem Manne nicht ein wenig raffinierter bloß, im übrigen genau das-

ſelbe? — Thekla fing jetzt an, Tante Wanda Recht zu geben, wenn ſie über die Würdeloſigkeit der Frauen, ihre Halbheit und Unſelbſtändigkeit geklagt hatte.

Ja, wenn man die Geiſter der Entſchlafenen hätte citieren können! Die Nichte hatte mancherlei auf dem Herzen, was ſie Wanda Lüdekind hätte vorlegen mögen.

* * *

Man hatte für einen Tag im Hochſommer einen gemeinſamen Ausflug auf's Land verabredet. Das Ziel bildete ein beliebter Ausflugsort nahe dem Walde. Ein geräumiger Stellwagen war gemietet worden, der das Ehepaar Sänger, Thekla, die beiden jungen Paare mit ihren kürzlich getauften Kindern fortbringen ſollte. Die richtige „Familienfuhre", wie die Herren es bezeichneten.

Die Damen hatten vollauf mit den Babys zu thun. Kinderperſonen waren diesmal nicht mitgenommen worden, weil man ſich den „Spaß" machen wollte, die Kleinen einmal ganz für ſich zu haben. — Den Männern erſchien der Spaß allerdings fraglich. — Wenn das eine glücklich aufgehört hatte mit Weinen, begann das andere zu ſchreien. Da nicht weniger als vier erwachſene Frauen um zwei Kinder beſchäftigt waren, gab es ein fortwährendes Beſchwichtigen, Hin- und Her-reichen, Umbetten, Wechſeln der Windeln ſogar. Endlich beruhigten ſich die Schreihälſe und ſchliefen ein. Die Herren aber ſaßen in ihrer Ecke, zufrieden erſt, als ſie die Erlaubnis erhalten hatten, die Cigarren in Brand zu ſtecken.

Es konnte nicht beſonders auffallen, daß Ella ſtill war; ſie gehörte ja nun mal nicht zu den Redſeligen.

Die Verwandten wußten zudem, daß die Familie Bartuſch wieder Verdruß hatte mit Gabriel. Was es eigentlich ſei, ob ſich Vater und Sohn von neuem überworfen hätten, ob Gabriel etwa im Berufe Unglück gehabt habe, ſagten ſie nicht. Nur ſoviel erfuhren die Nächſtſtehenden: Gabriel war im Lande, er ſchien Südrußland aufgegeben zu haben. Er ſuche nach Beſchäftigung in der Nähe, hieß es.

Thekla wunderte ſich um ſo mehr über dieſe Nachricht, als ihr nur zu gut in Erinnerung war, was Gabriel ihr vor einem Jahre ſelbſt geſagt. Wie wegwerfend hatte er damals von der Heimat geſprochen! Und nun war er doch wieder hier. Merkwürdigerweiſe wohnte er aber nicht bei den Eltern. Ja, es ſchien überhaupt kein Verkehr zwiſchen ihm und den Seinen ſtattzufinden. Nicht einmal zur Taufe von Ellas kleinem Mädchen war er erſchienen. Thekla hatte es bisher nicht gewagt, Ella unter vier Augen nach der Urſache dieſer befremdenden Erſcheinung zu fragen, von einer dunklen Ahnung erfüllt, daß ſie nichts Erfreuliches erfahren möchte.

Es war von jeher Sängers beſondere Gabe geweſen, wenn es in ſeiner Umgebung irgendwo etwas Unangenehmes, Heikles, Schmerzliches gab, über das jeder Taktvolle gern ſich ausſchwieg, einen ſolchen wunden Punkt erſt recht fühlbar zu machen. Er hatte wohl gemerkt, daß man neuerdings in der Familie Bartuſch es vermied, Gabriels Namen zu nennen. Das reizte ſeine Neugier. Er fragte Ella: warum ſich denn ihr Bruder gar nicht blicken laſſe? Neulich habe er ihn in der Stadt geſehen. Herr Bartuſch ſei da mit einer Dame gegangen, einer jungen Dame. Ob Ella ihm ſagen könne, wer das geweſen?

Ella errötete und ſtammelte Unverſtändliches. Das

peinliche Schweigen, welches entſtand, belehrte den Finanzrat noch nicht. Er machte „Aha!“ und zwinkerte den Herren verſtändnisvoll zu. Seeheim wußte das Geſpräch auf ein anderes Gebiet zu leiten.

An Ort und Stelle angekommen, ſonderten ſich die Herren bald ab, um ungeſtört durch Kindergeſchrei, wovon ſie auf der Fahrt zur Genüge genoſſen hatten, ihre eigenen Wege zu gehen.

Die Frauen breiteten ſich inzwiſchen auf einer Wieſe nahe dem ländlichen Gaſthauſe aus. Im Schatten einiger alter Obſtbäume ließ man ſich mit den Babys nieder. Die jungen Mütter ſtillten; das beſte Mittel, die Kleinen zur Ruhe zu bringen. Vorher hatte man ſich das der Herren wegen nicht getraut. Man fühlte ſich unendlich frei und behaglich. Es war ein herrlicher Tag, der Himmel wolkenlos. Auf der Wieſe, die auch als Bleichplan benutzt wurde, lag Wäſche gebreitet, über die ein leichter Wind ſtrich, eine Wolke von feuchter Würze mit ſich führend.

Auf der Landſtraße, die hinter der Weißdornhecke lief, kamen jetzt ein paar Radfahrer vorüber, Herr und Dame. Es war etwas in dem Geſichte der Frau, was Thekla ſchärfer hinblicken machte. Ella, die neben ihr ſaß, ſtieß einen Ruf der Beſtürzung aus. Alle ſahen verwundert auf; was hatte ſie? Ella blickte dem Paare nach, das hinter der Hecke verſchwand. Ihr Geſicht hatte ſich verfärbt.

Frau Sänger und Agnes drangen in Ella, zu ſagen, wer das geweſen ſei. Mit halblauter Stimme antwortete Ella nur: „Gabriel!“

„Iſt er verlobt, oder gar heimlich verheiratet?“ rief Agnes. „Ihr ſtellt euch ja alle ſo furchtbar geheimnisvoll an! 's iſt wohl was Unpaſſendes dabei? Jetzt, wo die

Männer glücklich fort ſind, kannſt du mal offen ſagen, was eigentlich los iſt, Ella!"

Ella ſchwieg. Als ihr Agnes aber noch weiter zuſetzte, mit dem Bemerken, ſie ſeien doch keine kleinen Kinder, berichtete ſie, einen beſorgten Blick auf Thekla werfend: Gabriel lebe mit einer Perſon zuſammen, die ihm aus Rußland nachgereiſt ſei. In welchem Verhältnis ſie zu einander ſtünden, wiſſe man nicht genau; ihr Vater nenne es: „wilde Ehe!"

Agnes war geneigt, das ſehr intereſſant zu finden, Frau Sänger hingegen entrüſtete ſich. Sie bedauerte „die armen Eltern", in einem Tone, dem man deutlich die Schadenfreude anhörte. Thekla ſagte nichts.

Plötzlich hörte man Schritte. Neben ihnen in dem Gärtchen des Wirtshauſes, nur durch einen niedrigen Holzzaun von der Wieſe, auf der ſie ſich ausgebreitet hatten geſchieden, erſchien eine Dame in Radfahrertracht.

„Nun wird's brenzlich!" rief Agnes. Ella war aufgeſtanden und ſchien nicht übel Luſt zu haben, wegzulaufen. Frau Sänger aber klagte, daß die Herren ſie in ſolcher Situation im Stiche gelaſſen hätten. „Wir müſſen thun, als ſähen wir nichts! Thekla, daß du nicht hinguckſt, ſonſt haben wir das Frauenzimmer gleich auf dem Halſe! Und du, Agnes, lachſt nicht! Ella, wenn ihr ſolche Geſchichten in der Familie habt, ſo iſt das ſchlimm genug, wir wollen jedenfalls nicht damit in Berührung kommen. Wenn doch mein Mann bloß hier wäre!" —

Trotz des mütterlichen Verbotes blickte Thekla geſpannten Auges auf die Fremde. Die ſchien ſich nach einem Platz zum Ausruhen umzuſchauen. Ihre Figur, nicht beſonders groß, war von ſeltenem Ebenmaß. In der kleinen zierlichen Hand hielt ſie eine ſchwuppige Gerte.

Auf dem kurzgehaltenen dunklen Lockenhaar saß keck der bunte Tamoshanter. Das helle Blusenhemd wurde in der Taille von einem Ledergürtel zusammengehalten. Ein wohlgestalteter Knabe, hätte man gesagt. Thekla konnte den Blick nicht von ihr lassen.

Nun bemerkte die Fremde die Gesellschaft auf der Wiese und trat dicht an den Zaun heran, über den sie sich lehnte. „Unverschämtheit!“ rief Frau Sänger und setzte sich, mit dem Rücken gegen sie.

Thekla konnte nun die Züge genau sehen. Welch merkwürdiges Gesicht! Voll Kühnheit, Rasse und voll Eigensinn. Die Nase kurz, eine krause Stirn, das Auge kühl, ja verächtlich blickend, und dazu ein Kindermund mit blühenden Lippen zwischen vollen Wangen.

Nichts von der Aufregung ahnend, die sie erregte, blickte die Fremde auf die Gruppe von Frauen und Kindern unter den Obstbäumen. Sie lächelte träumerisch; ganz Weib für einen Augenblick. Dann wieder einem mutwilligen Knaben gleich, schlug sie mit der Gerte nach den Köpfen von Schierlingsstauden, die am Zaun entlang wuchsen. Ein befriedigtes Lächeln flog um den kleinen Mund, wenn ein Hieb saß. Thekla mußte an das denken, was Gabriel über Frauen zu ihr gesagt hatte vorm Jahr, als sie nebeneinandergesessen. Sie begriff es, daß diese Frau seine Leidenschaft hatte entzünden müssen. Wie sie jetzt leuchtenden Auges mit halbgeteilten Lippen aufhorchte, als erlausche sie in der Ferne einen bekannten Ton.

„Gabriel, hier bin ich! Komm doch!“ Die Stimme klang schmiegsam und wohllautend; in der Aussprache verriet sich die Ausländerin nur wenig.

Ein Mann kam aus dem Hintergrunde des Gartens langsam nach vorn, er trat bis nahe an die Gefährtin heran. Dann blieb er mit einem jähen Rucke stehen;

ſein Blick war auf die Gruppe unter den Bäumen gefallen.

Gabriels Miene verdüſterte ſich, nahm jenen feindlich verbiſſenen Ausdruck an, den Thekla ſo gut kannte. Er that noch einen Schritt, faßte das Mädchen am Handgelenk, raunte ihr etwas zu, riß ſie weg. Sie folgte ihm, halb gezogen. Für einen Augenblick wandte ſie den Oberkörper und ſah noch einmal zurück. Ihr Geſichtsausdruck prägte ſich Thekla tief ein.

Dann hatte er ſie ſchon wieder erfaßt und zwang ſie, ihm zu folgen. Bald darauf hörte man ein Klingeln und ein paar vornübergebeugte Geſtalten ſauſten im Staube der Landſtraße davon.

Thekla hatte an dieſem Tage noch viel zu leiden, Natürlich erzählte ihre Mutter das Erlebte brühwarm den Herren, als dieſe von ihrem Spaziergange zurückkehrten. Sänger, deſſen Spezialität alles war, was in das moraliſche Gebiet ſchlug, erging ſich dann ſattſam über die Verwerflichkeit ſolcher Verhältniſſe im allgemeinen, und bedauerte Ella und Arthur und ſeine Frau, ſich ſelbſt, kurz ſie alle im beſonderen, daß ſie in ihrer nächſten Nähe einen ſolchen Fall von „Dekadence“ erleben müßten. So daß Ella, die ſchon lange mit den Thränen gekämpft hatte, ſchließlich zu weinen begann, Arthur einen roten Kopf bekam, und ſelbſt Seeheim, der der Sache am fernſten ſtand, eine verdroſſene Miene annahm. Welche Folter Thekla auszuſtehen hatte, ahnte niemand.

* *

Einige Wochen nach dieſem Erlebnis fragte Reppiner bei einem ſeiner Abendbeſuche:

„Sie ſind doch, ſoviel ich weiß, durch Ihren Bruder mit der Familie Bartuſch verwandt, oder doch um die Ecke rum verſchwägert — nicht?“

Thekla bejahte.

„Und wenn ich nicht irre, waren Sie auch mit einem jungen Herrn dieſes Namens bekannt? Ich kann mich entſinnen, ihn ſogar hier bei Tante Wanda geſehen zu haben.“ —

Thekla meinte: weshalb er ſie danach frage.

„Halten Sie viel von dem Betreffenden?“ gab Reppiner zur Antwort. Thekla ſah ihn erſtaunt an. „Es ſteht nämlich heute etwas in den Blättern von ihm. Aber erfreulich iſt es nicht, das ſage ich Ihnen gleich.“

Ihr Buſen hob ſich. Mit ſtockendem Atem fragte ſie: was denn paſſiert ſei? — Reppiner blickte ſie aus mißtrauiſchen Augen forſchend an. Er zog ein Zeitungsblatt aus der Bruſttaſche.

„Zu hören bekommen würden Sie's ja ſowieſo! Deshalb gebe ich's Ihnen lieber gleich. Da, unter Lokales!“

Sie las: „Ein beklagenswertes Verbrechen iſt geſtern in ſpäter Stunde verübt worden, das umſomehr peinliches Aufſehen zu erregen geeignet iſt, als der Thäter den beſſeren Ständen angehört und ein Mann von Bildung iſt. Ein Herr G. B., Sohn einer hieſigen angeſehenen Familie, hatte vor einigen Monaten in einer Vorſtadt-Villa Quartier bezogen. Dort wohnte er mit einer jungen Dame zuſammen, mit der er aber durch kein legitimes Band verbunden war. Aus irgend einem bisher noch nicht aufgeklärten Grunde ſind die beiden in Zwiſt geraten — man vermutet Eiferſucht von Seiten des jungen Mannes. — Herr B. feuerte einige Revolverſchüſſe auf das Fräulein ab, von denen einer traf und die Beklagenswerte tödlich verletzte. Hausbewohner eilten auf die Schüſſe herbei

und verſuchten den B. zu entwaffnen. Es gelang ihm jedoch, die Waffe gegen ſich ſelbſt zu richten und einen Schuß abzufeuern, der nur die Stirn ſtreifte. B. befindet ſich außer Lebensgefahr. Das Fräulein iſt im Laufe der Nacht bereits ſeiner Verletzung erlegen. B. iſt verhaftet, verweigert aber vorläufig jede Auskunft über die Motive ſeiner That.“ —

Thekla ſchlug die Hände vor die Augen. Sie ſah im Geiſte das junge Weib vor ſich, deſſen Züge ihr einen ſo tiefen Eindruck gemacht hatten, ſie ſah ihren letzten rätſelhaften Blick. War es zu faſſen? Dahin war es mit Gabriel gekommen! — —

„Herr Bartuſch ſelbſt iſt ja außer Lebensgefahr,“ ſagte Reppiner ſpöttiſch. „Es ſcheint leichter zu ſein, auf andere zu zielen, als auf ſich ſelbſt!“

„Ein armes, unſchuldiges Weſen zu töten!“ rief Thekla.

„Ja, es iſt die That eines Verrückten!“ meinte Reppiner.

In Theklas Gemüt regte ſich noch keine Spur von Mitleid für den Thäter. Sie ſah nur die That, die ihr das Blut erſtarren machte.

„Ein ſehr excentriſcher Herr muß es ſein!“

Es reizte ihn, mehr aus Thekla herauszubekommen. Vor allem hätte er gerne gewußt, ob es des Mädchens oder Gabriels Geſchick ſei, was ihr ſo nahe ging.

„Hat er ſchon früher ähnliche Anwandlungen gezeigt?“ fragte er, genau ihre Züge beobachtend. „Sie haben ihn doch gut gekannt. Solche Anlagen pflegen ſich früh zu zeigen.“

„Ich weiß nichts, ich weiß gar nichts! Quälen Sie mich nicht, Reppiner!“ rief Thekla außer ſich. „Sie ſehen doch, daß ich Ihnen darüber nichts ſagen kann.“

Er ſtand auf und griff mit einer Miene, die deutlich ſeine Kränkung zeigte, nach dem Hute.

„Kommen Sie bitte morgen wieder, Reppiner,“ bat Thekla in verſöhnlicherem Tone. „Verzeihen Sie mir! Ich muß mich erſt faſſen!“

Bald nachdem der Advokat gegangen, machte ſich Thekla zu Ella auf den Weg. Sie fühlte das Bedürfnis, mit jemandem zu ſprechen, den dieſes entſetzliche Geſchehnis auch etwas anging.

Sie fand nur Arthur zu Haus. Ella war, ſobald ſie das Unglück erfahren hatte, zu ihren Eltern geeilt. Arthur befand ſich in begreiflicher Erregung, doch beſchränkten ſich ſeine Klagen darauf, daß er einen ſolchen Schwager beſitze! Er ſah in erſter Linie das an dem Falle, was für ihn ſelbſt unangenehm war.

Bei Arthur hielt es Thekla nicht lange aus. Einen Augenblick dachte ſie daran, ob ſie Bartuſchs aufſuchen ſolle, die unglücklichen Eltern. Aber dann ſagte ſie ſich, daß ihr Beſuch leicht mißverſtanden werden könne. Nein, ſie hatte bei Gabriels Eltern nichts zu ſuchen, ſelbſt in dieſem Augenblicke nichts! Sie ging alſo wieder nach Haus.

Das erſte Entſetzen, das ſie hart und feindlich geſtimmt hatte gegen Gabriel, war nun einer weicheren Stimmung gewichen. Wie furchtbar traurig war doch ſeine That! Er hatte ſich mit Schuld bedeckt, die nie wieder gut zu machen war. Wie konnte er, dieſe That auf dem Gewiſſen, je wieder glücklich werden? Sein Leben war zerſtört.

Während Thekla ruhelos in ihrem kleinen Salon auf und abſchritt, ſuchte ſie ſich noch einmal Gabriels ganze Perſönlichkeit zu vergegenwärtigen, wie ſie ihn von Jugend auf gekannt. War er ein Menſch geweſen, dem man hätte

Brutalität zutrauen können? Sie konnte ſich manches verwegenen Streiches von ihm entſinnen, aber niemals hatte er eine That begangen, die ihr roh oder gemein hätte erſcheinen müſſen. Und wenn ſie ſich den ganzen Menſchen vorſtellte, den Mann, wie er ſich vor ihren Augen entwickelt hatte: hochgebildet, feinfühlig, für das Äſthetiſche empfänglich, eine Künſtlernatur, nervös und heißblütig ja! Aber doch nicht wild, grauſam, gewaltthätig! Nur wenn in ſeiner Ehre gekränkt, hatte er nicht vergeſſen können, und ſein Haß war dann ein verzehrendes Feuer geweſen.

War es etwa die That eines Eiferſüchtigen? Thekla rief ſich noch einmal die Züge des Mädchens in's Gedächtnis zurück. Dieſes feine Geſichtchen, den lieblichen Kindermund. Es war ſchwer an ein Verſchulden von ihrer Seite zu glauben. Und ſelbſt, wenn ſie ihn auf's tiefſte gekränkt hätte, blieb es nicht trotzdem die Handlung eines Barbaren, eine wehrloſe Frau zu töten! —

Was mußte ſich in dem Innern eines Mannes abgeſpielt haben, ehe er zu ſolchem Handeln kam! Erfolg, Ruf, ſeine ganze Exiſtenz zu vernichten! War es ein Fortgeriſſenwerden in ſinnloſer Leidenſchaft, die nicht hört und ſieht, was ſie thut? — So war Gabriel nicht veranlagt. Bei aller Heißblütigkeit hatte er ſich doch immer erſtaunlich in der Hand gehabt.

Immer dunkler wurde das Rätſel ſeiner That für Thekla, je länger ſie darüber nachſann. Sie hätte ſich wohl die Gedanken daran aus dem Kopfe ſchlagen ſollen! Was nutzte es denn, wenn ſie ſich grämte? Geſchehen war geſchehen! Licht in das Dunkel würde wohl erſt die Verhandlung bringen vor Gericht.

Aber es lebte in dem Mädchen eine dumpfe Ahnung, daß zwiſchen ihr und Gabriels That eine gewiſſe Ver-

bindung beſtehe. Darum war ſie ſo im Innerſten erſchrocken, als ſie von dem Geſchehnis erfahren hatte. Etwas wie Schuldbewußtſein, wie Mitwiſſen, bildete den verborgenſten Untergrund ihrer Bangigkeit.

Gabriels That war die That eines Verzweifelten, das ſtand für Thekla feſt. Eine tiefgehende Wandlung an ihrem Jugendgeſpielen war ihr im vorigen Jahre aufgefallen. Trotz ſeines abſprechenden Weſens, ſeiner Schroffheit, ja ſeiner Feindſchaft gegen ſie, ja vielmehr gerade deshalb, hatte ſie ihn doch vollkommen durchſchauen können. Er war einer, der eine innere Wunde zu verbergen ſuchte, einer, der zu ſtolz war zu zeigen, wie unglücklich er im Grunde ſich fühlt. Sein ganzes Weſen glich einem Gefäße, das einen Sprung hat. Ein großer Schmerz, eine ſchwere Enttäuſchung hatte ſein Gemüt verbittert und ihm das Daſein zum Ekel gemacht.

Wußte Thekla etwa nicht, welches Erlebnis dies geweſen? —

Sie wollte den Fall einmal ganz zu Ende denken, ſich nicht ſcheuen vor dem Peinlichſten. War ſie ſelbſt etwa Schuld an Gabriels Verbitterung? An ſeiner Verzweiflung und damit an ſeiner That? —

Wenn ſie ihn damals erhört hätte, wenn ſie eingewilligt hätte, die Seine zu werden, wäre es für ihn die Rettung geweſen? — Würde es ihr, jung und unerfahren wie ſie beide geweſen, gelungen ſein, ſeinen Charakter von Schlacken zu reinigen, ihn zu läutern? Würde ſie einen beſſeren Mann aus ihm gemacht haben?

So hatte ſie wohl alſo ihre Pflicht verſäumt an ihm? Vielleicht waren ſie von Anfang an für einander beſtimmt geweſen, ſie, Thekla Lüdekind und er, Gabriel Bartuſch? — Sie hatte die ihr vom Schickſal zugedachte Aufgabe verkannt. Darum war wohl ihr Leben jetzt ſo

ſchal und zwecklos, weil ſie dieſer Pflicht aus dem Wege gegangen war? Furchtbar ſchwer fiel die Möglichkeit auf Theklas Gewiſſen.

Aber ſie hatte ihn ja doch nicht geliebt! War das nicht ihre Entſchuldigung? Konnte es Pflicht geben, wo keine Liebe war?

Aber auch dieſer Gedanke entſchuldigte ſie nicht vor ſich ſelbſt. Hatte ſie Gabriel wirklich niemals nahe geſtanden, zu keiner Zeit ihres Lebens, wenn nicht in Liebe, ſo doch in einer Freundſchaft, die der Liebe ſehr nahe kam? War der Schmerz, den ſie jetzt um ſeinetwillen empfand, denkbar, ohne daß Liebe voraufgegangen? Wer wußte denn überhaupt zu ſagen, wo einem Menſchen gegenüber die Liebe anfängt? Vielleicht hätte die Freundſchaft ſich mit der Zeit dazu ausgewachſen. Vielleicht war ſie, ohne es zu wiſſen, an der großen Liebe vorbeigegangen, hatte die höchſte Beſtimmung ihres Lebens verſäumt.

Es war ein dunkles Labyrinth voll qualvoller Fragen und Selbſtvorwürfe, in dem ſie ſich zu verirren drohte. Und niemand war, der ihr den Weg in's Freie zurück hätte zeigen können!

* * *

Am nächſten Morgen ließ ſich Reppiner zeitiger als gewöhnlich bei Thekla melden. Er wolle ſich nach ihrem Befinden erkundigen. Aber die Art, wie er die Frage vorbrachte, ließ vermuten, daß ſie wohl nicht der alleinige Grund ſei ſeines Erſcheinens.

Bald fing er denn auch von dem „Falle Bartuſch"

an. Seit geſtern abend ſei etwas mehr Licht in die Sache gekommen. Damit zog er einen Packen Zeitungspapier aus der Taſche. Einige Blätter leitartikelten ſogar über die „aufſehenerregende Affaire".

Thekla warf einen flüchtigen Blick in eins der Blätter. Dort war der Fall unter der Aufſchrift „Liebſchaft mit tragiſchem Ausgang" behandelt. Aber die erſten Sätze gleich flößten ihr ſolchen Abſcheu ein, daß ſie Reppiner das Blatt zurückgab und die anderen keines Blickes würdigte.

Der Advokat ſteckte die Blätter wieder zu ſich. Es ſei das beſte, wenn ſie ſich nicht weiter um die traurige Sache kümmere, meinte er. Sie ſehe bereits ganz angegriffen aus. Ob es ihr nicht gut gehe? Thekla beachtete ſeine Frage nicht, ſie habe eine Bitte an ihn, ſagte ſie: ob es nicht möglich ſei, daß er die Verteidigung von Gabriel Bartuſch übernehme? —

Reppiner ſprang auf. „Thekla, was denken Sie von mir!"

Thekla meinte: er habe ihr ſelbſt erzählt, daß er ſchon manchen Verbrecher mit Glück verteidigt hätte, und überhaupt, er genieße doch Renommee als Verteidiger.

„Ja, aber dieſer Fall! — Nein, das kann ich nicht!"

Warum es nicht gehen ſolle, wollte ſie wiſſen. Gerade dieſer Fall müſſe ihn doch locken, ſeine Kunſt zu zeigen, habe ſie geglaubt.

„Nein, es geht nicht, Thekla! Und ich kann Ihnen nicht mal den Grund ſagen, warum ich dieſen Mann und gerade dieſen Mann nicht verteidigen will."

„Wenn ich Sie darum bitte, Reppiner, als einen Dienſt, den ich Ihnen niemals vergeſſen würde!" —

„Ich kann nicht! Machen Sie es mir doch nicht ſo ſchwer! Es iſt eine Vorſchrift für uns, daß wir die Verteidigung nicht annehmen, wenn wir perſönlich befangen

ſind. Und ich bin dieſem Menſchen gegenüber nicht unbefangen, aus Gründen — die meine eigene Angelegenheit ſind."

Thekla drang hierauf nicht weiter in ihn. Sie ahnte, was er meine. Beide ſchwiegen eine lange Zeit.

„Seine eigene Verwundung iſt unbedenklich," ſagte Reppiner dann. „Er befindet ſich in Unterſuchungshaft. Ich habe mich heute nach allem erkundigt."

Wieder eine lange Pauſe, dann fragte Thekla: „Was wird ſeine Strafe ſein?"

„Das hängt von vielen unberechenbaren Dingen ab. Ich vermute, ja, ich glaube beinahe ſicher, daß er wegen Totſchlags angeklagt werden wird. Vielleicht billigt man ihm ſogar mildernde Umſtände zu, denn er ſcheint in Erregung gehandelt zu haben. Eiferſucht iſt im Spiele. Unter einigen Jahren Gefängnis wird es aber ſchwerlich abgehen. Viel kommt natürlich auch auf die Zuſammenſetzung der Geſchworenenbank an und auf ſein eigenes Verhalten bei der Verhandlung. Kurz, da ſind allerhand Imponderabilien! Vorläufig verweigert er jede Auskunft. Das iſt unklug von ihm, denn es macht den Eindruck der Verſtocktheit. Man wird den Vorgang durch Zeugenausſagen doch ſchließlich feſtſtellen. Die Wirtin iſt bereits verhört. Sie giebt an, die beiden hätten ſich nicht ſelten geſtritten, das Mädchen iſt oft in Thränen geſehen worden. Er ſcheint ſie mit Eiferſucht gequält zu haben. An dem Mädchen iſt nichts weiter aufgefallen, als daß ſie in der letzten Zeit viel Briefe empfangen und auch geſchrieben hat. Wie's ſcheint, hat ſie von ihm fliehen wollen. Es iſt auch ein angefangener Brief von ihr aufgefunden worden, an einen Freund in Zürich, in welchem ſie dieſen bittet, ihr Reiſegeld zu ſchicken. Ob wegen dieſes Briefes der Zwiſt ausgebrochen iſt, bleibt undurchſichtig.

Die Wirtin will übrigens schon früher gehört haben, daß er seine Geliebte bedroht hat. Wenn die Person das unter dem Eide aufrecht erhält, so wirkt's natürlich erschwerend. Es würde das Zuchthaus bedeuten für ihn; ja, dann kann Mord in Frage kommen."

Thekla wehrte ihm, weiterzusprechen. Sie nahm das Taschentuch vor's Gesicht, um nichts zu sehen und zu hören. Reppiner entfernte sich mit leisen Schritten.

Es gingen Wochen in's Land. Die Untersuchung nahm ihren Gang. Thekla wurde über den Stand der Sache von Reppiner auf dem Laufenden erhalten. Auch durch Ella erfuhr sie einiges. Die Seinen durften ihn sehen. Wenn sie ihn nur selten aufsuchten, so geschah es, weil Gabriel nichts von ihrer Gesellschaft wissen wollte und sich ihre Besuche verbat. Nach allem, was man hörte, befand er sich in rätselhafter Gemütsverfassung. Auf Ellas Frage, ob er keine Reue verspüre über seine That, hatte er höhnisch geantwortet: ob sie den Pastor spielen wolle bei ihm? — Die Schwester zweifelte an seinem Verstande.

Der langsame Gang, den die Sache, da Gabriel Bartusch bei hartnäckigem Schweigen verharrte, nahm, bedeutete eine Folter für die wenigen, die trotz allem was geschehen, noch Sympathien für ihn hegten. Thekla hatte es schwer. Wie tief diese Angelegenheit sie berühre, durfte sie niemandem zeigen. Am offensten konnte sie noch gegen Reppiner sein, der nun doch einmal einen Blick gethan hatte in ihre Verfassung.

Wie er im Innersten zu der Sache stehe, ließ Reppiner nicht erkennen. Für ihn war es scheinbar nur der „Fall Bartusch", der sein Advokaten-Interesse mehr und mehr in Anspruch nahm. Über jede günstige Aussicht, die für den Angeklagten auftauchte, berichtete er, ebenso wie er keine ungünstige unterdrückte.

So nahte der Verhandlungstag heran. Reppiner erklärte, es komme viel auf den persönlichen Eindruck an, den der Angeklagte machen werde. Durch solche Äußerlichkeiten lasse sich der Laienrichter noch am ersten bestechen. Für eine günstige Zusammensetzung der Geschworenenbank werde schon der Verteidiger sorgen. Als Kollege stellte er dem von Bartusch gewählten Advokaten das Zeugnis größter Schlagfertigkeit und Gewandtheit aus. Der Vertreter der Staatsanwaltschaft sei zufälligerweise aber auch einer der schneidigsten seines Standes. Kurz, die Sache scheine sich zu einem interessanten Turnier zwischen Anklagebehörde und Verteidigung zu entwickeln. Im großen und ganzen aber ständen die Chancen nicht ungünstig für den Angeklagten, da die Hauptbelastungszeugin, eben jene Quartierwirtin, sich bereits bei der Vorverhandlung in arge Widersprüche verwickelt habe. Hier werde die Verteidigung jedenfalls mit Erfolg einsetzen.

Was interessierten Thekla im Grunde diese juristischen Spitzfindigkeiten! — Sie hoffte auf den redlichen Sinn der Richter, daß sie sich von Gerechtigkeit würden leiten lassen. Gabriels Unschuld sollte zu Tage kommen. Sie konnte den Glauben an ihn nicht fallen lassen. Es mußte etwas geben, das ihn entlastete. Sicherlich schwieg er nur darum jetzt so hartnäckig, weil er von seiner Unschuld durchdrungen war. Er würde in der Verhandlung auftreten und alle Vorwürfe zu nichte machen, mit ein paar Worten.

Alle um ihn her hatten ihn aufgegeben. Man interessierte sich nur noch dafür, wie hoch seine Strafe bemessen werden würde. Selbst die Seinen sprachen jetzt oft in wegwerfenden Ausdrücken von ihm. Sie sahen vor allem die Schande, die er über die Familie gebracht hatte.

Bei Thekla sprach allein das Mitleid. Sie sah nicht die That, nur den unglücklichen Thäter. Niemals

hatte Gabriel ihrem Herzen ſo nahe geſtanden wie jetzt, wo er von allen verlaſſen war, wo alle ein Recht zu haben glaubten, den Gefallenen zu verachten. Sie wußte, daß ſie kein Recht habe, über den Jugendfreund den Stab zu brechen. Man zweifelte an ſeiner Reue. Wie ſchlecht kannten ihn die Menſchen, wenn ſie glaubten, Gabriel werde jemals ein Gefühl blicken laſſen, das in ſeinen Augen Schwäche bedeutete. Sie allein kannte ihn in ſeinem Stolze. Die Richter mußten doch einſehen, daß ſie es hier nicht mit einem gewöhnlichen Verbrecher zu thun hatten. O, ſie hätte unter dieſen Richtern ſein mögen, ihnen zu erklären, wer dieſer Gabriel Bartuſch ſei! Wozu überhaupt noch eine Strafe für ihn? War er nicht geſtraft genug durch ſeine That?

Sie erwähnte Reppiner gegenüber einmal etwas dergleichen. Der wurde ſehr ärgerlich und meinte: das ſeien weibliche Argumentationen. Sie ſolle ſich angewöhnen, etwas mehr mit dem Kopfe zu denken, ſtatt ihr Herz immer mit der Vernunft durchgehen zu laſſen. Frauen hätten weder Logik noch Objektivität. Es kam Thekla vor, als ſei Reppiner ſelbſt in dem Falle Bartuſch ſehr weit von der Objektivität entfernt.

Am Verhandlungstage befand ſich Thekla in großer Unruhe. Reppiner kam im Laufe des Vormittags, direkt aus der Verhandlung. Er war in großer Haſt und teilte mit: Die Geſchworenenbank ſei die denkbar günſtigſte, der Angeklagte bis jetzt über Erwarten ruhig. Er müſſe offenbar von ſeinem Verteidiger ausgezeichnet inſtruiert ſein. Nun komme alles auf die Zeugenausſagen an. Damit eilte Reppiner wieder fort.

Thekla fühlte ſich durch die guten Nachrichten ermutigt. Ihr Glaube würde ſchon nicht zu Schanden werden! Sie war im ſtande, ſich um häusliche Dinge zu kümmern.

Aber ſchon im zeitigen Nachmittag wurde ihre Hoffnung erſchüttert. Ella trat auf. Sie hatte eben bei ihrer Mutter ein Billet geleſen, welches Vater Bartuſch, der der Verhandlung beiwohnte, ſoeben vom Saale aus an die Seinen gerichtet hatte. Er ſchrieb: „Gabriel, vom Staatsanwalt gedrängt, fängt an, Geduld zu verlieren. Ich fürchte, die Ausſichten verſchlechtern ſich.“

Ella war begierig, ſo bald wie möglich neues zu erfahren und eilte darum wieder nach Haus. Kurz nach ihrem Weggange kam Reppiner. Auf ſeinem Geſicht war das Schlimmſte zu leſen: „Er hat ſich alles ſelber verdorben! Schließlich kam es ſoweit, daß er ſich geradezu brüſtete. Er ſei in ſeinem guten Rechte geweſen, erklärte er, ſeine Ehre habe er verteidigt. Der Verteidiger gab ſich alle Mühe, den ſchlechten Eindruck zu verwiſchen. Aber der Staatsanwalt hatte leichtes Spiel. Fünf Jahre Gefängnis! Unter dieſen Umſtänden noch eine verhältnismäßig milde Strafe.“

Fünf Jahre Gefängnis! Das war ja ſo gut wie zum Tode verurteilt. Was würde aus ihm werden in den fünf Jahren! Gabriel ſo ehrgeizig, ſo empfindlich! Er würde das nicht überleben.

Es kam ihr ſo troſtlos vor, ſo unſagbar wehmütig. Es war der Verfall ſchönſter Hoffnungen, die ſinnloſeſte Vernichtung.

Dann löſte ſich die Spannung, in der ſie ſich während der letzten Stunden befunden hatte, in einem heftigen Weinanfall aus.

Reppiner hatte heute ſchon viel Verdruß gehabt. Daß ein Menſch ſich aus purem Mutwillen dem Staatsanwalt auslieferte, mußte ja auch einen Advokaten verdrießen. Und Theklas Teilname für den Verurteilten hatte vollends einen bitteren Geſchmack für ihn. Eiferſüchtig zu

ſein auf einen, der eben zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt worden war, erſchien eigentlich widerſinnig. Und doch, als Reppiner Thekla in Thränen ſah, packte ihn der Dämon der Eiferſucht. Selbſt ihre Vergangenheit wollte er keinem andern gönnen.

Was ſollte er nun thun? Dem Mädchen zureden, ſie tröſten? Oder an ihrer Trauer ſich beteiligen? Sympathieen für einen Mann zu heucheln, dem Thekla zugethan geweſen, war er nicht im ſtande. Noch weniger wollte er in den Verdacht kommen, zu triumphieren.

Und ſo wählte er denn das beſte Mittel deſſen, der ſich überflüſſig fühlt: er ging.

VI.

Der Fall Bartuſch war eben erſt durch Gerichtsſpruch entſchieden, als Thekla dem Regierungsrat von Wernberg auf der Straße begegnete. Wie immer grüßte dieſer Herr ſie beſonders zuvorkommend.

So war er alſo von der Reiſe mit ſeinem Herzog zurückgekehrt! —

Thekla dachte nicht lange an dieſe Begegnung, von anderen Gedanken in Anſpruch genommen, bis ſie abends einen Brief vorfand mit der Unterſchrift: „Ihr gehorſamſter Leo von Wernberg.“

Er ſchrieb, ſeine Mutter komme in dieſen Tagen zu ihm auf Beſuch, und es ſei ſein lebhafter Wunſch, daß Fräulein von Lüdekind die Frau kennen lerne, die er am höchſten verehre auf der ganzen Welt. Er ſchlug ein

Rendezvous vor bei ſeiner Tante, Fräulein von Wallamber, die übrigens eine neue Wohnung bezogen habe. Zugleich gab er die veränderte Adreſſe des alten Fräuleins an. Die Zeit der Zuſammenkunft zu benennen, bat er Thekla.

Sie fühlte ſich von dieſem Briefe ganz ſonderbar angemutet. In der letzten Zeit hatte ſie ſich mit allem anderen mehr beſchäftigt, als mit Herrn von Wernberg. Und nun rief er ſich ihr in ſolcher Weiſe in's Gedächtnis zurück. Merkwürdig! —

Sie entſann ſich ja, daß er von ſeiner Mutter mit großer Wärme geſprochen hatte. Das Bild, das ſie von ihr geſehen, war noch friſch in ihrer Erinnerung. Seine Verehrung für die alte Dame hatte ihr ausnehmend gefallen. Ja, als ſie ſchärfer nachſann, fiel ihr auch ein, daß er ſchon damals den Wunſch angedeutet habe, ſeine Mutter und Thekla möchten einander kennen lernen. Daß das ihrem Gedächtnis hatte entfallen können! —

Der Brief war durchaus höflich und korrekt im Tone — bei Herrn von Wernberg, wie ihr ſchien, etwas durchaus Selbſtverſtändliches. — Aber aus ſeinem Vorſchlage, ſich mit ihm und ſeiner Mutter bei Fräulein von Wallamber zu treffen, ſprach eine Vertraulichkeit, die ſie befremdete. Kannte man einander denn ſchon ſo genau? War es in gewiſſem Sinne nicht ein Zuviel, was er ihr zumutete? Und in anderem Sinne wiederum eine zu große Ehre, die er ihr anbot? Gerade, weil er ſeine Mutter ſo über alles verehrte, ſchien Thekla dies hier eine Auszeichnung, die ſie weder verdient, noch die ſie verlangt hatte. Es lag ein Mißverhältnis in dieſer Idee, eine übertriebene Freundlichkeit, ein Drängen, das ſie bei einem anderen „Aufdringlichkeit“ genannt haben würde. Da es Wernberg war, ſuchte ſie nach Entſchuldigungs-

gründen. Er war eben ein Herr, und vermochte wahrſcheinlich nicht, ſich in die ſchwierige Lage einer einzelnen Dame zu verſetzen. Wie's ſchien, konnten das die Männer überhaupt nicht. Sie brauchte nur an die Erfahrungen denken, die ſie an Gabriel und erſt kürzlich mit Reppiner gemacht hatte. Aber bei einem Manne von der Erziehung Wernbergs war es doch erſtaunlich.

Erſtaunlich blieb auch, daß Herr von Wernberg, nach ſo langem Schweigen, urplötzlich mit dieſem Vorſchlage kam. Freilich, er war ja verreiſt geweſen. Er konnte doch auch nicht wiſſen, daß ihr in ihrer augenblicklichen Gemütsverfaſſung gar nicht danach zu Mute war, ſich ſeiner Mutter vorzuſtellen.

Unhöflich wollte ſie nicht ſein. Es wäre unfreundlich geweſen, den gutgemeinten Vorſchlag einfach abzulehnen; das hätte er mit Recht übelnehmen können. Sie konnte ja auch einen Grund zur Ablehnung anführen, der nicht mal erfunden war: Thekla fühlte ſich nicht wohl. Sie ſchrieb's ihm mit dem Ausdrucke des Bedauerns, daß ſie auf dieſe Weiſe um die Ehre komme, Frau von Wernberg vorgeſtellt zu werden.

Als Thekla das erſte Mal nach dem Stubenarreſt, welchen ihr ihr Befinden und Doktor Beermanns Befehl auferlegt hatten, auf die Straße ging, wollte es der Zufall, daß ihr Herr von Wernberg begegnete. Er zog den Cylinder und eilte auf ſie zu. Alſo hatte er ihr die Abſage nicht übel genommen!

Wernberg blickte beſorgt in Theklas Geſicht. Er habe ſich die ganze Zeit geängſtigt um ſie, behauptete er. Erſt nachdem ſie ihm verſichert hatte, daß ſie wieder ganz hergeſtellt ſei, erklärte er ſich für beruhigt.

Sie hatte das Gefühl, daß ſie ſoviel Teilnahme doch in irgend einer Form erwidern müſſe und fragte ihn nach

ſeiner Reiſe. Er erzählte ihr im Fluge einiges von ſeinen Erlebniſſen, in der amüſanten Art, die Thekla von früher her ſo nett an ihm fand.

Dann plötzlich einen geſetzteren Ton annehmend, fragte er ſie nach dem Befinden ihrer Verwandten. Er habe immer ſchon den Wunſch gehegt, ihnen vorgeſtellt zu werden; bisher habe ſich leider noch keine Gelegenheit dazu geboten. Er bat, daß Fräulein von Lübekind ihn unbekannterweiſe empfehlen möge. Damit blieb er ſtehen, machte ihr mit tiefabgezogenem Hut ſeine Verbeugung und entfernte ſich.

Dieſes Erlebnis bedeutete neue Beunruhigung für Thekla. Ein Gedanke, der ſie ſchon hin und wieder heimgeſucht hatte, niſtete ſich nun feſt bei ihr ein: daß Wernberg ein ganz beſtimmtes Ziel verfolge.

Sie erſchrak in innerſter Seele. Schon wieder einer, der ſich ihr näherte, ohne daß ſie ihn gerufen! — Ernſtlich dachte ſie nach, ob in ihrem Weſen etwas Herausforderndes gefunden werden könne. Hatte ſie ſich etwa damals, als ſie mit ihm bei der alten Wallamber geweſen, nicht richtig betragen? Hätte ſie beſſer gethan, ſeine Begleitung auf dem Rückwege abzulehnen? — Die Männer erblickten ja in der geringſten Vertraulichkeit ſofort Entgegenkommen!

Dann wieder dachte ſie, ob ſie nicht zuviel ſehe. War es nicht lächerlich, ſich zu ängſtigen? Wernberg war doch ein anſtändiger Mann! Er hatte ihr in korrekteſter Form einen Brief geſchrieben und ſie in höflichſter Weiſe auf der Straße angeredet; war das ſo etwas Außerordentliches? Hatte es Sinn, darüber Nächte lang nicht zu ſchlafen? Hieß das nicht, aus einer Mücke einen Elephanten machen? —

Ihre Mutter kam in ſchlechtverhehlter Aufregung zu ihr geſtürzt, um ihr mitzuteilen, daß ſoeben Regierungsrat

von Wernberg bei ihnen Karten abgeworfen habe; leider ſei niemand zu Haus geweſen. Bald darauf erfuhr ſie das nämliche von Ella und Arthur. Nur bei Seeheims war er angenommen worden. Agnes ſagte, ſie ſei ganz überraſcht, was Herr von Wernberg, dieſes „große Tier", für ein netter, umgänglicher Mann ſei. Er habe ihr geradezu den Eindruck gemacht, als gehöre er bereits zur Familie.

Thekla wußte genug. Agnes hätte gar nicht nötig gehabt, ſo auf den Strauch zu ſchlagen. Es war alſo wirklich an dem: Herr von Wernberg freite um ſie.

Es giebt keine Frau, welcher die Erkenntnis, daß ein Mann ſie ernſthaft zum Weibe begehrt, nicht tiefen Eindruck machte.

Daß dieſer Fall anders liege, ganz anders als die früheren, war Thekla klar. Wernberg war nicht mit einem Herrn von Deiſtel zu vergleichen. (Der Brave ſchien ſich übrigens ſchnell getröſtet zu haben. Thekla ſah ihn gelegentlich mit Frau und Kind in den Straßen. Es gab ihr ſtets ein Gefühl der Beruhigung, wenigſtens dieſen ihrer Liebhaber verſorgt zu ſehen.)

Sie hätte die beiden: Deiſtel und Wernberg auch gar nicht an einem Tage nennen mögen. Einen Menſchen abweiſen, der niemals tieferen Eindruck auf ihr Herz gemacht, der ſich mit ſeinem Antrage gar nicht mal an ſie gewandt, der die Eltern als die einzig maßgebende Inſtanz angeſehen hatte, einem ſolchen Manne den wohlverdienten Korb zu erteilen, war nicht ſchwer geweſen. Aber, wie ſich verhalten einem Wernberg gegenüber? —

Hinderniſſe über Hinderniſſe ſah ſie zwiſchen ſich und ihm.

Da war vor allem ihre Familie. So ſehr ſie ihre Mutter liebte, konnte ſie ſich darüber keinen Illuſionen hingeben: zu Herrn von Wernbergs Schwiegermutter eignete ſich Frau Sänger nicht. In Wernbergs Gegenwart, das

wußte Thekla, würde ſie aus dem Erröten über die Schwächen der Mutter nicht herauskommen. Und gar um einen Sänger zu ertragen, war Leo Wernberg nicht der Mann.

Sie hegte auch ſtarke Zweifel, ob ſie ſelbſt zur Ehe tauge. Mochte es nun Wernberg ſein oder ein anderer, ſie hatte ſich alle Gedanken an's Heiraten überhaupt aus dem Kopfe geſchlagen. Sie paßte wohl nicht dazu? Ihre vierundzwanzig Jahre machten ihr Bedenken.

Und war ſie denn überhaupt frei? — Waren die Beziehungen zu Gabriel Bartuſch aus ihrer Vergangenheit wegzuleugnen? — Seitdem erneute Annäherung zwiſchen ihm und ihr völlig aus dem Bereich der Möglichkeit lag, ſeitdem eigentlich erſt fühlte ſie in ganzer Schwere, was er ihr, und was ſie ihm geweſen war. Mit Verſtorbenen geht es einem wohl ſo; meiſt erkennt man ihre Bedeutung erſt dann, wenn ſich die Thür hinter ihnen für immer geſchloſſen hat. Und Gabriel war ja ſo gut wie tot. Grade weil ihr Gewiſſen nicht frei war dieſem Unglücklichen gegenüber, fühlte ſie das, was nicht mehr gut zu machen war, als eine Feſſel, die ſie unſichtbar band.

Trotz aller Bedenken aber konnte es ihr auf der anderen Seite doch nicht entgehen, wie viel Annehmenswertes in Wernbergs Antrage liege. Es war gar nicht nötig, daß ihre Mutter ſie darauf hinwies, ſie wußte es ſelbſt: Wernberg war ein Mann, wie wenige Mädchen ihn ausſchlagen würden. Sie hätte noch ganz andere Gründe zu ſeinen Gunſten anführen können. Aber ſelbſt, wenn ſie ihr Herz ſchweigen hieß, blieb noch genug, was für eine Annahme ſeines Antrages ſprach. Vor allem würde ſie mit einemmale aus der Zwitterſtellung herauskommen, in der ſie ſich befand. Denn ſie war doch nur ſcheinbar ſelbſtändig, in Wahrheit hing ſie von vielen Dingen und Menſchen

ab. An ihm würde ſie einen Beſchützer und Berater haben, ihm traute ſie zu, daß er als Gatte den Kavalier niemals vergeſſen werde. Man war doch als einzelnſtehendes Mädchen ein allzu hilfsbedürftiges Weſen! Täglich erlebte ſie Proben dafür. All die Zweideutigkeiten ihrer Stellung würden dann ein Ende nehmen.

Das ſah Thekla, ſah es klar und im nüchternſten Lichte. Die Ausſicht, Frau von Wernberg zu werden, hatte ſehr viel Verlockendes, wenn man an die Verſorgung dachte. Und wäre ſie ihrem Kopfe allein gefolgt, ſo hätte ſie gar nichts ſehnlicher herbeiwünſchen können, als daß Wernberg endlich anhalten möchte.

Gerade weil ſie ihr Herz einmal ſchon an ihn verloren hatte, hielt ſie ſich für berechtigt, Wernberg gegenüber die höchſten Anforderungen zu ſtellen. Der Wernberg von damals lebte ja nicht mehr, er hatte nur exiſtiert in der Phantaſie der Thekla von damals, jenes enthuſiaſtiſchen Weſens, das ihr heute ſelbſt ſo fremd war. Auferſtehen würde er ebenſowenig, wie ſie um fünf Jahre jünger werden konnte. Es gab in ihrem Gefühlsleben zwar manche Brücke vom Jetzt zur Vergangenheit zurück, aber Thekla war auf ihrer Hut, mißtrauiſch gegen das eigene Herz, durch Erfahrung vorſichtig gemacht. Kritiklos ſtand ſie keinem Manne mehr gegenüber.

Sie war ja auch gewarnt gerade in Bezug auf Wernberg. Sie brauchte doch nur an ihn und Lilly Ziegriſt zu denken. Hatte Leo Wernberg etwa nicht Lilly den Hof gemacht? Hatte nicht alle Welt, die Ziegriſts an der Spitze, beſtimmt angenommen, aus den beiden müſſe ein Paar werden? War es ſchön von ihm gehandelt, bei einem Mädchen Hoffnungen zu wecken und ſie nicht zu erfüllen? — Freilich eine große Entſchuldigung gab es für ihn: es war Lilly geweſen, die ſich ihm an

den Hals geworfen hatte. Vielleicht hatte ihn das verdroſſen. Wer konnte denn wiſſen, was ſich zwiſchen dieſen beiden zugetragen habe und auf weſſen Seite die Schuld lag! —

Leo Wernberg hatte ja immer für einen Kurmacher von Profeſſion gegolten. Das ſprach in Theklas Augen nicht ſo ſehr gegen ihn, wie man hätte denken ſollen. Sie wußte nun ſchon ſoviel, daß jeder Mann zur Flatterhaftigkeit neigt, bis er der Frau begegnet, die ihn für alle Zeiten feſſelt. Seine Vergangenheit wäre kein Grund geweſen, ihn abzuweiſen. Woher wolle ſie das Recht nehmen, ihm einen Vorwurf zu machen?

Maßgebend war für Thekla die Frage, ob er ſie liebe. Seine Art zu ihr zu ſprechen, ſeine Blicke neulich, etwas ſchwer mit Worten zu Bezeichnendes in ſeinem ganzen Verhalten ſagten deutlich das Wort, das eine kleine ausſchlaggebende Wort, für das es hundert Ausdrucksweiſen giebt.

Aber warum kam das ſo ſpät? War es nicht ſonderbar, daß er früher völlig achtlos an ihr vorübergegangen, daß jetzt erſt ſein Herz geſprochen haben ſollte. Freilich, damals war er ja ganz von Lilly in Anſpruch genommen worden. Seitdem konnte er ſich geändert haben, ebenſo wie ſie ſich geändert hatte. Wer weiß, was für Erfahrungen an ihm gearbeitet haben mochten! Er erſchien ihr ernſter, nachdenklicher, weicher jetzt als zu jener Zeit wo er der verwöhnte Löwe im Salon der alten Herzogin geweſen war.

Sie hielt ihn ſtarker Gefühle für fähig. Seine Augen, ſeine lebhaften, ſchönen, vielſagenden Augen ſprachen dafür. Es lag etwas in ſeinem ganzen temperamentvoll auf's Ziel zuſchreitenden Weſen, das Energie, Kraft, ſtarke Mannheit bezeugte.

Der Gedanke kam ihr einmal, daß in seinem Verhalten Berechnung liegen könne. Sie wies diesen Verdacht zurück, empört über sich selbst, daß er ihr überhaupt gekommen war. Sie hatte es doch mit einem vornehmen Manne zu thun! Was für ein Schauspieler müßte das sein, der Liebe zu empfinden vorgab, die er nicht fühlte! —

Obgleich sie ihm Falschheit nicht zutraute, so wollte sie ihr Ohr dennoch schärfen. Entscheidend sollte sein für ihren Entschluß, ob sie den Ton heraushören würde aus seinem Werben, den warmen herzlichen Ton echter Liebe. Denn das sagte ihr ein sicheres Gefühl: glücklich konnte sie nur werden mit dem Manne, der ihr ein Herz zu schenken hatte.

* * *

Mehr denn je fehlte ihr ein Mensch, mit dem sie sich mal offen hätte aussprechen können. Sie fand, daß ihre Gedanken, die sie fortwährend in sich selbst verarbeiten mußte, eine unnatürlich übertriebene, oft unheimliche Gestalt annahmen. Viel klarer und mutiger wäre sie sicher geworden, wenn sie manche Frage, die ihr Gemüt beschwerte, durch Mitteilung an einen Freund gleichsam aus sich heraus hätte stellen, sie am fremden Urteil hätte messen können.

Mit Reppiner war über irgend eine Angelegenheit, die einen anderen Mann betraf, nicht zu sprechen. Thekla wunderte sich, daß seine Eifersucht nicht längst etwas von dem, was sich vorbereitete, gemerkt hatte.

Und nun wollte es der Zufall, daß sich ihr der Ab-

vokat abermals höchſt nützlich erwies, und von neuem damit ſeine Unentbehrlichkeit für ſie an den Tag legte.

Thekla war beſtohlen worden. Es hatte ſich ereignet, während ſie auf einem kurzen Gange nachmittags in der Stadt geweſen war. Beim Nachhauſekommen fand ſie ihr kleines, von Tante Wanda ererbtes Schreibpult erbrochen. Es fehlte bares Geld, von dem ſie glücklicherweiſe nicht allzuviel da gehabt, und einige Schmuckſachen.

Im erſten Schrecken über den Einbruch ſchickte Thekla ſofort zu Reppiner, der bald zur Stelle war. Er vernahm zunächſt die Dienſtboten. Hedwig war ruhig, die alte Kathinka wollte die Beleidigte ſpielen. Nach kurzem Verhör erklärte Reppiner, daß die beiden nach ſeiner Überzeugung unſchuldig ſeien. Thekla hatte das auch nicht anders erwartet.

Während Reppiner noch darüber war, ſich ein Verzeichnis der geſtohlenen Sachen niederzuſchreiben, ging die Klingel. Es war Hedwigs Bräutigam, der Poſtgehilfe. Die ganze Mordsgeſchichte wurde ihm bereits im Vorſaal brühwarm aufgetiſcht.

„Rufen Sie mir dieſen Poſtmenſchen doch mal herein!“ ſagte Reppiner, „oder vielmehr, ich werde ſelbſt mit ihm ſprechen!“ Damit ging er hinaus. In der hinteren Stube traf er den jungen Mann, der ſich's eben beim üblichen Abendbrot wohl ſein laſſen wollte. Gänzlich unaufgefordert erzählte der Poſtgehilfe, daß er eben vom Schalter komme, er habe den ganzen Nachmittag über Dienſt gehabt.

„Wollen Sie mir einen Gefallen thun, werter Herr?“ fragte Reppiner. Der junge Mann erklärte ſich gern zu jedem Dienſt bereit.

„Ich muß zur Polizei, um den Diebſtahl anzuzeigen. Inzwiſchen wäre es mir lieb, wenn das Haus nicht gänz-

lich ohne männlichen Schutz bliebe. Wollen Sie ſich alſo hier bei den Frauen halten?“ —

Der Poſtgehilfe war ſofort dabei. Er legte überhaupt den größten Eifer an den Tag, fragte, ob man noch keine Spur von den Dieben habe und wieviel eigentlich Geld geſtohlen ſei?

Reppiner beobachtete ſcharf die Züge des Menſchen und nannte eine viel größere Summe, als in Wirklichkeit fehlte. Der Poſtgehilfe blickte darob einigermaßen verdutzt darein. Der Advokat legte ihm dann die Bewachung des Hauſes noch einmal dringend an's Herz und ging.

Nach einer Stunde etwa kam er wieder. In ſeiner Geſellſchaft befand ſich ein Fremder.

Der Poſtgehilfe meldete, daß ſich in der Zwiſchenzeit nichts von Belang ereignet habe. „Freut mich zu hören!“ ſagte Reppiner. „Wir ſind übrigens glücklich geweſen. Wir haben nämlich die geſtohlenen Sachen ſämtlich wieder.“ Der junge Mann ſchrak deutlich zuſammen und verfärbte ſich. „Bis auf etwas Geld, und das dürfte ſich in Ihrer Taſche befinden.“

Hedwig trat an ihren Bräutigam heran. Die Züge des Mädchens waren gänzlich verändert. Ihre Augen blitzten. „Iſt das wahr? Haſt du das gethan?“ Er ſchwieg, wagte nicht, ſeine Braut anzuſehen.

Der Poliziſt wollte nun ein Verhör anſtellen mit den Frauen. Aber Reppiner verhinderte das. Er hatte bereits in Theklas Geſicht das größte Entſetzen geleſen. „Das nehme ich auf mich!“ ſagte der Advokat jenem in's Ohr. „Beſorgen Sie nur den hier aus dem Hauſe.“ Der Poliziſt nahm den Dieb an der Hand, der nicht an Widerſtand dachte. Er folgte ſeinem Führer geſenkten Hauptes mit ſchlotternden Gliedmaßen. Hedwigs

Bräutigam hatte entſchieden ſehr viel eingebüßt an ſelbſtbewußter Haltung in den letzten zehn Minuten.

Kathinka beſchwor heulend, ſie habe nichts gewußt davon, wie ſchlecht „der Kerl“ ſei. Hedwig aber erzählte freiwillig, ſie habe ihn neulich mal, als niemand da geweſen, in das Zimmer des gnädigen Fräuleins geführt. Er hätte nämlich ſchon immer den Wunſch geäußert, die ſchönen Sachen da drinnen ſich anſehen zu dürfen, um ähnliches für ihre Ausſtattung zu beſtellen. Da habe ſie ihm den Wunſch erfüllt. Heute aber müſſe er ſich eingeſchlichen haben, vielleicht durch den Garten. Hedwig geſtand dann noch weiter, ſehr zum Verdruß der Tante, daß man ihm öfters Eßwaren mitgegeben habe aus den Vorräten des Hauſes.

Thekla war natürlich auf's höchſte beſtürzt über dieſes Erlebnis. Sie hatte einen wirklichen Verluſt nicht erlitten, aber viel ſchlimmer war es doch, zu ſehen, daß man getäuſcht worden war von Menſchen, die man für ehrlich gehalten hatte. Vor allem war es ihr leid um Hedwigs willen. Wo blieben nun die Heiratspläne des armen Dinges?

Kathinka, die den Tag darauf kündigte, ſah Thekla nur darum ungern ſcheiden, weil ſie ſie von Tante Wanda übernommen hatte; im übrigen machte ſie ſich nicht viel aus der Alten. Hedwig hingegen, die ebenfalls gehen wollte, ließ Thekla nicht ziehen. Das Mädchen nahm die Kündigung zurück, als die Herrin verſichert hatte, daß ſie ihr nichts nachtrage.

Die Angelegenheit brachte noch mancherlei Unangenehmes für Thekla im Gefolge. Sie wurde vernommen. Reppiner ſtand ihr getreulich zur Seite. Er verſtand es, ihr die Angſt vor dem Gericht, die Thekla wie den meiſten ihres Geſchlechtes eigen war, etwas zu nehmen.

Es war ja ſehr bequem, einen ſo erfahrenen Berater,

wie Reppiner, jederzeit in Bereitſchaft zu haben, aber der Gedanke hatte doch etwas Peinliches, daß man ihm ſoviel Mühe niemals würde vergüten können. Bei Tante Wanda war er der Anwalt geweſen, der für ſeine Leiſtungen bezahlt wurde. Thekla hatte niemals gewagt, von Bezahlung zu ſprechen ihm gegenüber, da ſie ſeine Empfindlichkeit kannte, und er ſelbſt brachte die Rede nicht darauf.

Reppiner kam jetzt beinahe allabendlich. Er ſchien ſtillſchweigend anzunehmen, daß ihre Abende für ihn da ſeien. Wenn Thekla mal bei den Ihren war, oder ſonſt außer dem Hauſe, ohne ihn davon benachrichtigt zu haben, dann ſah ſie ihm beim nächſten Wiederſehen den Verdruß darüber deutlich an.

Sie wollte ihm ja das Recht auf ihre Dankbarkeit gewiß nicht verkümmern; aber ein weitergehendes konnte ſie ihm auch nicht einräumen, beim beſten Willen nicht. Er war ja, ſeitdem ſie Gabriel eingebüßt hatte, ihr beſter Freund, und würde es immerdar bleiben. Aber ſie mußte im ſtillen befürchten, daß er mehr verlange, daß er ganz beſtimmte Hoffnungen nähre, die niemals erfüllt werden konnten. Er hatte neuerdings eine Art, ſie anzublicken, ſich angewöhnt, die ſie tief beunruhigte. Es bedurfte ihrer ganzen Geiſtesgegenwart, ihn von gewiſſen Deutlichkeiten auf die er in der Unterhaltung, zuſteuerte, abzuhalten.

Eine ſehr ſchwierige Lage! Thekla wußte wirklich manchmal nicht, wie ſie ſich darin zurechtfinden ſolle. Was für ein unſeliges Geſchick verfolgte ſie, daß ſie ſich keinen Mann als ſchlichten Freund erhalten konnte! —

Wäre nicht auch dieſer unhaltbare Zuſtand ſchnell und für immer erledigt geweſen, wenn ſie ſich zu dem Schritte hätte entſchließen können, auf den zu ſie jetzt alles zu drängen ſchien? —

VII.

Als Thekla abermals einen Brief von Leo Wernberg erhielt, erkannte sie seine Handschrift bereits.

Ihre Hand zitterte, während sie den Umschlag erbrach; sie glaubte zu wissen, was der Brief enthalte. Sie atmete daher beruhigt auf, als sie las:

„Verehrtes, gnädiges Fräulein! Ich sitze am Schreibtisch meiner guten Tante Sidonie. Wir haben soeben von Ihnen gesprochen. — Klangen Ihnen die Ohren nicht? — Meine Tante ist betrübt, daß sie neuerdings so wenig von Ihnen sieht, und läßt Ihnen sagen, daß sie ernstlich böse sei auf Sie. Aber unter uns gesagt, die Sache ist nicht so gefährlich! Tante Sidonie konnte niemals böse sein; das habe ich schon als Junge gewußt und gründlich ausgenutzt. Als Beweis, wie ungehalten sie ist, mag Ihnen dienen, gnädiges Fräulein: sie läßt Sie hierdurch feierlichst bitten, morgen um fünf Uhr nachmittags hierher zu kommen, zum Kaffee (mit Anisplätzchen natürlich), um die neue Wohnung kennen zu lernen. Ich bin auch dazu eingeladen. Also auf baldiges, hoffentlich recht vergnügtes Wiedersehen!

Ihr gehorsamster

Leo Wernberg."

„Nachschrift: Absagen werden nicht angenommen, sagt mir die Tante."

Gott sei Dank, das war ein Aufschub! Der Brief klang harmlos; jedenfalls nicht wie der eines drängenden Freiers.

Thekla ſchrieb ein paar Zeilen an Fräulein von Wallamber, in denen ſie für die freundliche Einladung dankte und ſagte: ſie werde mit größtem Vergnügen kommen. Nicht ganz gleichgiltig, aber doch ohne tiefere Beunruhigung ſah ſie der Zuſammenkunft entgegen. Was ſeine Abſichten auch ſein mochten, das ſah ſie wieder aus dieſem Briefe, vor einem konnte man ſich ſicher fühlen bei ihm: er würde niemals taktlos oder ſchroff vorgehen. Alles, was er that, zeugte von Erziehung und Lebensart. Und gerade darin war ſie von den Männern bisher nicht verwöhnt worden.

Als Thekla bei dem alten Fräulein ankam, fand ſie Herrn von Wernberg bereits vor. Die Wallamber brach jeder Schwierigkeit die Spitze ab durch die lebhafte und herzliche Art, wie ſie Thekla begrüßte. Sie wohnte jetzt viel ſchöner als früher. Mit Stolz zeigte ſie alles, und berichtete: das verdanke ſie dem „guten Leo“. Er habe für ſie die Wohnung ausgeſucht, und die Hauptſache: er habe ihr die Penſions-Zulage erwirkt, ohne die ſie niemals an ſolchen „Luxus“ hätte denken können. Der Luxus war nicht ſo ſehr groß, denn das ganze Quartier beſtand aus drei Zimmerchen, von denen das eine, ihr Schlafzimmer, nicht betreten werden durfte. Nachdem alles genugſam bewundert war, ſetzte man ſich zu dritt an den bereits zurecht gemachten Kaffeetiſch.

Die Wallamber plapperte die ganze Zeit, während die jungen Leute ſchwiegen. Als die zweite Taſſe eingeſchenkt war, rief ſie: „Aber was iſt mit dir, Leo? Du verachteſt meinen Kaffee! Du ißt nicht mal Anisplätzchen! Du ſagſt auch nicht ein Sterbenswörtchen! Dir geht was im Kopfe herum!“

„Du kannſt recht haben, Tante,“ erwiderte er. „Mir geht was im Kopfe herum!“

Bald darauf ſtand das alte Fräulein auf und erklärte mit dem harmloſeſten Geſichte der Welt: „Kinder, ich bin alt. Ich muß jetzt ein Nickerchen machen. Entſchuldigt mich! Nichtwahr, Fräulein von Lüdekind, Sie verzeihen? Und du, Leo, mach mir hübſch die Honneurs! Es iſt ſonſt niemand in der ganzen Etage.“ — Damit nickte ſie den beiden mit vielſagendem Lächeln zu und verſchwand. Man hörte die jenſeitige Thür gehen, die zu ihrem Schlafzimmer führte.

Thekla ahnte, daß nun das Entſcheidende kommen werde. Eine ſinnbethörende Angſt überfiel ſie plötzlich, da ſie ſich mit ihm allein gelaſſen ſah. Es war ihr zu Mute, als ſei dieſer kleine Raum ein Käfig, in dem ſie gefangen gehalten wurde, als ſolle ihr hier Gewalt angethan werden. Dabei hatte ſie das Beſtreben, ihre Furcht nicht merken zu laſſen. Aber ihr Zittern verriet ſie. Sie rang nach Faſſung.

Er fragte ſie, ob er das Fenſter ein wenig öffnen dürfe; es komme ihm ſchwül vor im Zimmer. „Ja, öffnen Sie das Fenſter!“ rief Thekla gepreßt. Die halbe Minute, die er dazu brauchte, bedeutete ihr eine Erleichterung. Sie verſuchte zu ſich zu kommen, zu überlegen, wie ſie ſich verhalten ſolle.

Er kehrte zu ihr zurück und ſetzte ſich neben ſie. Sein Geſicht trug das gewohnte verbindliche Lächeln. „Iſt Ihnen jetzt beſſer?“ fragte er. „Ich ſah es Ihnen an, daß Sie einen friſchen Durchzug brauchten.“ Er wartete auf eine Antwort. Sie lächelte nur nervös.

Man ſchwieg. Was für ein laſtendes beredtes Schweigen. Ihr war es, als vergingen Stunden. Sie hätte ihn bitten mögen, jetzt etwas zu ſagen, ſei es, was es ſei, denn dieſer Zuſtand war unerträglich.

Thekla ſah nicht die Veränderung, die in ſeinen

Zügen vorging, merkte nur, daß er ſich ein wenig nach ihrer Richtung vorbeugte. Plötzlich hörte ſie ſeine Stimme gänzlich verändert, nahe ihrem Ohre: „Fräulein von Lüdekind“ . . . Sie blickte ſcheu zu ihm auf, ſein Auge leuchtete, glühte. Schnell ſah ſie weg. Das Geſicht hatte ſie erſchreckt in ſeinem Ausdruck. Sie fürchtete ſich.

„Fräulein von Lüdekind, hören Sie mich bitte an!“ ſagte er mit einſchmeichelnder Stimme. „Ich will es nur geſtehen, daß ich Sie hierher gebeten habe, um endlich ungeſtört mit Ihnen ſprechen zu können. Worüber, wird Ihnen kaum zweifelhaft ſein! Vielleicht verargen Sie es mir, daß ich mich mit meinem Antrage nicht zunächſt an eine andere Stelle gewendet habe, an Ihre Frau Mutter oder an Ihren Stiefvater. Aber es iſt doch ſchließlich eine Sache, die zwiſchen uns ausgemacht werden muß, zwiſchen uns beiden allein. Von Ihnen will ich mir die Antwort holen, die über mein künftiges Glück entſcheiden ſoll.“

Er ſchwieg und ſah ſie eindringlich an. Seine Hand war bereit, ſich nach der ihren auszuſtrecken. Sein Blick ſuchte ihren Blick. Es war ihr, als werde ſie von ihm an beiden Händen gehalten und auf ein Ziel losgeſchleppt, gegen das ſie ſich ſträubte.

Sie zog ſich zurück vor ihm. Etwas Unbekanntes, Unheimliches kam über ſie, machte ſie erſtarren, legte die Kräfte ihres Willens lahm. Daß einem Menſchen ſolche Gewalt gegeben war über einen anderen! Eine fremde Macht umklammerte ſie, verwickelte ſie in unſichtbare Feſſeln. Schrecklich war es zu fühlen, wie die eigene Kraft nachließ, zu wiſſen, daß man nicht würde entrinnen können.

Er fuhr fort, begann jetzt von ſich zu ſprechen, ihr ſeine Verhältniſſe auseinanderzuſetzen. Sie war wie verſunken, hörte kaum darauf.

„Entſchuldigen Sie, gnädiges Fräulein, dieſe Dinge, ſo proſaiſch ſie klingen, gehören nun mal dazu! Ich halte es für meine Pflicht, die materielle Seite der Frage auch zu berühren."

Er mochte erkennen, daß er damit kein Glück mache. Schnell wechſelte er das Thema, ſprach von der wunderbaren Art, wie man ſich kennen gelernt habe, die er als „Fügung" bezeichnete. Thekla habe ihm ſchon vor Jahren tiefen Eindruck gemacht, und er könne den Gedanken nicht los werden, daß ſie von Anfang an für einander beſtimmt geweſen ſeien.

Thekla war es, als ſpräche er das alles nicht zu ihr. Sie ſah ihn kaum noch, obgleich ſie die Augen jetzt feſt auf ihn gerichtet hielt. ‚Wer iſt das? — Wo befindeſt du dich?' fragte ſie ſich.

Der erſte Ton, der ſie packte, war, als er von ſeiner Mutter zu ſprechen begann. In allem bisherigen hatte ſie gerade das vermißt, was für ſie den Ausſchlag geben ſollte: das Herz. Hier kam es endlich zum Durchbruch, als er ſagte: „Meine Mutter iſt alt. Sie hat nur den einen Sohn. Es iſt ihr Herzenswunſch, mich verheiratet zu ſehen. Wer weiß, ob ſie noch ſehr viel Zeit hat, zum Warten. Darf ich nun nicht der alten Dame ſchreiben, daß ich ihr eine liebe Schwiegertochter gewonnen habe?" —

Er ſchwieg und ſah ſie erwartungsvoll an. Thekla blickte zu Boden. Ihre Zaghaftigkeit war noch nicht überwunden. Zu groß ſchien, was er von ihr verlangte.

Sie fragte leiſe, ob er ihr denn nicht etwas Zeit gewähren wolle, ſie könne ſich heute noch nicht entſcheiden.

Voll Lebhaftigkeit erwiderte er: Aufſchieben ſei ſo gut wie ablehnen! Unbedingt verlange er jetzt eine Antwort. Seit Wochen befinde er ſich in einem Zuſtande des Harrens, der kaum zu ertragen ſei. Zeit habe er ihr ja genug ge-

laſſen. Sie müſſe ſich doch längſt etwas gedacht haben. Was ſolle ſich denn noch ändern? Was noch kommen, das auf ihre Entſchließungen Einfluß haben könne? Die Zeit zum Bedenken ſei nun vorbei.

Er hatte ja ganz recht. Thekla mußte ſich das ſelbſt ſagen. Es war auch für ſie beſſer, wenn die Entſcheidung heute fiel, beſſer ſicherlich als dieſe qualvolle Unentſchiedenheit! Schon wieder fühlte ſie ſich ein Stück weiter gezogen, tiefer verſtrickt, geſchwächt in ihrem Widerſtand.

Verzweifelt ſah ſie ſich um. Gab es denn keinen Fingerzeig, keinen Wink für ſie? Der innere Kampf malte ſich in ihren Zügen. Ohne zu wiſſen, daß ſie es that, ſeufzte ſie tief.

„Ich ſehe, daß Sie ſich quälen, gnädiges Fräulein!“ ſagte er. „Ich glaube faſt, Sie hegen eine vorgefaßte Meinung. Haben Sie irgend etwas Ungünſtiges gehört über mich?“

Thekla ſchüttelte den Kopf.

„Was bedrückt Sie? Was iſt denn ſo ſchlimm? Sie ängſtigen ſich! Ich ſehe es Ihnen an! Was iſt es? Sagen Sie mir's! Vielleicht etwas aus — aus Ihrer Vergangenheit — verzeihen Sie! — — Vielleicht ſind Sie nicht ſo frei, wie ich angenommen habe?“

Es kam Thekla wie Erlöſung vor, als er das ſagte. Jetzt wollte ſie ſprechen. Wie er ſich zu dem ſtellen würde, was ſie ihm zu geſtehen hatte, ſollte ihr das erſehnte Zeichen ſein, das alles entſcheiden mußte.

Sie antwortete, er habe recht; in gewiſſem Sinne ſei ſie nicht frei. „Sind Sie verlobt?“ fragte Wernberg haſtig. Es war das erſte Mal, daß er Unruhe an den Tag legte. Thekla mußte unwillkürlich über dieſes Mißverſtändnis lächeln.

„Oder — iſt es eine unerwiderte Neigung?“ —

Thekla erwiderte, es falle ihr ſehr ſchwer, davon zu ſprechen.

„Ich will keinen Namen wiſſen," meinte er. „Überhaupt, wenn es Ihnen allzupeinlich iſt, davon zu ſprechen, dann beſcheide ich mich. Es hat ſich gewiß nur um eine Mädchenſchwärmerei gehandelt — nicht wahr?"

Thekla ſchüttelte den Kopf. „Es iſt weder von einer Verlobung noch von einer Schwärmerei die Rede, Herr von Wernberg!"

„Sie haben einen Antrag zurückgewieſen — iſt es das?"

Thekla nickte.

„Nun dann iſt ja alles gut!" rief Wernberg erleichtert. „Solche Erfahrung iſt nur gut! Übrigens war das zu erwarten. Eine junge Dame wie Sie kann dem kaum entgehen. Andere Männer haben doch auch Augen im Kopfe! Sie ſind alſo frei! Gott ſei Dank, Sie ſind frei!"

Er hatte ja recht, gewiß, er hatte recht! Sie war frei; Gabriel Bartuſch konnte ihr nichts mehr bedeuten. Es wäre Thorheit geweſen, ſich durch Rückſicht auf ihn in der wichtigſten Entſcheidung des Lebens beeinfluſſen zu laſſen. Der Gedanke an ihn war ein Geſpenſt, das den hellen Tag ſcheute. Hier vor ihr ſtand die Wirklichkeit, in der ſie leben ſollte. Das Erlebnis mit Gabriel lag hinter ihr, tot in der Vergangenheit.

Und wie eine Antwort auf dieſe geheimen Erwägungen lauteten jetzt Wernbergs Worte: „Wiſſen Sie, gnädiges Fräulein, darf ich Ihnen mal offen etwas ſagen? Ich glaube, Sie ſind nicht glücklich! Ich habe mich ſchon immer gefragt, wie Sie das einſame Leben aushalten können? Hat es nicht etwas Unnatürliches geradezu? Wenn man Sie anſieht, man verſteht es nicht! Viel zu gut ſind Sie dafür! Fühlen Sie das nicht ſelbſt?

Machen Sie dem ein Ende! Wahrhaftig, ich gebe Ihnen da keinen ſchlechten Rat. — Haben Sie Angſt? — Jedes Mädchen iſt ein wenig ſcheu vor dem Manne. Sie werden mal ſehen, wie glücklich wir werden, wir beide! Ich will Ihnen alles abnehmen, alle Schwierigkeiten, alle Sorgen, alles Unangenehme. Ich werde Sie auf Händen tragen. Glauben Sie mir's! Wollen Sie denn nicht glücklich ſein? Es koſtet ja nur ein einziges, kleines Wort! Sagen Sie's doch!" —

Er hatte mit Wärme geſprochen, mit einer gewiſſen, herzlichen Dringlichkeit. Thekla ſah ihn groß an, wie träumend, und ſagte langſam: „Ja!"

Er ſprang auf und rief: „Nun ſind wir verlobt!"

Im ſelben Augenblicke, wo ſie das Wort ausgeſprochen hatte, erbebte ſie auch ſchon in innerſter Seele. Was hatte ſie gethan? Er ſagte: ſie ſeien verlobt! —

Wernberg aber ging im Zimmer auf und ab und rief: „Das iſt der ſchönſte Tag meines Lebens!"

Thekla griff ſich an die Stirn. Verlobt! Sie war verlobt? —

Er kam zu ihr geeilt, neigte ſich über ſie und fragte: „Darf ich jetzt die Tante rufen? Die wird ſich freuen!"

Ohne die Antwort abzuwarten, lief er hinaus und kam gleich darauf mit der Wallamber zurück, die gar nicht danach ausſah, als habe ſie in der Zwiſchenzeit geſchlafen.

„Tante, du biſt die erſte, die es erfahren ſoll; hier ſtelle ich dir meine Braut vor!"

„Ach Gott, Kinder, das habe ich ja gewußt! Wie reizend von dir, Leo, daß du das bei mir abgemacht haſt!" Damit kam ſie auf Thekla zugeflogen, umarmte und küßte ſie ausgiebig.

Nun ſetzte man ſich wieder an den Kaffeetiſch. Das

alte Fräulein trug abermals die Koſten der Unterhaltung allein. Sie beſprach alles, von den Anzeigen angefangen, die man nun verſchicken würde. Was der Hof dazu ſagen werde. Wo ſie wohnen würden, ob in Theklas Hauſe oder wo anders. Wann und wo die Hochzeit ſtattfinden ſolle. Wernberg verſuchte ihren Redefluß zu dämmen, denn er vermutete mit Recht, daß Thekla darunter leide.

„Das alles werden wir ſpäter beſprechen, Tante! Vor allem wird es darauf ankommen, was Fräulein von Lüdekind will.“

„Kinder!“ rief die Wallamber. „Nennt ihr euch denn noch nicht ‚du‘? Habt ihr euch auch ſchon ordentlich geküßt?“ —

„Tante, das Temperament geht wieder mal mit dir durch!“

„Ach Gott, verzeihe nur, Leo! Ich weiß nicht, wie es modern iſt; aber zu meiner Zeit küßten ſich Brautpaare.“

„Nun, das ſoll auch heute noch vorkommen! Aber jetzt haben wir an manches andere zu denken.“

Thekla fühlte ihm Dank für ſeine Zurückhaltung. Von Herzen froh war ſie, daß er ihr in dieſem Augenblicke Zärtlichkeit erſparte. Am liebſten wäre ſie ganz allein geweſen, um nachdenken zu können.

„Sie ſehen übrigens recht abgeſpannt aus, mein Kind!“ ſagte die Wallamber. „Fehlt Ihnen etwas?“

Thekla bat, daß man ſie nach Haus laſſen möge. Wernberg ſtand ſofort auf und bat um Entſchuldigung, daß er nicht zeitiger daran gedacht habe; ſie werde doch wahrſcheinlich mit ihrer Mutter ſprechen wollen.

An ihre Mutter hatte ſie noch keinen Augenblick gedacht. Sie ſehnte ſich nach ihrem Zimmer, nach dem Bilde ihres Vaters. In ihrer eigenſten Umgebung würde ſie zu

ſich kommen, dort würde ſie ihr Gleichgewicht wiederfinden, einen Standpunkt gewinnen vielleicht zu dem, was ſie gethan hatte.

Wernberg brachte ſie zu einem Wagen.

„Ich komme morgen früh gegen zehn zu Ihnen! Iſt Ihnen die Zeit recht?“

Thekla nickte.

„Auf Wiederſehen alſo morgen früh!“

Er hob ſie in den Wagen und drückte ihr die Hand.

Im Abfahren ſah ſie durch das Fenſter ihn ſtehen und ihr zuwinken. Sie wunderte ſich, daß dieſer große, elegante Herr ihr Bräutigam ſei.

* * *

Thekla erwachte erſt, als der volle Tag in ihr kleines Schlafzimmer leuchtete.

‚Was iſt eigentlich? Iſt heute dein Geburtstag? Irgend etwas Beſonderes hat ſich mit dir zugetragen!‘ — So gingen ihre erſten, noch vom Halbſchlummer umfangenen Gedanken. Dann fiel ihr mit einemmale ein, daß ſie Braut ſei.

Braut! Es klang ſo ſchön. Das bloße Wort war Muſik. Sie entſann ſich, daß es ſie mit geheimem Entzücken erfüllt hatte, früher, ſo oft ſie es vernommen. Was hatte man ſich nicht alles dabei gedacht! Und nun war ſie es ſelbſt!

Sie ſchloß die Augen, um ganz ungeſtört ihrem Glücke nachſinnen zu können. Großes war ihr wiederfahren. Nun gab es kein Zagen mehr und Zweifeln. Alles vorausgegangene Trübe und Bittere war ausgewiſcht, gut ge-

macht, nun das Glück in reichſter Fülle über ſie gekommen. Alles mußte ja gut werden! Ihre ſcheuen Mädchenhoffnungen blühten mit einemmale auf, als ſei winterlicher Schnee durch einen warmen Sonnenblick von ihren zarten Kelchen genommen. Endlich, endlich durfte ſie ihr Herz ſprechen laſſen! Jetzt war es nicht mehr unpaſſend, zu lieben. Vorüber die ſchreckliche Zeit des ſcheuen Verbergens der Gefühle, des ängſtlichen Lugens nach dem, was ſich ſchickt. Sie war Braut, und die Liebe ihr gutes Recht.

Sich hingeben dürfen! Lieben um der Liebe willen, rückhaltlos, kritiklos! Konnte das Leben noch Schöneres in Bereitſchaft haben? War es nicht die irdiſche Seligkeit? Die Erfüllung des ſchönſten aller Träume! Hatte ſich nicht alles in ihr danach geſehnt, unbewußt darauf ſich vorbereitet, ihre ganze Mädchenzeit hindurch?

Wie thöricht war ſie geweſen, ſich ſo lange zu ſträuben, wie kindiſch und dumm ihre Angſt vor ihm! Hatte ſie nicht noch geſtern abend gezagt und ſich gequält mit Bedenken? War ſie nicht unter Thränen eingeſchlafen? —

Wie ganz anders ſich alles anſah, heute beim hellen Scheine der Morgenſonne. Sie dankte Gott für ihr großes Glück. Ihr Daſein war ja nun entſchieden. Wie gut es that, zu wiſſen, wo man hingehörte, einen Menſchen zu beſitzen, dem man ſein Leben weihen konnte. Sie wollte ihm eine gute Frau werden.

Ihre Gedanken eilten zu ihm, dem ſie alles das verdankte. Im Geiſte ſah ſie ihn vor ſich: eine Idealgeſtalt, männlich ſchön, Kavalier durch und durch. Vielleicht dachte er jetzt auch gerade an ſie, ſehnte ſich nach ihr. Sie ſchloß die Augen feſt und breitete mit geöffneten Lippen die Arme aus. O, daß er doch bald käme!

Als ihre Gedanken nüchterner gingen, ſah ſie nach der Uhr. Noch zwei Stunden! Sie war im Grunde froh, ſoviel Zeit zu haben; denn ſie wollte ſich vorbereiten auf ſein Kommen. Er betrat zum erſten Male ihr Haus. Es würde bald ja auch ſein Haus ſein; denn für ſie gab es keinen Zweifel, daß ſie hier gemeinſam wohnen würden.

Sie wollte ſich eben erheben, ihre Anordnungen zu treffen, als es an der Hausthüre klingelte. Jetzt ſchon Beſuch? — Gleich darauf erſchien Hedwig im Schlafzimmer ihrer Herrin, vor ſich her ein Bouquet tragend von loſe gebundenen Roſen, das in ſeiner Größe Hedwigs Oberkörper faſt verbarg. Dabei befand ſich ſeine Karte, auf die mit Bleiſtift geſchrieben war: „Als einen Morgengruß!“

„Das hat eben ein Bote gebracht!“ ſagte Hedwig, die Miene voll Neugier.

Thekla ließ ſich die Blumen geben, hielt ſie vor ſich hin und blieb in ihrem Anblick verſunken ganz ſtill. Wirklich, etwas Reizenderes hätte er ſich nicht ausdenken können! Niemals hatte man ihr Schöneres geſchenkt!

Hedwig machte ſich inzwiſchen im Zimmer zu ſchaffen, als erwarte ſie irgend einen Auftrag. Thekla aber war das Herz ſo voll, daß ſie fühlte, irgend einer Menſchenſeele müſſe ſie ſich mitteilen.

„Hedwig!“ fragte ſie, „was denkſt du wohl, was das vorſtellt?“

Hedwig errötete und blickte ungemein verſchmitzt drein.

„Nun ſo ſprich doch!“

„Daß gnädiges Fräulein ſich verlobt haben!“

„Woher weißt du das?“

„Darf ich was fragen, gnädiges Fräulein: iſt er alt?“ —

„Alt? — Nein! Wie kommſt du darauf?“

„Auf der Karte ſteht doch: Regierungsrat!“ —

Thekla lachte hell auf. „Es giebt auch junge Räte! Wie alt er iſt, weiß ich noch gar nicht mal genau. Aber über Mitte dreißig kann's nicht ſein.“

Nun erhob ſie ſich und beriet mit Hedwig, was ſie anziehen ſolle. Gegen den Wunſch ihrer Zofe, die durchaus eines der beſten Kleider haben wollte, wählte ſie ſchließlich ein ganz ſchlichtes, deſſen Farbe gut zu den Roſen ſtand.

Gefrühſtückt wurde in Haſt. Wer hätte in ſolcher Stimmung Appetit gehabt; Eſſen und Trinken erſchien ſo profan. Die Zeit verging mit Schmücken, Räumen, Abſtäuben und Decken. Hedwig war in viel größerer Erregung, als ihre Herrin, ſie fieberte ordentlich.

Thekla hatte ſich etwas ganz Beſonderes ausgedacht, womit ſie ihn überraſchen wollte. Heute ſollte er erfahren, daß er ihre Liebe geweſen war, ſchon vor Jahren. Wozu jetzt noch ein Geheimnis daraus machen, jetzt, wo der Erfolg ihrem Herzen recht gab? Leo ſollte das erſte Liebesgeſtändnis hören, das ihre Lippen jemals abgelegt.

Man war knapp fertig geworden mit den Vorbereitungen, als Wernberg erſchien. Hedwig verließ ſofort den Salon, nicht ohne einen bewundernden Blick auf den Bräutigam ihrer Dame geworfen zu haben, der ſagen zu wollen ſchien: ‚Ja, ſo einen Regierungsrat laſſe ich mir freilich gefallen!‘ —

Thekla flog ihm entgegen und dankte ihm für die Blumen. Er benutzte die Gelegenheit, wo er ſie ſo freudig erregt ſah, ihr den erſten Kuß zu rauben. Sie war überrumpelt und nun doch ein wenig verwirrt. „Wollen Sie nicht Platz nehmen?“ ſagte ſie befangen. Er that es lächelnd.

„Alſo ſo wohnen Sie!“ meinte er, ſich umſehend. „Nettes kleines Häuschen!“ Das war aber auch alles, was er über Haus und Einrichtung verlor.

Am liebſten hätte ihm Thekla jetzt gleich alles gezeigt: die Stuben, die Möbel, ihre ganzen Schätze. Denn auf nichts war ſie ſo ſtolz, als auf ihre Sachen. Aber ihr Bräutigam ſchien andere Dinge im Kopfe zu haben; er meinte: jetzt müſſe man das „Notwendigſte“ beſprechen.

Er ließ ſich die vollen Namen ihrer Eltern ſagen, die er ſich aufſchrieb. Ferner bat er, daß ſie die Adreſſen ihrer Verwandten und Freunde für ihn aufſchreiben möge, damit bei der Verſendung der Verlobungsanzeigen niemand vergeſſen werde.

Thekla kam alles das äußerſt unwichtig vor, aber er erklärte ihr: man müſſe gerade bei ſolcher Gelegenheit zeigen, daß man wiſſe, was ſich gehört. Dann ſprach er von dem Beſuche, den ſie nun bei ſeiner Mutter machen würden. Er habe bereits geſtern abend einen Brief an die alte Dame geſchrieben, worin er ihr alles mitgeteilt und ſie gebeten habe, einen Tag feſtzuſetzen, an welchem er ihr Thekla vorſtellen dürfe. Denn das müſſe er hier gleich ſagen: ſeine Mutter ſei eine Dame mit ſehr ausgeſprochenen Anſichten, bei ihrem Alter und ihren Erfahrungen habe ſie dazu auch volles Recht. Jedenfalls müſſe man ihren Brief abwarten und ſehen, was ſie vorſchlagen werde, um ſich danach mit ſeinen Plänen einzurichten.

Thekla ſah das ein. Es war ja ihr eigener lebhafter Wunſch, mit dieſer Frau, von der ſie das anziehendſte Bild in der Seele trug, von vorn herein in das beſte Einvernehmen zu kommen. Wernberg erzählte, daß er im Laufe des Vormittags noch vieles vorhabe. Unter anderem wollte

er dem Miniſter ſeine Verlobung mündlich anzeigen. Deshalb müſſe ſie entſchuldigen, wenn er jetzt bereits wieder aufbreche. Nachmittags gedenke er ihrer Mutter ſeine Aufwartung zu machen, er hoffe, Thekla dort wiederzuſehen.

Dann einen Kuß, von der Thür aus eine Kußhand, und er war verſchwunden.

Thekla blieb in keiner glücklichen Stimmung zurück. Ganz anders war dieſes Zuſammenſein geweſen, als ſie es ſich gedacht. Wie konnte man in einem ſolchen Augenblicke ſo offiziell ſein! Geküßt war ſie worden, aber um ihre Gefühle hatte er ſich nicht gekümmert.

Sie war enttäuſcht. Das Bild ihres Vaters ſchien er nicht bemerkt zu haben, dafür aber hatte er ſich ſeinen Namen und Titel genau aufgeſchrieben. Sie ſeufzte, fühlte ſich geneigt, zu weinen. Die ſonnige Stimmung des Morgens war ihr gründlich verdorben, das, was ſie ihm hatte anvertrauen wollen, ihr Geſtändniß, war ſie auch nicht los geworden. Und alle dieſe ungeſprochenen Worte laſteten nun auf ihrem Herzen und machten es ſchwer.

Es war gut, daß ſie mancherlei naheliegende Geſchäfte und Pflichten hatte, die ſie von ihrem Kummer abzogen. Es war nun höchſte Zeit, die Ihren zu benachrichtigen. Er ſprach ſchon vom Drucken der Verlobungsanzeigen, und ſie hatte noch nicht mal ihrer eigenen Mutter ein Wort davon geſagt.

Wie würden die Ihren ſtaunen! Wie würden ſich Agnes und Ella freuen! So eine Verlobung in der Familie war immer etwas Aufregendes! Jede Frau geriet darüber in Extaſe; Thekla wußte das von früher her. Und diesmal betraf es ſie; diesmal war ſie die Braut! —

Sie beſchloß, ſich zu den Ihren zu begeben. Von Leos Roſenſtrauß, der jetzt auf dem Klaviere ſtand, nahm ſie ſich eine Blüte und ſteckte ſie an ihr Kleid.

Indeſſen trat Hedwig in's Zimmer und berichtete in haſtigen Worten: ſoeben komme Herr Reppiner auf's Haus zu, ob ſie ihn vorlaſſen ſolle?

Thekla verſtand Hedwigs Aufregung. Sie war ſelbſt beſtürzt. Was ſollte man thun? Inzwiſchen klingelte es bereits vorn.

„Laß ihn ein!“ befahl Thekla nach kurzem Überlegen. Er mußte es ja doch erfahren! Es kam ihr ſo feige vor, den Augenblick hinauszuſchieben.

Reppiner trat, wie er öfters pflegte, ohne abzulegen, in's Zimmer. Ein Zeichen, daß er nur kurz vorſprechen, ſich vielleicht nur erkundigen wolle, wie's gehe. Außer Hut und Stock hielt er noch etwas in Seidenpapier Gewickeltes in der Hand. Es gab Thekla einen Stich durch's Herz, als ſie ſah, daß er Blumen bringe.

Er wollte ihr eben ſeinen Morgengruß ſagen, als ihm ihre Verwirrung auffiel. Er verſtummte und blickte ſie mißtrauiſch an. Wie er ihr leid that in dieſem Augenblicke! — Der Roſenſtrauß auf dem Klavier entging ſeinem Auge ebenſowenig, wie die Knoſpe an ihrem Buſen.

„Reppiner!“ ſagte Thekla und ſtreckte ihm beide Hände entgegen. Mehr brachte ſie nicht vor.

Er zuckte zuſammen. Seine Miene verdüſterte ſich zuſehends. So ſtand man einander gegenüber, ſie mit geſenktem Scheitel. Etwas wie Spott flog um ſeinen Mund. Er betrachtete die Blumen in ſeiner Hand. „Meine ſind bloß Maiblümchen, aber die hatte Tante Wanda gern!“

„Reppiner!“ rief Thekla. Weiter konnte ſie nicht.

„Nun, mögen Sie glücklich werden, Fräulein von Lübekind!“ Damit wandte er ſich und ſchritt langſam zur Thür. Von da aus warf er einen Blick in das Zimmer zurück, als wolle er das Ganze noch einmal in ſich aufnehmen, und ging.

Thekla ſtand wie angewurzelt. Dann ſtürzte ſie ihm nach. Eben ſchloß ſich die Hausthür hinter ihm. Vom Fenſter aus konnte ſie ihn ſehen, wie er über den Vorplatz ſchritt, mit müden Schritten, das Haupt tief geſenkt. Die Maiblümchen hielt er noch immer in der Hand.

VIII.

Frau von Wernberg hatte geſchrieben, daß ſie ihren Sohn mit ſeiner Braut am nächſten Mittwoch erwarte. Ein unglückliches Zuſammentreffen wollte es, daß für denſelben Mittwoch bereits Theklas Mutter das Brautpaar zum Familiendiner eingeladen hatte. Wernberg bat, Thekla müſſe dafür ſorgen, daß die Sängerſche Einladung wieder rückgängig gemacht werde; er könne ſeiner Mutter nicht zumuten, einen anderen Tag zu wählen. Thekla erklärte ſich dazu bereit, obgleich es ihr leid that, daß Arthurs und Seeheims, die ſchon zugeſagt hatten, nun wieder ausgeladen werden mußten.

Viel Kopfzerbrechen machte es dem jungen Bräutigam auch, wie man reiſen ſolle. Zu Zweien allein? — Das würde die alte Dame ſicher nicht billigen! Jemand müſſe ſchon dabei ſein! Er wollte die Wallamber bitten, das Amt zu übernehmen. „Tante Sidonie als Dame d'honneur, was meinſt du, Thekla? Ich glaube, ſie wird ſich noch am erſten ertragen laſſen; und meine Mutter kann dann nichts mehr ſagen.“

Er ſuchte Thekla auf die Eigentümlichkeiten ſeiner Mutter vorzubereiten; erzählte ihr, was ſie gerne habe

und was ſie verabſcheue. Die alte Dame ſei ſehr konſervativ, lege großen Wert auf Reſpekt, und halte an allen hergebrachten Autoritäten feſt. Jede Art von Emancipation ſei ihr ein Gräuel.

Thekla merkte ſehr wohl, daß er ihr nahe legen wolle, ihr Benehmen dem Geſchmack der Mutter gemäß einzurichten. Sie fand die Sorge ſehr unnötig. Sie war der feſten Überzeugung, daß ſie ausgezeichnet mit der alten Dame auskommen werde. Gerade das, was Leo ihr von der Mutter erzählt hatte, über ihre Anſichten und ihren Geſchmack, vervollſtändigte für Thekla nur das Bild, welches ſie ſich ſelbſt ſchon von dieſer Frau gemacht hatte. Natürlich, ſolche Grundſätze gehörten zu ſolchem Geſicht! Gerade mit charaktervollen Frauen war Thekla immer gut ausgekommen. Sie dachte an die alte Herzogin, ſie dachte an Tante Wanda. Ohne Bangen ſah ſie dieſer neuen Bekanntſchaft entgegen.

Über die äußere Lebenslage und die Geſchichte ihrer Schwiegermutter war Thekla durch Leo unterrichtet worden. Frau von Wernberg ſtammte aus gräflichem Hauſe. Sie hatte ſehr jung einen bedeutend älteren Mann geheiratet. Außer Leo, dem jüngſten Kinde, ſtammten drei Töchter aus dieſer Ehe.

Herr von Wernberg war in einem Kleinſtaat Miniſter geweſen und hatte den Titel Excellenz geführt. Seine Witwe lebte ſeit dem Tode des Gatten in einer mittelgroßen Provinzialſtadt, die ihrer angenehmen Lage und ihrer geringen Kommunalſteuern wegen von penſionierten Offizieren und Beamten als Altersſitz bevorzugt wurde. Eine Tochter der Excellenz wohnte am ſelben Orte mit ihrem Manne, einem verabſchiedeten Rittmeiſter. Dieſes Paar war kinderlos. Die beiden andern Töchter lebten zur Zeit in Berlin, die eine an einen Offizier von der

Garde, die andere an einen Rat im auswärtigen Amt verheiratet.

Man reiſte alſo zu dreien, und zwar mit einem frühen Zuge, am ſelben Abende noch wollte man zurückkehren. Frau von Wernbergs Räumlichkeiten waren beſchränkte; ſie konnte das Brautpaar nicht für die Nacht unterbringen.

Wernberg hatte mit dem Schaffner ein Wort geſprochen; infolgedeſſen war man ſicher, keinen weiteren Fahrgaſt in das Koupee zu bekommen. Die Wallamber ſetzte ſich ſofort in eine Ecke und blickte unausgeſetzt in die vorüberfliegende Landſchaft hinaus. Sie fürchte ſonſt, „blind zu werden", behauptete ſie. Aber es gelang den beiden, ihr dieſe Furcht zu nehmen; außerdem war ſie auch viel zu redſelig, um es lange in der Abgeſchiedenheit auszuhalten. Wernberg hatte eine Bonbonnière mit verführeriſchem Inhalt den Damen zu Ehren mitgebracht.

Sidonie Wallamber verſuchte es, Thekla klar zu machen, was für einen ausgezeichneten Mann ſie bekomme. Seit er die erſten Höschen trage, kenne ſie Leo. Schon als Primaner habe er Herzen gebrochen, und von ſeiner Studentenzeit wolle ſie gar nicht ſprechen, um Thekla nicht eiferſüchtig zu machen. Einen zweiten wie ihn gäbe es nicht. Ärger und Nöte, wie andere Frauen, werde Thekla überhaupt nicht kennen lernen. Denn Leo verſtehe ſich ja auch auf Küche und Einrichtung und auf Toilette, kurz auf alles. Nein, ſie ſei ein beneidenswertes Geſchöpf!

Man hörte ihr lachend zu, wie ſie ſich immer mehr ereiferte über ihr Thema. Thekla beugte ſich dabei ein wenig vor, eine ihrer blonden Flechten löſte ſich. Leos Blick entging das nicht; er half ſeiner Braut beim Aufſtecken der widerſpenſtigen kleinen Haarlocke und benutzte die Gelegenheit geſchickt, einen Kuß anzubringen. „Tante, du brauchſt deshalb nicht wieder Landſchafts-

ſtudien zu treiben. Übrigens giebt es einen Tunnel; darauf wollte ich die Damen vorbereitet haben."

„Einen Tunnel!" rief die Wallamber. „Gott, in einem Tunnel hätte ich mich ja beinahe einmal verlobt!"

Ihr Geſtändnis rief große Heiterkeit hervor, und Wernberg verlangte durchaus zu wiſſen, wo und wann das geweſen ſei. Aber das alte Fräulein weigerte ſich ſtandhaft, näheres zu erzählen.

Man befand ſich in beſter Stimmung. Das Wetter war auch gut gelaunt. Ein glücklicher Stern ſchien über dieſem Ausfluge zu ſchweben.

Thekla war nun ſeit acht Tagen Braut, aber es kam ihr ſelbſt vor, als trenne ſie ein viel längerer Zeitraum von dem Tage, wo ſie jenes entſcheidende „ja" geſprochen hatte. Sidonie Wallamber hatte recht, wenn ſie ſagte, daß Leo ihr alles Schwere abnehmen werde; das fing jetzt ſchon an. Er verwöhnte ſie durch reizende Geſchenke. Sofort hatte er auch die Ordnung aller ihrer Angelegenheiten in die Hand genommen.

Von Reppiner hatte Thekla noch am Nachmittage ſeines letzten Beſuches ein Verzeichnis ihrer ſämtlichen Papiere zugeſchickt erhalten, mit einem Rechenſchaftsbericht über die bisherige Verwaltung. Gleichzeitig hatte der Advokat geſchrieben, er bitte, ihn nunmehr ſeines Amtes zu entbinden, da er auf ungewiſſe Zeit zu verreiſen gedenke. Thekla ſchrieb ihm darauf einen Brief, in welchem ſie aller Freundſchaft und Dankbarkeit, die ſie für ihn empfand, Ausdruck zu verleihen ſuchte; erhielt aber keine Antwort.

An der Hand des Reppinerſchen Verzeichniſſes wurde es für Leo Wernberg nicht ſchwer, ſich in den Vermögensverhältniſſen ſeiner Braut zurecht zu finden. Er mußte anerkennen, daß Theklas Geſchäfte bisher tadellos geführt

worden ſeien, und erklärte offen, daß er „einem Juden“ ſo etwas eigentlich nicht zugetraut habe.

Thekla überließ ihrem Bräutigam nur zu gerne die Sorge um die Geldangelegenheiten. Ihr Vermögen würde ja doch einmal das ſeine werden. Den Bemühungen Reppiners zum Trotze, ihr etwas Geſchäftskenntniſſe beizubringen, hatte ſie an allem, was Geld und Geldeswert war, noch immer kein Intereſſe gewinnen können.

Sie ſtand ihrem Bräutigam nicht gänzlich kritiklos gegenüber. Es ſtörte ſie oft, daß er ſo ſehr viel Wert auf das Äußere zu legen ſchien. Mehr Herzlichkeit hätte ſie von ihm gewünſcht und mehr Offenheit; dafür hätte ſie ſeine Zärtlichkeiten gern in den Kauf gegeben. Sie fand, er pochte ein wenig ſtark auf die Thatſache, daß ſie verlobt ſeien. Und dabei war man ſich doch eigentlich nicht näher gekommen, wenigſtens nicht ſo, wie ſie ſich vorſtellte, daß Menſchen, die ſich liebten, einander nahe kommen müßten, mit den Herzen. Man war ja vertrauter geworden, nannte ſich ‚du‘, ſie wußte eine Menge von ihm — denn er erzählte ihr gern von ſeinen Erlebniſſen und Erfolgen — aber, hatte ſie in ſein Innerſtes Einblick gewonnen?

Mangel an Gemüt konnte das nicht ſein! Er beſaß doch ein gutes Herz! Man brauchte ihn nur im Verkehr mit Tante Sidonie zu ſehen! Was konnte er denn davon haben, gegen die alte Jungfer nett zu ſein? Und ein guter Sohn war er auch. Jemandem, der ſo von ſeiner Mutter ſprach, dürfe man nicht Gemütloſigkeit vorwerfen. Vielleicht wollte er ſein innerſtes Empfinden nicht zeigen; Männer thaten das wohl überhaupt nicht gern?

Man konnte nicht alles verlangen auf einmal, das wußte ſie. Vieles würde noch kommen; man mußte nur vertrauen. Und vertrauen wollte ſie! Soviel Beglückung

hatte er ihr ja schon geschenkt, daß es Vermessenheit gewesen wäre, unzufrieden zu sein.

Sie hegte immer noch eine gewisse Scheu vor ihm. Wenn er sich Vertraulichkeiten erlaubte, fühlte sie recht, daß er ihr ein Fremder sei. Seine Liebkosungen zu erwidern, trieb sie nichts.

Auch jetzt wieder hielt er ihre Hand in der seinen, streichelte und drückte sie heimlich. Ihre Hand wollte sie ihm noch am ersten lassen, die schien so weit von ihr entfernt, wie ein fremdes Glied beinahe. Aber vor seinem leidenschaftlichen Kusse zog sie sich mit geheimem Grauen zurück. Und heute war es ihr lieb, daß die Alte da mit ihrem harmlosen Geplauder bei ihnen saß.

Man näherte sich dem Reiseziele.

„Tante, jetzt kommt der Tunnel!" sagte Wernberg.

„Ich halte mir die Ohren zu!" rief Sidonie Wallamber. „Kinder, sagt mir nur, wenn's vorüber ist!"

Wernberg schloß das Fenster, sowie durch den Pfiff der Lokomotive das Einfahren in den Tunnel angezeigt wurde, und setzte sich dicht neben Thekla. Sowie es völlig dunkel war und das Getöse des Zuges jeden Ton verschlang, zog er seine Braut mit einem Rucke an sich. Sie fühlte seinen Mund auf dem ihren in einem Kusse, wie sie noch keinen empfangen hatte. Ein Widerstreben gab es nicht; wie erstarrt war sie, konnte kein Glied rühren. Alles ließ sie mit sich geschehen.

Also das war es, was sie Liebe nannten! Das hieß: einem Manne angehören! Das war ihre Zukunft! — — —

Als weißliche Rauchwolken hinter den Fenstern ankündeten, daß man sich dem Ende des Tunnels nähere, gab er sie frei. Gleich darauf sah sie ihn am Fenster stehen, beschäftigt, es herabzulassen.

Sidonie Wallamber ſchlug die Augen auf und nahm die Hände von den Ohren. Sie begann zu erzählen: es ſei ſchrecklich geweſen. Im Geiſte habe ſie fürchterliche Geſichte gehabt.

„Und wie iſt es euch beiden denn ergangen?“ Die gramvoll leidenden Züge des jungen Mädchens fielen ihr auf. „Kind, du brauchteſt doch keine Angſt zu haben; du hatteſt doch Leo zum Schutz!“

Thekla lächelte; aber es ſah faſt nach Weinen-wollen aus.

Das alte Fräulein machte große Augen.

„Ach Gott, dieſe Tunnels! Und heute abend müſſen wir wieder hindurch. Puuh!“ . . . .

„Beruhige dich, Tantchen!“ erwiderte ihr Leo ſcherzenden Tones. „Abends brennt ja die Lampe!“

* * *

Am Bahnhof nahm Wernberg einen Wagen. Die Excellenz wohnte am jenſeitigen Ende der Stadt. Das Rattern der Mietkutſche auf dem Pflaſter machte jede Unterhaltung unmöglich. Thekla empfand auch gar kein Bedürfnis, jetzt zu ſprechen. Sie vermied Leos Blick, der ſie geheimnisvoll vertraulich anlächelte, ſo oft ſich die Augen doch mal trafen. Zum Fenſter ſah ſie hinaus, als intereſſierten ſie die Baulichkeiten, Menſchen und Läden dieſer fremden Stadt.

Die beiden Damen wurden bei der Ankunft zunächſt von der Jungfer in ein Fremdenzimmer geleitet. Leo begab ſich ſofort zu ſeiner Mutter. Theklas Friſur war in Unordnung geraten, ſie löſte das Haar vor dem Spiegel

und ſteckte es von neuem auf. Sidonie Wallamber ſtand hinter ihr und half.

„Nimm dich nur recht in Acht hier, Theklachen, mit allem, was du ſagſt und thuſt!“ flüſterte das alte Fräulein und ſah ſich dabei ſcheu um. „Meine Couſine Irmgard legt jedes Wort auf die Goldwage.“

Thekla ärgerte ſich über die Alte. Was wollten ſie nur alle mit ſolchen Ratſchlägen! Sie wußte doch am Ende ſelbſt, was ſich ſchicke!

Als die Jungfer wieder erſchien, nahm Thekla beſtimmt an, ſie werde nun zu der Dame des Hauſes geführt werden; aber ſie wurden erſt in's Eßzimmer gebeten, wo ein Imbiß für ſie bereit ſtand. Es werde erſt um vier Uhr geſpeiſt, ſagte das Mädchen.

Als ſie einen Augenblick allein waren, raunte Sidonie Wallamber Thekla zu: „Ganz meine gute Couſine Irmgard! Immer grande dame. Daß ſie uns nicht mal hier ſchlafen läßt, finde ich ſehr wenig nett von ihr. Platz hat ſie genug in ihrem Hauſe, aber in ihrem Herzen iſt keiner, daran liegt's!“

Die Jungfer kam und meldete: Excellenz laſſe nunmehr bitten.

Thekla fühlte wohl, daß ſie in ein Zimmer trete, aber ihre Augen ſahen nur eines: Leos Mutter. Die Frau war eher noch impoſanter, als ſie ſie ſich vorgeſtellt hatte. Es fiel dem jungen Mädchen nicht ſchwer, beim Handkuß ſich vor ihr zu verbeugen, wie vor einer Fürſtin. Die alte Dame richtete Thekla auf und ließ aus kühlem Auge einen forſchenden Blick über ihre Geſtalt gleiten, doch verrieten ihre Züge nichts von dem Eindruck. „Es freut mich, Sie bei mir zu ſehen, Fräulein von Lüdekind!“ ſagte ſie in ruhigem Tone. Dann begrüßte ſie ihre Couſine. „Ich danke dir, Sidonie, daß du das Brautpaar begleitet haſt!“

Auf einen Wink der Hausfrau ſetzte man ſich. Leo hatte während des Empfanges hinter der Mutter geſtanden und nickte jetzt ſeiner Braut befriedigt zu, als wolle er ſagen: Du haſt deine Sache gut gemacht!

Die Unterhaltung betraf ziemlich alltägliche Dinge. Frau von Wernberg richtete das Wort auch an Thekla, mehr aus Höflichkeit für den Gaſt, der zum erſten Male im Hauſe war. Thekla begriff das. Zum Ausſprechen war jetzt noch nicht die Zeit, das mußte doch alles erſt kommen! Es war ihr lieb, daß man ſie nicht gleich mit tauſend vertraulichen Fragen beſtürmte. Zu vieles gab es hier, was ſie erſt in ſich aufnehmen mußte.

Das Zimmer war nicht groß und dabei mit Möbeln ziemlich voll geſtellt. Luxuriös war nichts, aber alles gediegen. Die Einrichtung ſchien Thekla der paſſende Rahmen für die Geſtalt dieſer Frau, für dieſe wie aus Stein gemeißelten Züge, die aufrechte, ſtolze Haltung und das gewellte Silberhaar des raſſigen Hauptes. Pracht hatte ſo jemand nicht nötig, aber Gewöhnliches konnte man ſich auch nicht gut zu ihrer Umgebung denken.

Am intereſſanteſten war für Thekla ein großes Ölgemälde, das den verſtorbenen Staatsminiſter von Wernberg darſtellte. Er ſaß da in ganzer, dem Beſchauer zugewandter Figur, im Geſellſchaftsanzug, angethan mit allen Dekorationen. Ein alter, vornehmer, müder Mann. Es lag in dieſen ſchmalen Händen, der welken Haut, dem klugen, ein wenig blaſierten Ausdruck mehr Überfeinerung als Kraft. Leo ſah ihm nur wenig ähnlich; er war das Ebenbild ſeiner Mutter in's Männliche überſetzt.

Je länger Thekla dieſe Frau betrachtete, deſto mehr Züge fand ſie heraus, in denen ſich Mutter und Sohn glichen. Es war nur zu begreiflich, daß Leo die Mutter verehrte, von der er das Beſte, was er beſaß, empfangen

hatte. Übrigens konnte man leicht erkennen, daß auch ſie nicht wenig ſtolz war auf den Sohn. Nur im Verkehr mit ihm belebten ſich ihre Züge zu Freundlichkeit und Milde.

Nach einiger Zeit erſchien Leos Schweſter, Frau von Erbmann, mit ihrem Gatten. Sie war der Mutter nicht zu vergleichen; die Züge kleinlicher, vor allem fehlte die Haltung. Erbmann ſtellte den Typus des abgehalfterten Kavalleriſten dar. Platte, langer, ſorgſam gepflegter Schnurbart, Offiziers-Civil. Er lahmte übrigens, was von einem Beinbruche herrührte.

Frau von Erbmann machte kein Hehl daraus, daß ſie neugierig ſei auf Leos Braut. Ohne weiteres ſetzte ſie ſich neben Thekla und verwickelte ſie in ein Geſpräch. Sie war kinderlos und ohne rechte Beſchäftigung, und darum froh über jede neue Perſon, an die ſie ihr Intereſſe hängen konnte.

Am Eßtiſch herrſchte dieſelbe einfache Gediegenheit, welche ſchon im Salon auf Thekla Eindruck gemacht hatte. Zwei Mädchen bedienten. Champagnergläſer waren nicht aufgeſetzt.

Die Excellenz beherrſchte durch das, was ſie einzuwerfen für gut befand, die Tiſchunterhaltung. Es fiel Thekla auf, wie grundverſchieden ſie jeden einzelnen nahm. Was von Leo kam, fand ohne weiteres Beachtung. Das Geſchwätz der Wallamber begegnete höchſtens einem mitleidig ſpöttiſchen Lächeln bei der Couſine. Ihre eigene Tochter wurde von ihr geduldet wie jemand Gleichgiltiges. Ihren Schwiegerſohn aber behandelte ſie geradezu ſchlecht.

Thekla entſann ſich, von Leo gehört zu haben, daß ſeine Mutter die beiden anderen Töchter, die vornehmer geheiratet hatten, bevorzuge. Erbmann ſei ihr immer zu unbedeutend geweſen, und vollends habe er es mit ihr verſchüttet, ſeit er hatte müſſen den Abſchied nehmen. Seine

Mutter könne Leute nicht vertragen, die Mißgeſchick hätten, und Erbmann ſei ein ausgeſprochener Pechvogel.

Beim Braten, zu dem alter Rheinwein in geſchliffenen Gläſern gereicht wurde, machte die Hausfrau ihrem Schwiegerſohne ein Zeichen, welches dieſer nicht verſtand. Leo flüſterte ihm zu: „Mama wünſcht, daß du uns leben läßt!“ Der unglückliche Rittmeiſter, der ſich darauf nicht vorbereitet hatte, geriet in jene qualvolle Erregung, die bei Leuten, deren ſtarke Seite das Sprechen nicht iſt, einer Tiſchrede vorauszugehen pflegt. Alles blickte ihn an. Man ſchwieg erwartungsvoll, nur Frau von Erbmann ſuchte durch krampfhaftes Reden über ſeine Verlegenheit und ihre Angſt hinwegzutäuſchen. Die Excellenz aber ſchien ſich an den Qualen ihres Schwiegerſohnes zu weiden.

Endlich erhob ſich Herr von Erbmann und ſtoppelte eine Rede zuſammen, die nicht einmal den Vorzug der Kürze hatte. Er ſprach von der Überraſchung, die Leo der Familie bereitet habe, behauptete, daß jede Ehe ſchließlich ein „Blindekuhſpiel“ ſei, — da er für dieſen burſchikoſen Ausdruck einen ſtrafenden Blick von ſeiner Schwiegermutter auffing, korrigierte er ſich, er habe „Hazard“ ſagen wollen. Schließlich ging er zur Braut über, die hoffentlich allen in ſie geſetzten Hoffnungen entſprechen werde. Übrigens könne man darüber beruhigt ſein, Leo ſei ja klug und habe ſtets gewußt, was er thue. Darum heiße er Fräulein von Lüdekind in der Familie willkommen, und das Brautpaar ſolle leben.

Nachdem die Gläſer aneinander geklungen, ſagte Leo ſo laut, daß es die geſamte Tiſchrunde hören konnte: man verlange wohl keine Antwort von ihm darauf. Er ſei kein Freund von Toaſten in der Familie; es komme ſelten etwas Geſcheites heraus. Halblaut aber meinte er zu Thekla: „Verzeih! Der arme Erbmann ſcheint bei ſeinem

Sturze nicht bloß auf's Bein gefallen zu ſein. Ich dachte mir gleich, was gemeint ſei, als es damals hieß: Kein edlerer Teil verletzt!“ —

Nach Tiſch zog ſich die Frau des Hauſes zurück. Zu Theklas Leidweſen. Der Abend kam heran und das Tete-a-Tete, das ſie im ſtillen erhofft hatte mit der alten Dame, wurde immer zweifelhafter. „Mama hat beſtimmte Gewohnheiten, von denen ſie unter keinen Umſtänden eine Ausnahme macht!“ ſagte Leo zur Erklärung.

Was hatte Thekla davon, ſich mit Frau von Erbmann, die ihr bereits des ſchweſterliche ‚du‘ angeboten hatte, über Ausſtattung zu unterhalten, wo man kaufen müſſe und wo nicht! Wenn ſie dafür nur lieber ein paar vertraute Worte hätte mit Leos Mutter ſprechen können!

Etwas wie Enttäuſchung wollte das Mädchen beſchleichen. Wie ganz anders, als ſie ihn ſich vorgeſtellt hatte, war der Empfang! Aber ſie wollte ſich das Bild, das ſie von Leos Mutter im Herzen trug, darum noch nicht verunglimpfen laſſen. Zu einer ſo abgeſchloſſenen Perſönlichkeit gehörte wohl auch eine gewiſſe Zurückhaltung, die leicht wie Schroffheit ausſah. Aber hätte ſie nicht der Braut des Sohnes gegenüber aus ihrer königlichen Unnahbarkeit herabſteigen können? — Wenigſtens hätte es Thekla doch geſtattet ſein müſſen, ihr zu zeigen, wie ſie ſie verehre. Wie es jetzt war, fühlte ſie ſich wohl äußerlich in die Familie aufgenommen, aber von der Stätte, die ihr am wichtigſten war: dem Herzen der Mutter ausgeſchloſſen.

Wernberg bemerkte Theklas Nachdenklichkeit, er kam zu ihr geeilt: „Mama hat mir vorhin geſagt, ſie würde nächſtens auf einige Tage zu uns kommen. Dann wird es Gelegenheit geben, ſich kennen zu lernen. Das hier war ja nur eine Anſtandsviſite, die wir ihr ſchuldig ſind, weißt du!“

Bald darauf trat die Excellenz in's Zimmer. Sie winkte Thekla zu ſich heran, während Leo, der ihre Abſicht verſtand, dafür Sorge trug, daß die anderen ſich in's Nebenzimmer zurückzogen.

„Wir wollen uns ‚du' nennen, Thekla, da du Leos Braut biſt!" begann ſie. Statt aller Antwort küßte ihr das Mädchen die Hand. „Ich will dir nicht vorenthalten, Thekla, daß mich Leos Verlobung in der That überraſcht hat. Ich hatte ihm das bereits geſchrieben und habe es ihm heute ſelbſt geſagt. Ich konnte von ihm verlangen, daß er mich über ſeine Abſichten vorher benachrichtigte. Er iſt großjährig, ich weiß es! Aber ſchließlich hat eine Mutter noch andere Erfahrungen und Geſichtspunkte, als ein junger Mann. In einer ſolchen für das ganze Leben wichtigen Frage hätte es ſich gehört, mein Urteil zu hören. Das ſchrieb der kindliche Gehorſam vor und auch die Klugheit. Aber genug davon! Eure Verlobung iſt Thatſache! Und daß ich mich darein gefunden habe, ſiehſt du daraus, daß du hier biſt. — Weiteres haben wir, ſoviel ich ſehen kann, heute nicht zu beſprechen. Nächſtens werde ich Gelegenheit nehmen, dich zu beſuchen. Ich höre, daß du ein eigenes Haus haſt. Dann hoffe ich auch, die Deinen kennen zu lernen."

Damit erhob ſie ſich und rief ihren Sohn herbei, wohl um Thekla anzudeuten, daß ſie eine Erwiderung auf das Geſagte nicht wünſche.

Eine Viertelſtunde darauf ſchon ſaß man im Wagen und fuhr zur Bahn. Thekla ſchwieg während der ganzen Fahrt.

Auf dem Bahnhofe benutzte ſie die Gelegenheit, wo Sidonie Wallamber ein Plakat ſtudierte, ihren Bräutigam zu fragen: „Leo, ſage mir eines! Iſt deine Mutter gegen unſere Verbindung?"

„Unſinn!“ rief Wernberg. „Meine gute Thekla, was haſt du dir da in den Kopf ſetzen laſſen! Eiferſüchtig iſt ſie; das iſt das ganze Geheimnis!“

IX.

Sowie der Tag von Frau von Wernbergs Kommen feſtſtand, ſchrieb Thekla an die alte Dame und bat ſie, daß ſie bei ihr wohnen möchte. Zwar könne ſie in dem kleinen Hauſe nicht viel bieten, doch wolle ſie verſuchen, alles ſo bequem wie nur möglich herzurichten.

Die Excellenz ließ ihr durch Leo danken für das freundliche Anerbieten, ſie könne jedoch keinen Gebrauch davon machen, da ſie ſich bei einer ihr befreundeten Familie bereits zum Wohnbeſuch angeſagt habe.

Thekla war aufrichtig betrübt über dieſe Ablehnung. Wäre es ihr vergönnt geweſen, die alte Dame mit kindlicher Sorgfalt und Liebe zu umgeben, dann hätte ſie ſich ſchon getrauen wollen, allmählich auch den Weg zu ihrem Herzen zu finden, der ihr bisher hartnäckig verweigert worden war.

„Wer ſind denn die Freunde, bei denen deine Mutter wohnen wird?“ fragte Thekla ihren Bräutigam.

„Ach, eine Familie Kalkmeyer! Er iſt Geheimrat und Mitglied des Kultusminiſteriums. Meine Mutter ſchätzt die Leute ſehr hoch. Ich habe ein ſchlechtes Gewiſſen ihnen gegenüber; habe ſie lange nicht beſucht und ihnen neulich ſogar eine Einladung zu Tiſch ausgeſchlagen. Es mögen ja ganz gute Menſchen ſein, wenn ſie nur nicht

ſo furchtbar fromm und tugendhaft wären! Evangeliſche Heilige ſage ich dir! Die eine Tochter iſt an einen Paſtor verheiratet, die andere iſt ſelbſt einer. Ich ſaß einmal neben ihr bei Tiſch, da bekam man das Gefühl, als ſei man Kandidat der Theologie im Examen. Ausgequetſcht geradezu hat mich dieſe Marie Kalkmeyer über meine Stellung zu allerhand kirchlichen Fragen. Ich fürchte, ich habe ſehr ſchlecht beſtanden. Schrecklich war's! Außerdem wird in dem Hauſe miſerabel gegeſſen. Warum nur, kannſt du mir das ſagen, Thekla, müſſen ſich alle frommen Menſchen immer ſo ſchlecht anziehen?" —

„Ich kenne die Familie!" erwiderte Thekla. „Ich habe mit Marie und Helene Kalkmeyer in einer Klaſſe geſeſſen."

„Marie Kalkmeyer ſieht um zehn Jahre älter aus als du. Seid ihr wirklich ein Jahrgang? Danach wäre alſo die Frömmigkeit nicht mal ein Konſervierungsmittel! Die Dame pocht gewaltig auf ihre Tugend. Ich glaube, niemand hat jemals die Abſicht gehabt, ſie ihr zu rauben. Kennſt du ſie genauer?"

„Nach der Schulzeit habe ich Marie nur flüchtig in Geſellſchaft wiedergeſehen. Aber wir kennen uns. Es iſt ein ſehr eigentümliches Zuſammentreffen, daß deine Mutter gerade dort wohnen muß."

„Meine Mutter hat ein Faible für die Orthodoxie. Bei frommen Leuten ſieht ſie über alle Dehors hinweg. Sie hat, wenn ſie hier geweſen iſt, immer bei den Kalkmeyers gewohnt. Und ich muß dann in den ſauren Apfel beißen, dort mindeſtens einmal zu Abend zu eſſen. Thee, kalter Aufſchnitt, und harte Eier mit Sardellen belegt. Dazu religiöſe Geſpräche! Ich ſehe ſchon die ſpitze Miene von Fräulein Marie, wenn ſie mir bemerkbar machen wird, daß ich immer nur dann komme, wenn

meine Mutter bei ihnen wohnt. Du wirst auch die Kalkmeyers besuchen müssen, Thekla; meine Mutter wird das verlangen.“

Nun erst, wo sie erfahren hatte, daß sie bei den Kalkmeyers absteigen wolle, war der Gedanke, Leos Mutter nicht bei sich haben zu sollen, für Thekla bitter geworden. Gerade bei denen! Schwerlich würde Maries Gesinnung sich freundlicher gestalten gegen Leo Wernbergs Braut, als sie gegen die Klassengenossin gewesen war.

Thekla begab sich zum Empfange der Excellenz auf den Bahnhof. Marie Kalkmeyer war da. Die beiden Mädchen begrüßten sich. Marie beglückwünschte Thekla zur Verlobung. Die Art, wie sie das that, versetzte Thekla um zehn Jahre zurück. Das süßsaure Lächeln, die hochmütige Miene, der vorwurfsvoll spöttische Blick schienen sagen zu wollen: ‚Bilde dir nur nicht zuviel ein! Ich kenne dich, du bist hoffärtig! Mit mir, mit Marie Kalkmeyer, darfst du dich doch nicht vergleichen!‘ —

Als die Excellenz ankam, wurde sie von Marie sofort mit Beschlag belegt. Es kam Thekla vor, als sei der Kuß, den die Tochter des Ministerialrats von der alten Dame erhielt, wärmer, als die flüchtige Umarmung, die ihr selbst zu teil wurde.

Frau von Wernberg verbrachte den ersten Abend bei den Kalkmeyers. Am nächsten Vormittage erst kam sie zu Thekla.

Thekla empfand eine gewisse Genugthuung bei der Aussicht, Leos Mutter in ihrem Hause empfangen zu können. Die Excellenz ließ sich jeden einzelnen Raum zeigen; sie sagte nicht viel. Sie musterte die Möbel, die Bilder, alles mit jenem ihr eigenen kühlen Blicke; ein Blick, in dem viel Klugheit lag, viel Menschen- und Weltkenntnis, aber keine Liebe.

Später kam auch Leo hinzu. Er überreichte Thekla Blumen, ohne die er niemals kam, und fragte: „Nun, ist die Besichtigung der Cottage überstanden? Es heißt zwar, ‚Raum ist in der kleinsten Hütte‘ . . . aber ich fürchte, ich fürchte, wir werden uns sehr klein machen müssen, wenn wir hier als ‚glücklich liebendes Paar‘ leben sollen.“

Er tauschte mit seiner Mutter einen Blick des Einverständnisses. Thekla sah ihren Bräutigam vorwurfsvoll an; sie nahm jedes Wort, das gegen ihr geliebtes Häuschen gesagt wurde, als persönliche Kränkung.

Wernberg bemerkte, daß ihr die Thränen in den Augen standen. Er lenkte ein: „Nun, nun, Herzchen, das braucht ja heute nicht gerade entschieden zu werden.“

Am selben Tage noch machte Frau von Wernberg in Theklas und ihres Sohnes Begleitung den schuldigen Besuch bei Sängers. Theklas Mutter war darauf vorbereitet. Auch der Finanzrat war da. Wernberg, der ihn kannte, machte den wohlgemeinten Versuch, ihn bei Seite zu ziehen; aber leider mißlang das. Sänger ließ es sich nicht entgehen, wo er eine Excellenz im Hause hatte, zu zeigen, daß er ein Mann von Welt sei. Sofort setzte er sich neben Frau von Wernberg und vereitelte so den eigentlichen Zweck des Besuches, daß die beiderseitigen Mütter sich aussprechen sollten. Er redete auf sie ein, in jenem burschikos vertraulichen Tone, den er für das Wesen hielt der Intimität, „wie sie zwischen vornehmen Leuten selbstverständlich ist.“ —

Je zuthunlicher er wurde — was sich durch immer näheres Heranrücken an den Gast ausdrückte — desto cisiger wurde die Excellenz. Frau Sänger kam gar nicht zur Geltung. Thekla saß wie auf Kohlen, schlimmer hätte es gar nicht gehen können.

Frau von Wernberg erhob ſich zeitig, worüber Sänger ſehr erſtaunt war. Theklas Mutter brachte etwas überſtürzt noch eine Einladung vor: Ihre Excellenz möge doch einen Tag beſtimmen, wo ſie mit dem Brautpaare bei ihnen eſſen wolle. Leos Mutter erklärte, daß ſie den Kalkmeyers bereits zugeſagt habe, jeden Tag bei ihnen zu ſpeiſen.

Der Abſchied, den man von einander nahm, ſtand unter dem Eindrucke dieſer bündigen Ablehnung.

* * *

Frau von Wernbergs Beſuch war auf fünf Tage berechnet. Thekla konnte es nun doch nicht umgehen, das Kalkmeyerſche Haus aufzuſuchen, obgleich ſie nichts dorthin zog.

Sie traf die Excellenz in Geſellſchaft von Marie Kalkmeyer. Das Geſpräch wollte ſchwer in Fluß kommen. Was ſollte man auch ſagen, wo Maries Augen beſtändig auf der Lauer lagen! —

Dann kam die Rede auf Fräulein Zuckmanns Inſtitut. Marie Kalkmeyer fing ſelbſt davon an. Es war ihr bekannt, daß Thekla das Unternehmen unterſtützte. Sie müſſe das bedauern, meinte Marie, denn der Ruf der Zuckmannſchen Töchterſchule ſei neuerdings kein guter.

Thekla verteidigte das Inſtitut mit Wärme. Wenn ſie das Unternehmen unterſtützt habe, ſo ſei es geſchehen, um eine Schuld abzutragen. Sie erinnerte Marie daran, daß auch ſie der alten Lehrerin Dank ſchuldig ſei.

Maries ſpitze Naſe ſchien noch ſpitzer zu werden. In ihrer Art, von oben herab, erwiderte ſie: „Ich bin

allerdings niemals mit der Zuckmann einverſtanden geweſen, ſchon als ihre Schülerin nicht. Meine Schweſter Helene und ich ſind uns immer klar geweſen, daß in ſittlicher Beziehung dort laxen Tendenzen gehuldigt wurde. Und der Beweis, wie richtig wir damals beobachtet haben, iſt längſt erbracht. Iſt dir vielleicht der Stundenplan der Zuckmannſchen Töchterſchule bekannt?"

Thekla bejahte die Frage.

„So! Dann wundert es mich allerdings ſehr, daß dir nichts daran aufgefallen iſt!" Mit dem nächſten wandte ſie ſich an Frau von Wernberg. „Denken, Excellenz, in der betreffenden Schule findet nur dreimal in der Woche Religionsunterricht ſtatt, während man für die Naturwiſſenſchaften vier Stunden übrig hat. In meinen Augen iſt ein ſolcher Lehrplan gerichtet. Ein Zeichen der wachſenden Glaubensloſigkeit unſerer Zeit. Aber, ich weiß ja überhaupt nicht, Thekla, wie du zu der großen Frage ſtehſt! — Ich halte es für meine Pflicht, da wir Schulfreundinnen ſind, dich auf die Gefahr der Mißdeutung hinzuweiſen, in die du dich begiebſt, wenn du ein ſolches Unternehmen unterſtützt."

Thekla erwiderte darauf nichts weiter, als: Fräulein Zuckmann habe Feinde, ſie halte ſich einfach an das, was ſie ſelbſt von ihr wiſſe.

Im übrigen nahm ſie den Fehdehandſchuh, den ihr Marie hingeworfen hatte, nicht auf. Vor Frau von Wernberg ſich in eine Auseinanderſetzung einzulaſſen, die nur häßlich ausfallen konnte, wäre unpaſſend geweſen. Sie war froh, als ſie ſich verabſchieden durfte. Eine Einladung, die ſie im ſtillen befürchtet hatte, war von Kalkmeyerſcher Seite nicht erfolgt.

Auf Leos Wunſch machten Thekla und die Excellenz in den nächſten Tagen gemeinſam eine Anzahl Beſorgungen

für die Ausstattung. Thekla hatte von Ellas und Agnes Ausstattung her die Erinnerung: wie wenig erquicklich im allgemeinen solche Gänge sind, und hegte darum im Geheimen einiges Bangen, wie es diesmal gehen würde. Aber alles wickelte sich viel besser ab, als sie gedacht. Frau von Wernberg hatte drei Töchter ausgestattet, besaß also Erfahrung. Außerdem fügten sich einer Frau von so offenkundiger Überlegenheit die Verkäufer und Verkäuferinnen ganz von selbst. Thekla sah ein, daß auch sie nichts Besseres thun könne, als ihrer Schwiegermutter in diesen Dingen blindlings zu folgen. Überhaupt wollte sie sich ja gern fügen. Es kam ihr vor, als sei es keine Schande, sich unterzuordnen, wo man bewunderte.

Einen Punkt gab es, der ihr Unruhe bereitete: Frau von Wernberg war offenbar dagegen, daß das junge Paar Theklas Haus beziehe. Mit Worten ausgesprochen hatte sie das bisher zwar nicht, aber es ging zur Genüge aus ihrem Verhalten hervor.

Wenn sich nun Thekla auch willig jedem Wunsche ihrer Schwiegermutter fügen wollte, hierin, das fühlte sie, konnte, ja durfte sie nicht nachgeben. Für Leo und für seine Mutter war ihr Haus eben ein gewöhnliches Haus; für sie, für Thekla, war es das Erbteil Tante Wandas. Es war ferner die Stätte, an die sie bereits manches eigene Erlebnis wie mit unsichtbaren Ketten band. Wie hätte sie diese teuren Räume jemals mit einer Mietswohnung vertauschen mögen, mochte diese auch schöner, bequemer und geräumiger sein!

Über diesen Punkt, das hatte sie sich vorgenommen, sollte Klarheit geschaffen werden, und zwar noch ehe die Excellenz wieder abreiste. Es war schon deshalb notwendig, weil Leo bereits von Anschaffung neuer Möbel gesprochen

hatte; und man mußte die Einrichtung doch den Räumen anpaſſen, in die ſie kommen ſollte.

Einige Stunden vor ihrer Abreiſe kam Frau von Wernberg verabredeterweiſe noch einmal zu Thekla, um mit ihr eine Anzahl Geſchäftsofferten und Ausſtattungskataloge durchzugehen. Als das erledigt war, begann Thekla ohne weiteres von dem, was ihr auf dem Herzen lag. Sie ſagte, daß es ihr unmöglich ſei, dieſes Haus aufzugeben, und bat, daß man ihr doch hierin ihren Willen laſſen möchte.

Frau von Wernberg hatte ſie ausreden laſſen, dann ſagte ſie gelaſſen, das ſeien: „Mädchenideen". Hier komme es darauf an, das Praktiſche zu thun. Das Haus liege ungünſtig für Leo; er müſſe durch die ganze Stadt, um zu ſeinem Miniſterium zu gelangen. Vor allem aber ſei es zu klein. Wo ſolle zum Beiſpiel Leos Zimmer eingerichtet werden? Das Eßzimmer wäre völlig ungenügend; ſie könnten nicht mehr als vier Menſchen placieren. Und Leo ſei es ſeiner Stellung ſchuldig, Leute bei ſich zu ſehen. Dienſtboten würden ſie kaum logieren können, ohne anzubauen. Das Häuschen reiche aus für ein altes Fräulein, aber nicht für ein junges Paar, das eine gewiſſe Rolle ſpielen wolle.

Thekla fühlte das Gewicht dieſer Gründe wohl; im Grunde hatte ſie ſich Ähnliches auch ſchon geſagt. Aber was war das alles gehalten gegen ihren Herzenswunſch? — Es handelte ſich doch nicht allein um das „Praktiſche", ſondern um das Glücklich-werden. Und ſie wenigſtens würde ſich in anderen Räumen, als in dieſen, niemals glücklich fühlen können.

Ein ſpöttiſcher Zug legte ſich um Frau von Wernbergs Mund, als ſie den Eifer ſah, mit dem Thekla ihre Sache verfocht. „Wenn Leo nun verſetzt würde, was ihm als

Beamten jeden Augenblick paſſieren kann, dann würdeſt du alſo nicht mit ihm gehen, weil du dein Haus verlaſſen müßteſt?“ — fragte ſie.

„Natürlich würde ich mit Leo gehen, weil es dann Notwendigkeit wäre! Aber ſo lange es angeht, möchte ich doch, daß er mir zu Liebe thut, was möglich iſt. Mir zu Liebe ſoll er's thun, darauf kommt's an!“

Die alte Dame zuckte verächtlich mit den Achſeln. „Das iſt ſentimental gedacht! Ich glaube nicht, daß du damit bei Leo durchdringen wirſt.“

„Das glaube ich doch, denn er liebt mich!“

„Glaube mir, mein Kind, die Ehe beruht auf anderen Grundlagen noch als auf der Liebe.“

„Mag ſein! Aber Liebe ſcheint mir das Große dabei und das Wichtige. Und wenn man ſich liebt, muß man auch im ſtande ſein, ein Opfer zu bringen.“

„Gut, Thekla! Dann bringe du das Opfer!“

„Warum ich? Verliere ich doch viel mehr, wenn ich mein Haus aufgeben muß, als Leo jemals dadurch gewinnen kann!“

„Nun, es giebt ſoetwas wie Unterordnung der Frau unter den Willen des Mannes!“ ſagte jetzt die Excellenz, nicht mehr ſo ruhig wie vorher. Theklas ungewohnter Widerſpruch verdroß ſie. „Und außerdem ſcheint es mir nur gerecht, wenn in ſolcher Frage derjenige Teil nachgiebt, der ſowieſo, wie mich dünkt, gut, wenn nicht am beſten fährt.“

„Das verſtehe ich nicht!“ rief Thekla. Und das war nicht etwa von ihrer Seite Verſtellung; ſie verſtand Frau von Wernbergs Gedankengang in der That nicht.

„Sehr einfach zu verſtehen!“ ſagte die alte Dame, die ihre Faſſung wieder ganz gewonnen hatte. „Ich werde es dir erklären, Thekla, da du dir ſelbſt nicht zu ſagen ver-

magſt, was ſo nahe liegt. Leo iſt mein Sohn, aber deshalb kann ich doch ausſprechen, was ich von ihm halte. Du heirateſt keinen gewöhnlichen Mann. Sollteſt du es noch nicht wiſſen, ſo laß es dir hierdurch geſagt ſein, daß es eine Ehre iſt für dich, wie es für jedes Mädchen eine Ehre wäre, Frau von Wernberg zu werden. Im übrigen will ich nicht abſchätzen und wägen! Ich meine, du haſt ein gutes Loos gezogen. Du ſollteſt zufrieden ſein, Thekla, und dankbar!“

„Aber ich bin doch auch etwas!“ ſtieß Thekla hervor, zu deren Füßen es ſich wie ein Abgrund aufthat, aus dem ſie ein eiſiger Hauch anwehte.

„Ich ſagte, ich wolle nicht abſchätzen und wägen!“ erwiderte Frau von Wernberg. „Aber wie's ſcheint, willſt du es thun. Ob mein Sohn eine mehr oder weniger gute Partie macht . . .“

„O Gott, ſo habe ich es nicht gemeint!“

„Ob mein Sohn eine gute Partie macht, darauf kommt es mir nicht an. Für mich iſt viel wichtiger, ob er ſich ſtandesgemäß verheiratet. Und da frage ich nicht allein nach Ebenbürtigkeit, ich frage auch nach der Verwandtſchaft. Denn deine Familie wird in gewiſſem Sinne auch die ſeine. Ich möchte dich nicht kränken, Thekla, ich will nur, daß du wiſſen ſollſt, wenn einmal von Opfern die Rede iſt, daß Leo manches in den Kauf nehmen muß!“ —

Thekla ſenkte das Haupt. Das hatte getroffen. Es war ihr, als ſei es Ehrenſache, ſolchem Stolze gegenüber für ihre Familie einzutreten. Aber was ſagen! Sie erwiderte nur: Frau von Wernberg kenne die Ihren wohl nicht genug, um das zu ſagen.

„Ich meine auch eigentlich keine beſtimmten Perſonen, Thekla! Die Deinen ſind gewiß alle ſehr brav und

ehrenwert; ich zweifle nicht daran. Ich ſpreche von den Verhältniſſen im ganzen. Nach welchen Grundſätzen du erzogen biſt, weiß ich nicht; weiß auch nicht, welche Grundſätze überhaupt in eurer Familie herrſchen. Es iſt im Leben die Hauptſache, daß man die richtigen Grundſätze hat und daß man feſt darinnen ſteht. Auch das muß ein Mann wohl erwägen, wenn er ein Mädchen wählt, ob die Weltanſchauungen harmonieren. Leo iſt noch jung, und ich fürchte, er hat daran nicht gedacht."

„Unſere Grundſätze ſind, glaube ich, nicht ſchlechter, als die irgend einer anderen Familie!" rief Thekla in kaum verhehlter Erregung. „Mein Vater war Offizier, er hat uns die Erziehung gegeben, die er für recht hielt. Leider iſt er viel zu früh geſtorben für uns, und meine Mutter hat wieder geheiratet . . ."

„Ja, Thekla, deine Mutter hat wieder geheiratet. — Ich weiß, daß das ein Unglück iſt für dich."

„Aber das iſt doch ausgeglichen worden. Meine Tante Wanda hat Mutterſtelle an mir vertreten. Das Beſte, was ich habe und was ich bin, verdanke ich ihr. Sie iſt meine eigentliche Erzieherin geweſen, mehr als alle Lehrer und Lehrerinnen, die ich je gehabt habe. Ich wünſchte, ich könnte dir ſagen, was ich dieſer Tante verdanke, wie ich ſie liebe, und wie gerne ich ihr ähnlich werden möchte!"

„Thekla!" ſagte die alte Dame mit eigenartiger Betonung. „Da du ſelbſt die Rede darauf bringſt, will ich dir meine Anſicht nicht vorenthalten. Du ſagſt, du verdankſt deiner Tante viel; in gewiſſem Sinne magſt du recht haben. Aber daß ſie dich auch zur Erbin ihrer Anſchauungen gemacht hat, ob das gut für dich geweſen iſt, bezweifle ich. Ich bin beſſer unterrichtet über dich und deinen Lebensgang, als du denkſt; außerdem hat man auch

ſelbſt ſeine Augen. Es iſt zum mindeſten ungewöhnlich, daß ein junges Mädchen, wie du es gethan haſt, jahrelang allein wohnt und lebt. Nach unſeren Begriffen gehört ſich das einfach nicht. Das iſt eben das, was ich Mangel an Grundſätzen nenne; ein ſolches Sich-emancipieren vom guten Ton. Daraus folgt dann alles andere: daß du zum Beiſpiel Herren hier empfangen haſt, daß du dich mit Sachen beſchäftigſt, die ein junges Mädchen aus guter Familie nicht zu kennen braucht und auch nicht kennen ſoll. Ich mache dir nicht mal einen großen Vorwurf daraus; den Fehler haben die begangen, die dich in ſolches Fahrwaſſer brachten. Und nach allem, was ich höre, trifft dafür die Verantwortung eben jene Tante Wanda, die du ſo hochſtellſt."

Thekla blickte die Excellenz ſprachlos an. Träumte ſie denn! — Sollte hier Wanda Lüdekind in ihrem eigenen Hauſe verunglimpft werden?

„Deine Tante hat gewiß ihre guten Seiten gehabt, Thekla. Aber eines giebt zu denken: eine Frau, die für die Kirche keinen Sinn hat, die freien Tendenzen huldigt, mit einem Worte, die irreligiös iſt, kann nicht vorbildlich ſein. Ihr Einfluß auf dich iſt groß geweſen; du geſtehſt es ſelbſt. Ich will nicht ſagen, daß du verdorben wäreſt, nein, nur auf die rechten Autoritäten hat man dich nicht hingewieſen in der Jugend. Das thut mir leid. Für die Braut meines Sohnes wünſchte ich mir ganz beſonders, daß ſie gefeſtigt wäre in den Grundſätzen, die nun mal die einzig wahren und ewig unverrückbaren ſind."

Thekla war wie zerſchmettert. Die Frau hatte mit ſchonungsloſer Hand an alles gerührt, was ihr lieb war und verehrungswürdig. Sollte ſie ſich verteidigen? Konnte man das überhaupt jemandem gegenüber, mit dem man

nicht das Geringſte gemein hatte, jemandem gegenüber, der wie dieſe Frau eingepanzert war in „Grundſätze“? Es war hoffnungslos von Anfang an. Sie ſchwieg und ſeufzte.

Die Excellenz glaubte zu ſehen, daß ihre Worte einen gewiſſen Eindruck hervorgebracht hatten auf das Mädchen. Das hatte ſie ja gewollt! Sie war nun aufgeräumt und freundlich, wie wir meiſt ſind, wenn wir das letzte Wort gehabt haben.

Eigentlich wurde angenommen, daß Thekla die alte Dame auf den Bahnhof begleiten ſolle, weil Leo durch dringende Geſchäfte davon abgehalten war. Kurz vor Abgang des Zuges wollte er auf dem Bahnhofe ſein, um ſich von ſeiner Mutter zu verabſchieden. Aber Frau von Wernberg riet nun ſelbſt dazu, daß Thekla zu Haus bleiben möge.

Beim Abſchied küßte ſie Thekla auf das Haar. Es war das erſte Mal, daß die alte Dame ſie etwas wie Zärtlichkeit blicken ließ. Thekla merkte es kaum. In ihr hallten noch die Worte von vorhin wider. Stumm geleitete ſie die Excellenz zur Thür, blieb dann wie träumend zurück.

Lange Zeit ſtand ſie regungslos auf demſelben Platze. Was war geſchehen? Sie hatte eine Auseinanderſetzung gehabt mit Leos Mutter. War das ſo ſchlimm? O, es war vielleicht gut! Es hatte Klarheit gebracht in vieles. Immerdar würde ſie getrennt ſein von dieſer Frau, durch eine tiefe Kluft. Das wußte ſie jetzt.

Mit dieſer Erkenntnis war für Thekla eine große Hoffnung zerſtört; die Hoffnung: eine Frau zu finden, die ſie rückhaltlos verehren könne wie eine zweite Mutter. An ihrer Verbindung mit Leo war ihr das mit als das Lockendſte erſchienen. Daß Frau von Wernbergs Liebe

nicht im Sturme würde zu gewinnen ſein, hatte ſie von Anfang an gewußt. Aber wie gern hätte ſie um dieſe höchſte Auszeichnung gebient! Nach dieſer Auseinanderſetzung war das unmöglich geworden!

Thekla war weit davon entfernt, der Excellenz zu verargen, was ſie geſagt hatte. Sie konnte die alte Dame verſtehen, ja ſie verſtand ſie eigentlich jetzt erſt ganz. Frau von Wernberg mußte, ſo wie ſie es gethan, urteilen, ihrem Charakter gemäß. Es war von Thekla ein ausſichtsloſes Verlangen geweſen, ſich von Leos Mutter verſtanden zu ſehen. Eine ſolche Frau konnte niemanden lieben, der nicht von ihrer Art war. Ihr Stolz, ihr ſtarrer, ſelbſtgerechter Stolz hinderte ſie daran. Darum konnte es ihr gegenüber nur ein blindes Sich-unterwerfen geben — für den, der ſelbſt keinen Stolz hatte — oder aber ein gleichgiltiges Nebeneinander-hergehen. Das Letztere war das, was ihr blieb; man würde mit einander auszukommen verſuchen, um des Anſtandes, um des Friedens willen. Ein trauriger Erſatz in der That für das, was ſie geträumt hatte!

Als Thekla von Leo erfahren, daß ſeine Mutter bei den Kalkmeyers wohnen werde, hatte ſie ſofort nichts Gutes geahnt. Es war ihr wahrſcheinlich geweſen, daß Marie Kalkmeyer, wie ſie nun mal war, die Gelegenheit benutzen werde zu Klatſch. Aber daß es ihr in dieſem Maße gelingen würde ſie anzuſchwärzen, hatte Thekla freilich nicht annehmen können. Und das war das Demütigende, daß dieſe Auseinanderſetzung ſich nicht ergeben hatte aus den natürlichen Gegenſätzen, ſondern daß Fremde ſich eingemiſcht hatten. Stand ſie nicht verdächtigt vor Leos Mutter, als habe ſie etwas verheimlicht aus ihrer Vergangenheit von ihrem innerſten Weſen? — Das war der bitterſte Stachel, den die letzte Stunde in ihr zurückgelaſſen hatte.

Und daran war Leo ſchuld! Er hatte weder der Mutter ein klares Bild von ſeiner Braut gegeben, noch hatte er ihr geſagt, weſſen ſie ſich von der Mutter zu gewärtigen habe. Damit hätte er ihr, hätte er Thekla die Demütigung erſpart, Wochen hindurch um etwas zu ringen, das ihr von vornherein verſagt war.

Leo hatte ſie, ſeine Braut, nicht der Wahrheit für würdig gehalten. Von dieſem großen Unrecht konnte ſie ihn nicht freiſprechen.

* * *

Leo Wernberg traf mit ſeiner Mutter auf dem Bahnhofe zuſammen. Nachdem er Gepäck und Billet der Excellenz beſorgt hatte, begab man ſich in das reſervierte Zimmer.

Er ſetzte ſich dicht neben ſie auf das Sofa und ergriff vertraulich ihre Hand. „Mamachen! Ehe du gehſt, mußt du mir noch ein paar Worte ſagen. Haſt du dich nun mit meiner Wahl ausgeſöhnt?“

Die Excellenz ſchwieg eine Weile. „Ja und nein! Thekla iſt ein gutes, ein ausgezeichnetes Mädchen!“ —

„Sag mir nur das nicht, Mama! Gut iſt kein Lob. Das ſagt man, wenn man jemanden ſchonen will. Aus deinem Munde möchte ich doch was anderes über meine Braut hören. Ich will dir mal ſagen, was ich von ihr halte. Ich behaupte: Thekla iſt einfach eine Perle. Ich bin ſtolz darauf, ſie gefunden zu haben. Bitte, Mama, nenne mir eine andere junge Dame, der man den Vorzug geben könnte vor ihr? Irgendwo hat es bei jeder einen Haken. Entweder die Herkunft mangelhaft, oder kein Ver-

mögen vorhanden, bei der einen läßt die Erſcheinung zu wünſchen übrig, bei der anderen der Charakter. Alles das iſt bei Thekla erſter Klaſſe. Ich behaupte, ſie iſt vollendet in ihrer Art."

„Ich finde es ganz in der Ordnung, Leo, daß du ſchwärmſt!"

„Nein, ich ſchwärme nicht. Über die Kinderkrankheit bin ich hinaus."

„Immerhin ſiehſt du deine Braut mit den Augen des Bräutigams. Das heißt, du ſiehſt vor allem das Glück, das du von ihr erwarteſt. Als Mutter ſehe ich dich und ſie und eure ganze Zukunft . . ."

„Unſere Zukunft iſt geſichert, Mama! Ich kann dir das nur wiederholen. Theklas Vermögen iſt größer noch, als ich erwarten konnte. Und wenn du dich etwa an ihrer Verwandtſchaft ſtößt — ich gebe zu, daß die Familie Sänger keine angenehme Zugabe iſt — ſo kann ich dir verſichern, die werde ich mir vom Halſe zu halten wiſſen. Aber ſchließlich, es kann doch nicht jeder eine reichsunmittelbare Gräfin heiraten! Geſetzt, ich hätte einen Herzog zum Schwager, dann ſtünde ich gewiſſermaßen unter dem Drucke ſeines Ranges, nichtwahr? So gebe ich den Ton an. Siehſt du das ein, Mama?"

„Leo, du haſt mich nicht ganz verſtanden. Um eure äußere Lage ſorge ich mich nicht. Ich habe auch nie eine Fürſtin zur Schwiegertochter verlangt. Es iſt mir ſehr recht, daß du nicht allzuhoch hinaus gewollt haſt. Ich weiß, daß es ſo weiſer gethan iſt."

„Ja, um des Himmels willen, was haſt du denn dann noch für Bedenken, Mama?" rief der Sohn nicht ohne Zeichen von Ungeduld.

„Es wird nicht ganz leicht ſein, einem Manne das klar zu machen, vor allem, da du als Bräutigam alles

in beſonders roſigem Lichte ſiehſt. Eine Mutter, wie geſagt, blickt weit in die Zukunft hinaus, ſagen wir um zehn, zwanzig Jahre und länger! Ich glaube, du kennſt deine Braut noch gar nicht! Es iſt auch nicht leicht, ein Mädchen zu durchſchauen, weil eben Mädchen unfertig ſind, unbeſchrieben, du verſtehſt mich! — Was aus ihr werden mag durch die Ehe, das können wir höchſtens ahnen. Ich habe drei Töchter verheiratet, Leo! — Nur das wollte ich ſagen: Thekla iſt gar nicht ſo einfach konſtruiert, wie du denkſt. An ihr kannſt du noch Überraſchungen erleben. Darauf wollte ich dich vorbereitet haben!"

„Ich habe mir bisher immer eingebildet, daß ich die Frauen einigermaßen kennte!"

„Ja, wie ein unverheirateter Mann die Frauen kennt, von einer Seite! In der Ehe erſt wirſt du deine Frau erkennen, und damit die Frauen!"

„Unangenehme Überraſchungen wird mir Thekla kaum bereiten. Sie iſt frei von ‚Temperamentsfehlern.' Entſchuldige den ſportsmäßigen Ausdruck, Mama, aber er bezeichnet genau, was ich meine. Sie iſt das ſanfteſte, gutwilligſte Weſen! Lenkbar, ganz Schmiegſamkeit und Fügſamkeit! Irgendwelche Mucken, Laune, Eigenſinn, habe ich noch nicht an ihr bemerkt. Und ſowas müßte ſich doch mal zeigen!"

„Du hälſt ſie für lenkbar. Bis zu einem gewiſſen Grade: ja! Aber poche nicht zu ſehr darauf, Leo! Ich könnte mir Augenblicke denken — Gott ſchütze euch davor — wo du nichts mit ihr wirſt ausrichten können, ſo ſanft ſie ausſieht. In ihrem Weſen liegt vieles verborgen, was ſie nicht zeigt. Sie iſt empfindſam, um nicht zu ſagen: empfindlich! Ich möchte kein hartes Wort gebrauchen; aber ob ſie ganz frei iſt von Schrullen? — Alles das wird erſt die Zukunft lehren. Auf alle Fälle, Leo, iſt Vorſicht geboten."

„Mama, es wird mir das größte Vergnügen bereiten, dich in ein paar Jahren wieder zu ſprechen und mir von dir beſtätigen zu laſſen, daß du Schwarzſeherei getrieben haſt!“

„Um ſo beſſer, Leo, wenn du recht behälſt. Was ich zu ſagen hatte über dieſen Punkt, habe ich geſagt. Ich werde dich im übrigen mit Schwarzſeherei nicht plagen.“

Was ſie noch weiter ſprachen bis zum Abgang des Zuges betraf Dinge alltäglicher Natur.

Leo Wernberg nahm am Bahnhofe einen Wagen und fuhr zu Thekla. Obgleich er ſich's nicht hatte merken laſſen wollen, waren ſeiner Mutter Worte doch nicht ganz ohne Eindruck auf ihn geblieben. In Menſchenkenntnis und Lebensklugheit erkannte er in der alten Dame immer noch ſeine Meiſterin.

Er fand Thekla dort, wo ſeine Mutter ſie verlaſſen hatte, im kleinen Gartenſalon. Der Empfang von ihrer Seite war minder warm, als er es gewöhnt. Was es mit ihrer Zurückhaltung auf ſich habe, wollte er ſchon heraus-bekommen! Man kannte doch die Frauen; wenn ſeine Mutter ihm das auch hatte anzweifeln wollen!

„Ich bin hierher geflogen, Thekla! Ich hatte ſolche Sehnſucht nach dir, mein Herz! Nun iſt meine gute Mutter fort! Aber — du haſt wohl gar geweint? Hat's was mit meiner Mutter gegeben — wie?“

„Leo!“ ſagte Thekla und ſah ihn dabei groß und eindringlich an. „Warum haſt du mir das nicht geſagt?“

„Was, mein Liebling?“

„Daß deine Mutter ſo über mich denkt!“

„Es thut mir leid, Thekla, furchtbar leid! Nimm's nur nicht ſo tragiſch! Sieh mal, meine Mutter iſt eine Frau der alten Weltanſchauung. Aber ſchließlich, du heirateſt nicht ſie, ſondern mich! Das wird ſich alles aus-gleichen. Ihr beide werdet noch die beſten Freunde

werden. Laß uns nur erſt mal verheiratet ſein. Das ſind ſo Stürme des Brautſtandes."

„Ach, Leo, es wäre vielleicht beſſer . . ."

„Wie meinſt du? Sprich mein Kind!"

„Wäre es nicht beſſer, wenn wir auseinandergingen?"

„Thekla! — Ich glaube wirklich, du biſt nicht ganz bei Sinnen! Deshalb, weil du ein Zerwürfnis gehabt haſt mit meiner Mutter!" —

„Ach, das iſt es gar nicht. Damit bin ich längſt fertig! — Ganz etwas anderes! — — Mir iſt ſo bange! Ich weiß nicht, wie ich zu dir ſtehe, Leo?"

Sie bedeckte die Augen mit den Händen.

Leo betrachtete ſie lächelnd. Wirklich, ſie ſchien doch noch ein rechtes Kind! Das war es wohl, was ſeine Mutter ihre „Schrullen" genannt hatte? Ihn ſollte das nicht bedenklich machen! Mädchenlaunen, weiter nichts! War es nicht eine reizende Zugabe von Unberechenbarkeit, die ſie nur pikanter erſcheinen ließ? — Er fühlte darin wie ein guter Reiter, den ein Pferd, das gar keine Untugenden hat, langweilt, weil es ihm niemals Gelegenheit giebt, ſeine Überlegenheit zu erproben. Wie er ſo ſtand, fiel ſein Blick auf Haar und Hals der vor ihm Sitzenden. Der Kragen des loſen Kleides ließ jene Stelle am Genick frei, wo das ſtarke Haupthaar überging in ein Gekräuſel von leichten Löckchen, die nur wie ein zarter Schatten die roſig durchſchimmernde Haut bedeckten. Ein heißes Begehren ſtieg in ihm auf. Aber zur rechten Zeit fiel ihm noch ſeiner Mutter Warnung ein: daß Vorſicht geboten ſei. Er hielt ſich zurück. Wozu vorgreifen? Sie war ihm ja ſicher! —

Er beugte ſich zu ihr herab.

„Thekla!" flüſterte er mit gedämpfter Stimme an ihrem Ohre. „Meine Thekla! Sieh mich doch nur an!"

Sie ſah auf mit dem Blicke eines verſcheuchten Vogels.

„Was haſt du, Thekla? Sage mir alles! Sieh mal, wir haben uns doch lieb — nicht wahr?“

„Wenn ich das nur wüßte, Leo! Mir iſt alles unſicher geworden.“

„Zweifelſt du an meiner Liebe?“

„Leo, ich denke manchmal: du bildeſt dir nur ein, mich zu lieben.“

„Närrchen, ich bin bei völlig klaren Sinnen! Ich weiß, daß ich dich über alles liebe, und nie aufhören werde, dich zu lieben! Genügt dir das? Soll ich ſchwören?“ —

„Wir kennen einander ſo wenig!“

„Lernen wir uns nicht alle Tage beſſer kennen? Du biſt nur ein wenig bange. Bin ich denn wirklich ein ſo ſchrecklicher Menſch — wie?“

„Nein, nein! Spaße nicht mit dieſen Dingen, Leo! Ich ſorge mich Tag und Nacht darum. Es kommt mir manchmal vor, als wären wir ſo weit von einander entfernt. Aber ich kann auch nicht erklären, wie das iſt! Nur eines weiß ich, wenn alles richtig wäre zwiſchen uns, dann dürfte es ſo nicht ſein. Meine Tante Wanda ſagte mir einmal: daß Mann und Frau etwas ganz Verſchiedenes ſuchten in der Liebe. Ob es das vielleicht iſt?“ —

„Wenn deine Tante geſagt hat: Mann und Frau ſähen die Liebe unter verſchiedenen Geſichtspunkten, ſo hat ſie ſehr recht gehabt. Ich bitte dich, Thekla, darin liegt doch gerade der Reiz jeder Neigung, daß man verſchieden geartet iſt. Gegenſätze ziehen ſich an! Wäre es nicht höchſt langweilig, wenn wir beide über jede Sache dasſelbe dächten? Man ſpricht ſich aus, man vergleicht ſeine Anſichten. Das iſt gut ſo! Es kommt eben bei jeder Sache darauf an, wie man ſie anſieht. Du ſiehſt im

Augenblicke alles trübe. Aber ich gebe dir mein Wort, Thekla, nicht eher verlaſſe ich dich, bis nicht deine lieben Augen wieder ganz hell ſind."

Er lächelte ihr ermutigend zu. Thekla ſaß in Gedanken verſunken. Ob er nicht recht hatte am Ende? —

Es war, wie es ſchon ſo oft geweſen: ſeine männliche kraftvolle Gegenwart übte einen ſtarken Einfluß auf ſie aus; ihre Energie, ihr Hoffen fühlten ſich mit einem Male gehoben. Unwillkürlich wurde ſein Wille der ihre. Als ob ſie einen bangen Traum geträumt hätte, war es dann; im Morgenlichte lächelte ſie beruhigt über das, was ſie eben noch geſchreckt hatte.

Wernberg ſtörte ſie nicht im Nachſinnen. Er wartete ruhig die Wirkung ſeiner Worte ab. Erſt als er ſie wiederholt ſeufzen hörte, trat er zu ihr. „Thekla, man muß wiſſen, was man will! Neulich warſt du dir doch völlig klar! Man ſagt nicht heute ‚ja!' und morgen ‚nein!' Es giebt keine Treue auf Kündigung. An ſeinem Worte hält man feſt; das gilt für Mann wie Frau!"

Er konnte nicht wiſſen, wie das, was er ſagte, ſich mit ihren Gedanken berührte. Thekla dachte an ein Wort, das Tante Wanda ihr ſterbend zugerufen hatte: „Wenn dir einer begegnet, den du der Liebe wert findeſt, den halte feſt über alles! Laß dich nie irre machen an einem Freunde!" — Verurteilte dieſes Wort ſie nicht geradezu? Warf er ihr nicht Halbheit vor, Lauheit, Untreue? —

Und was war ihr eigener Vorſatz geweſen, den ſie in gehobener Stimmung gefaßt hatte: Lieben ohne Hintergedanken, ohne Rückſichten, ohne Furcht. Lieben um der Liebe willen!

Welcher Wunſch hatte ſie denn beſeelt, welches Ideal ihr vorgeſchwebt in ihrer Mädchenzeit? Zu lieben, wenn

der Rechte gekommen ſein würde. Und nun war die große Zeit da, hier ſtand der Erwählte ihres Herzens, und wie fand er ſie: ängſtlich, zaghaft und matt! Was für eine Braut war das, die vor dem Glücke zurückbebte, die nicht zu ergreifen wagte, was ſie ſelbſt gewollt. Wahrlich, unſäglich klein mußte ſie ihm erſcheinen!

Sie ſenkte noch einmal das Haupt. Tief wollte ſie nachdenken, tief in ſich hineinblicken, mit dem eigenen Herzen Zwieſprache halten über dieſe große Frage. Was ſchrieb es ihr vor? Welches Geſetz lebte dort, ihr Daſein beherrſchend von Anfang an? Was war ihr eigenes tiefſtes Bedürfnis, der heilige Zweck ihres Lebens? Ein Wort fand ſie da geſchrieben, zur Antwort auf alle Fragen, eingebrannt mit glühenden Buchſtaben in ihre Seele: Liebe!

Etwas von dem wunderbaren Lichte, das ſie eben erſchaut hatte, leuchtete noch aus ihren Augen, als ſie jetzt aufblickte und ihm ein glückſtrahlendes Geſicht zuwandte.

Er konnte nicht verſtehen, was in ihr vorgegangen ſei; mit ſchnellem Blicke erkannte er nur das heraus, was ihm im Augenblicke das Wichtige war: er hatte geſiegt!

„Nun ſind deine Augen wieder ganz hell, Thekla!“ ſagte er.

„Leo! Willſt du mir verzeihen?“

„Alles! Wenn du mich ſo anſiehſt! Aber, was bekomme ich zur Belohnung? Denn etwas will ich haben dafür, daß du mich ſo ſchlecht behandelt haſt.“

„Das will ich dir geben! Alles ſollſt du haben, was du nur willſt!“

Sie warf ſich ihm in die Arme und ſuchte ſeinen Kuß.

Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Roack & Co.

Princeton University Library
32101 067519247

E. STECHERT
& Co.